

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.


Herausgegeben

von

Paul Lindau.

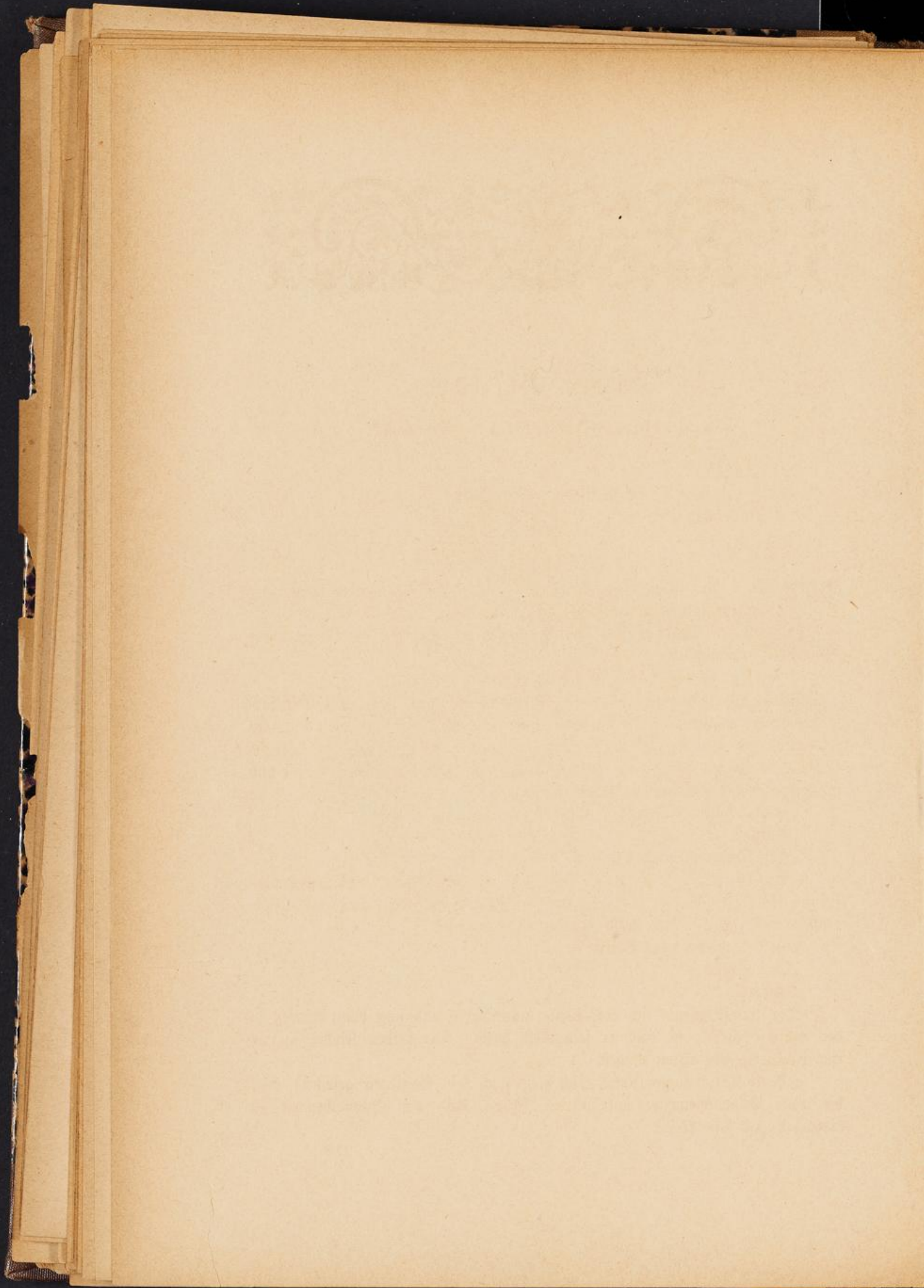
IX. Band. — Mai 1879. — 26. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Anton Rubinstein.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

1. Das Hänfling-Nest.

Weißt Du, Grete, wir haben ein Nest in unserm Garten, und ganz niedrig, und zwei Junge drin.“

„Das wäre! Wo denn? Ist es ein Fink oder eine Nachtigall?“

„Ich sag' es nicht. Du mußt es rathen.“

Diese Worte waren an einem überwachsenen Zaun, der zwei Nachbargärten von einander trennte, gesprochen worden. Die Sprechenden, ein Mädchen und ein Knabe, ließen sich nur halb erkennen, denn so hoch sie standen, so waren die Himbeerbüschel hüben und drüben doch noch höher und wuchsen ihnen bis über die Brust.

„Bitte, Balthin,“ fuhr das Mädchen fort, „sag' es mir.“

„Rathe.“

„Ich kann nicht. Und ich will auch nicht.“

„Du könntest schon, wenn Du wolltest. Sieh nur,“ und dabei wies er mit dem Zeigefinger auf einen kleinen Vogel, der eben über ihre Köpfe hinslog und sich auf eine hohe Hanfstaude nieder setzte.

„Sieh,“ wiederholte Balthin.

„Ein Hänfling?“

„Gerathen.“

Der Vogel wiegte sich eine Weile, zwitscherte und flog dann wieder in den Garten zurück, in dem er sein Nest hatte. Die beiden Kinder folgten ihm neugierig mit ihren Augen.

„Denke Dir,“ sagte Grete, „ich habe noch kein Vogelneest gesehen; bloß die zwei Schwalbennester auf unserm Flur. Und ein Schwalbennest ist eigentlich gar kein Nest.“

„Höre, Grete, ich glaube, da hast Du Recht.“

„Ein richtiges Nest, ich meine von einem kleinen Vogel, nicht ein Krähen- oder Storchennest, das muß so weich sein, wie der Flachs von Regine's Wocken.“

„Und so ist es auch. Komm' nur. Ich zeig' es Dir.“ Und dabei sprang er vom Baum in den Garten seines elterlichen Hauses zurück.

„Ich darf nicht,“ sagte Grete.

„Du darfst nicht?“

„Nein, ich soll nicht. Trud' ist dawider.“

„Ach Trud', Trud'. Trud' ist Deine Schwieger, und eine Schwieger ist nicht mehr als eine Schwester. Wenn ich eine Schwester hätte, die könnte den ganzen Tag befehlen und verbieten. Ich thät es doch. Schwester ist Schwester. Spring'. Ich fange Dich.“

„Hole die Leiter.“

„Nein, spring'.“

Und sie sprang, und er fing sie geschickt in seinen Armen auf.

Jetzt erst sah man ihre Gestalt. Es war ein halbwachsenes Mädchen, sehr zart gebaut, und ihre feinen Linien, noch mehr das Oval und die Farbe ihres Gesicht's, deuteten auf eine Fremde.

„Wie Du springen kannst,“ sagte Baltin, der seinerseits einen ächt märkischen Breithopf und vorspringende Backenknochen hatte. „Du fliegst ja nur so. Und nun komm, nun will ich Dir das Nest zeigen.“

Er nahm sie bei der Hand, und zwischen Gartenbeeten hin, auf denen Dill und Pastinak in hohen Dolden standen, führte er sie bis in den Mittelgang, der weiter abwärts vor einer Geißblatt-Laube endigte.

„Ist es hier?“

„Nein, in dem Hollunder.“

Und er bog ein paar Zweige zurück und wies ihr das Nest.

Grete sah neugierig hinein und wollte sich damit zu schaffen machen, aber jetzt umkreiste sie der Vogel, und Baltin sagte: „laß; er ängstigt sich. Es ist wegen der Jungen; unsere Mütter sind nicht so bang um uns.“

„Ich habe keine Mutter,“ erwiderte Grete scharf.

„Ich weiß,“ sagte Baltin „aber ich vergess' es immer wieder. Sieht sie doch aus, als ob sie Deine Mutter wäre, versteht sich Deine Stiefmutter. Höre, Grete, sieh Dich vor. Hübsch ist sie, aber hübsch und böse. Und Du kennst doch das Märchen vom Nachhandelboom?“

„Gewiß kenn' ich das. Das ist ja mein Lieblingsmärchen. Und Regine muß es mir immer wieder erzählen. Aber nun will ich zurück in unsern Garten.“

„Nein, Du mußt noch bleiben. Ich freue mich immer, wenn ich Dich habe. Du bist so hübsch. Und ich bin Dir so gut.“

„Ach, Narrethei. Was soll ich noch bei Dir?“

„Ich will Dich noch ansehen. Mir ist immer so wohl und so weh.“

wenn ich Dich ansehe. Und weißt Du, Grete, wenn Du groß bist, da mußt Du meine Braut werden.“

„Deine Braut?“

„Ja, meine Braut. Und dann heirath' ich Dich.“

„Und was machst Du dann mit mir?“

Dann stell' ich Dich immer auf diesen Himbeerzaun und sage „spring“; und dann springst Du und ich fange Dich auf, und . . .

„Und?“

„Und dann küß' ich Dich.“

Sie sah ihn schelmisch an und sagte: „Wenn das wer hörte! Emrenz oder Trud . . .“

„Ach Trud und immer Trud. Ich kann sie nicht leiden. Und nun komm und seß' Dich.“

Er hatte diese Worte vor dem Lauben-Eingang gesprochen, an dessen rechter Seite eine Art Gartenbank war, ein kleiner, niedriger Sitzplatz, den er sich aus vier Pföcken und einem darüber gelegten Brett selbst zurechtgezimmert hatte. Er liebte den Platz, weil er sein eigen war und nach dem Nachbargarten hinüber sah. „Seß' Dich,“ wiederholte er, und sie that's und er rückte neben sie. So verging eine Weile. Dann zog er einen Malvenstock aus der Erde und malte Buchstaben in den Sand.

„Lies,“ sagte er. „Kannst Du's?“

„Nein.“

„Dann muß ich Dir sagen, Grete, daß Du Deinen eignen Namen nicht lesen kannst. Es sind fünf Buchstaben und es heißt Grete.“

„Ach, griechisch,“ lachte diese. „Nun merk' ich erst; ich soll Dich bewundern. Hatt' es ganz vergessen. Du gehörst ja zu den Sieben, die seit Ostern zum alten Gigas gehen. Ist er denn so streng?“

„Ja und nein.“

„Er sieht einen so durch und durch. Und seine rothen Augen, die keine Wimpern haben . . .“

„Laß nur“ beruhigte Balthin. „Gigas ist gut. Es muß nur kein Calvin'scher sein oder kein Kathol'scher. Da wird er gleich böß, und Feuer und Flamme.“

„Ja, sieh, das ist es ja eben . . .“

Balthin malte mit dem Stocke weiter. Endlich sagte er: „Ist es denn wahr, daß Deine Mutter eine Kathol'sche war?“

„Gewiß war sie's.“

„Und wie kam sie denn in's Land und in Euer Haus?“

„Das war als mein Vater in Brügge war, da sind viele Span'sche. Kennst Du Brügge?“

„Freilich kenn' ich's. Das ist ja die Stadt, wo sie die beiden Grafen enthauptet haben.“

„Nein, nein. Das verwechselst Du wieder. Du verwechselst auch

immer. Weißt Du noch . . . Ananias und Aeneas?! Aber das war damals, als Du noch nicht bei Gigas warst . . . Ach, bei Gigas! Und nun soll ich auch hin, denn ich werde ja vierzehn, und Trud' ist bei ihm gewesen, wegen Unterricht und Firmung, und hat es alles besprochen . . . Aber sieh, ihr habt ja noch Kirschen an Eurem Baum. Und wie dunkel sie sind! Nur zwei. Die möcht' ich haben."

"Es ist zu hoch oben; da können bloß die Vögel hin. Aber laß sehen Gret', ich will sie Dir doch holen, . . . wenn . . ."

"Wenn?"

"Wenn Du mir einen Kuß geben willst. Eigentlich müßtest Du's. Du bist mir noch einen schuldig."

"Schuldig?"

"Ja. Von Sylvester."

"Ach, das ist lange her. Da war ich noch ein Kind."

"Lang oder kurz. Schuld ist Schuld."

"Und bedenke, daß ich morgen zu Gigas komme . . ."

"Das ist erst morgen."

Und eh sie weiter antworten konnte, schwang er sich in den Baum und kletterte rasch und geschickt bis in die Spitze, die sofort heftig zu schwanken begann.

"Um Gott, Du fällst", rief sie hinauf; er aber riß den Zweig ab, an dem die zwei Kirschen hingen und stand im Nu wieder auf dem untersten Haupt-Ast, an dem er sich jetzt, mit beiden Knien einhakend, wagerecht entlang streckte.

"Nun pflücke," rief er und hielt ihr den Zweig entgegen. „Nein, nein, nicht so. Mit dem Mund . . ."

Und sie hob sich auf die Fußspitzen, um nach seinem Willen zu thun. Aber im selben Augenblicke ließ er die Kirschen fallen, bückte sich mit dem Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Das war zu viel. Erschrocken schlug sie nach ihm, und lief auf die Gartenleiter zu, die dicht an der Stelle stand, wo sie das Gespräch zwischen den Himbeerbüschen gehabt hatten. Erst als sie die Sprossen hinauf war, hatte sich ihr Zorn wieder gelegt, und sie wandte sich und nickte dem noch immer verduzt Dastehenden freundlich zu. Dann bog sie die Zweige von einander und sprang leicht und gefällig in den Garten ihres eigenen Hauses zurück.

2. Trud und Emrenz.

In den Gärten war alles still, und doch waren sie belauscht worden. Eine schöne, junge Frau, Frau Trud Minde, modisch gekleidet, aber mit strengen Zügen, war, während die Beiden noch plauderten, über den Hof gekommen und hatte sich hinter einem Weinspalier versteckt, das den geräumigen, mit Gebäuden umstandenen Minde'schen Hof von dem etwas niedriger gelegenen Garten trennte. Sechs Stufen führten hinunter. Nichts war ihr hier entgangen, und die widerstreitendsten Gefühle, nur keine freundlichen, hatten sich

in ihrer Brust gekreuzt. Grete war noch ein Kind, so sagte sie sich, und alles was sie von ihrem Versteck aus gesehen hatte, war nichts als ein kindisches Spiel. Es war nichts und es bedeutete nichts. Und doch, es war Liebe, die Liebe, nach der sie sich selber sehnte, und an der ihr Leben arm war bis diesen Tag. Sie war nun eines reichen Mannes ehelich Weib; aber nie, so weit sie zurückdenken mochte, hatte sie lachend und plaudernd auf einer Gartenbank gesessen, nie war ein frisches, junges Blut um ihretwillen in einen Baumwipfel gestiegen und hatte sie dann kindlich unschuldig umarmt und geküßt. Das Blut stieg ihr zu Kopf, und Neid und Mißgunst zehrten an ihrem Herzen.

Sie wartete, bis Grete wieder diesseits war, und ging dann raschen Schrittes über den Hof auf Flur und Straße zu, um nebenan ihre Muhme Zernitz, des alten Rathsherrn Zernitz zweite Frau und Baltins Stiefmutter, aufzusuchen. In der Thür des Nachbarhauses traf sie Baltin, der bei Seite trat, um ihr Platz zu machen. Denn sie war in Staat, in hoher Stehkrause und goldner Kette.

„Guten Tag, Baltin. Ist Emrenz zu Haus? Ich meine Deine Mutter.“

„Ich denke, ja. Oben.“

„Dann geh' hinauf und sag' ihr, daß ich da bin.“

„Geh' nur selbst. Sie hat es nicht gern, wenn ich in ihre Stube komme.“

Es klang etwas spöttisch. Aber Trud, erregt wie sie war, hatte dessen nicht Acht und ging, an Baltin vorüber, in den ersten Stock hinauf, dessen große Hinterstube der gewöhnliche Aufenthalt der Frau Zernitz war. Das nach vorn zu gelegene Zimmer von gleicher Größe, das keine Sonne, dafür aber viele hohe Lehnstühle und grün-verhangene Familienbilder hatte, war ihr zu trist und öde. Zudem war es das Wohn- und Lieblingszimmer der ersten Frau Zernitz gewesen, einer steifen und langweiligen Frau, von der sie lachend als von ihrer „Vorgängerin im Amt“ zu sprechen pflegte.

Trud, ohne zu klopfen, trat ein und war überrascht von dem freundlichen Bilde, das sich ihr darbot. Alle drei Flügel des breiten Mittelfensters standen auf, die Sonne schien, und an dem offenen Fenster vorbei schossen die Schwalben. Ueber die Kissen des Himmelbetts, dessen hellblaue Vorhänge zurückgeschlagen waren, waren Spizentücher gebreitet, und vom Hof herauf hörte man das Gackern der Hühner und das helle Krähen des Hahns.

„Gi, Trud,“ erhob sich Emrenz und schritt von ihrem Fensterplatz auf die Muhme zu, um diese zu begrüßen. „Zu so früher Stunde. Und schon in Staat! Laß doch sehen. Gi, das ist ja das Kleid, das Du den Tag nach Deiner Hochzeit trugst. Wie lang ist es? Ach, als ich Dir damals gegenüber saß, und Zernitz neben mir, und die grauen Augen der guten, alten Frau Zernitz immer größer und immer böser wurden, weil er mir seine Geschichten erzählte, die kein Ende hatten, und immer so herzlich lachte, daß ich zuletzt auch lachen mußte, aber über ihn, da dacht' ich nicht, daß ich zwei Jahre später an diesem Fenster sitzen und auch eine Frau Zernitz sein würde.“

„Aber eine andre.“

„Gott sei Dank, eine andre . . . Komm', seh' Dich . . . Und ich glaube, Bernitz denkt es auch. Denn Männer in zweiter Ehe, mußt Du wissen, das sind die besten. Das Erst' ist, daß sie die erste Frau vergessen, und das Zweit' ist, daß sie alles thun, was wir wollen. Und das ist die Hauptsache. Ach Trud, es ist zum lachen; sie schämen sich ordentlich und entschuldigen sich vor uns, schon eine erste gehabt zu haben. Andre mögen anders sein; aber für meinen alten Bernitz bürg' ich, und wär' nicht der Baltin . . .“

„Um den eben komm ich,“ unterbrach Trud, die der Ruhme nur mit halbem Ohre gefolgt war, „um eben Deinen Baltin. Höre, das hat sich ja mit der Gret', als ob es Braut und Bräutigam wäre. Er muß aus dem Haus. Und ich denke, Du wirst ihn missen können.“

„Laß doch. Es sind ja Kinder.“

„Nein; es sind nicht Kinder mehr. Baltin ist sechszehn oder wird's, und Gret' ist über ihre Jahre, und hat's von der Mutter.“

„Nicht doch. Ich war ebenso.“

„Das ist Dein' Sach', Emrentz.“

„Und Dich verdrießt es,“ lachte diese.

„Ja, mich verdrießt es; denn es giebt einen Anstoß im Haus und in der Stadt. Und ich mag's nicht und will's nicht. Du hast einen leichten Sinn, Emrentz, und siehst es nicht, weil Du zuviel in den Spiegel siehst. Lache nur; ich weiß es wohl, er will es; alle Alten wollen's, und Du sollst Dich putzen und feine Puppe sein. Aber ich, ich seh' um mich, und was ich eben gesehn hab' . . . Emrentz, mir schlägt noch das Herz. Ich komme von Gigas und suche Greten und will ihr sagen, daß sie sich vorbereitet und ernst wird in ihrem Gemüth, da sind' ich sie . . . nun rathe wo? Im Garten zwischen den Himbeerbüschen. Und wen mit ihr? Deinen Baltin . . .“

„Und er giebt ihr einen Kuß. Ach Trud', ich hab's ja mit angesehen, alles, hier von diesem meinem Fenster, und mußt' an alte Zeiten denken, und an den Sommer, wo ich auch dreizehn war und mit Hans Hansen Versteckens spielte und eine geschlagene Glockenstunde hinter dem Rauchfang saß, Hand in Hand, und immer nur in Sorge, daß wir zu früh gefunden und zu früh in unserm Glück gestört werden könnten. Laß doch Trud, und gönn's ihnen. 's ist nichts mit alter Leute Zärtlichkeiten, und ich wollt', ich stünde wieder, wie heute die Grete stand. Es war so hübsch und ich hatt' eine Freude dran. Nun bin ich Dreißig und er ist doppelt so alt. Hätt' ich noch vier Jahre gewartet, höre Trud, ich glaube fast, ich hätte besser zu dem Jungen als zu dem Alten gepaßt. Sieh nicht so böß drein, und bedenk', es trifft's nicht jeder so gut wie Du. Gleich zu gleich und jung zu jung.“

„Jung zu jung!“ sagte diese bitter. „Es geht in's dritte Jahr, und unser Haus ist öd und einsam.“

„Alt oder jung, wir müssen uns eben schicken, Trud;“ und dabei nahm Emrenz ihrer Muhme Arm und schritt mit ihr in dem geräumigen Zimmer auf und ab. „Mein Alter ist zu jung, und Dein Junger ist zu alt; und so haben wir's gleich, trotzdem uns der Schuh an ganz verschiedenen Stellen drückt. Nimm's leicht, und wenn Du das Wort nicht leiden kannst, so sei wenigstens billig und gerecht. Wie liegt's denn? Höre Trud, ich denke, wir haben nicht viel eingesezt und dürfen nicht viel fordern. Hineingeheirathet haben wir uns. Und war's denn besser, als wir mit Fünfundzwanzig, oder war's noch ein Jahr mehr, auf dem Gardelegner Marktplatz saßen und gähnten und strickten, und von unsrem Fenster aus den Bauerfrauen die Eier in der Kiepe zählten? Jetzt kaufen wir sie wenigstens und leben einen guten Tag. Und das Sprüchwort sagt, man kann nicht alles haben. Was fehlt, fehlt. Aber Dir zehrt's am Herzen, daß Dir nichts Kleines in der Wiege schreit, und Du versuchst es nun mit Gigas und mit Predigt und Litanei. Aber das hilft zu nichts und hat noch keinem geholfen. Halte Dich an's Leben; ich thu's, und getröste mich mit der Zukunft. Und wenn der alte Zernitz eine zweite Frau nahm, warum sollt ich nicht einen zweiten Mann nehmen? Da hast Du meine Weisheit, und warum es mir gedeiht. Lache mehr und bete weniger.“

Es schien, daß Trud antworten wollte, aber in diesem Augenblick hörte man deutlich von der Straße her das Schmettern einer Trompete, und dazwischen Paukenschläge: Es kam immer näher, und Emrenz sagte: „Kommt, es müssen die Puppenspieler sein. Ich sah sie schon gestern auf dem Anger, als ich mit meinem Alten aus dem Lorenz-Wäldchen kam.“ Und danach gingen beide junge Frauen in das Frau Zernitz'sche Vorderzimmer mit den hohen Lehnstühlen und den verhangenen Familienbildern, und stellten sich an ein's der Fenster, das sie rasch öffneten.

Und richtig, es waren die Puppenspieler, zwei Männer und eine Frau die, bunt und phantastisch aufgepußt, ihren Umritt hielten. Hunderte von Neugierigen drängten ihnen nach. Es war ersichtlich, daß sie nicht hier, sondern erst weiter abwärts, an einem unmittelbar am Markte gelegenen Eckhause zu halten gedachten, als aber der zur Rechten Reitende, der lange, gelb und schwarzgestreifte Tricots und ein schwarzes, eng anliegendes Sammt- und Atlascollet trug, der beiden jungen Frauen gewahr wurde, hielt er sein Pferd plötzlich an, und gab ein Zeichen, daß der die Pauke rührende, hagre Hanswurst, dessen weißes Hemd und spitze Filzmütze bereits der Jubel aller Kinder waren, einen Augenblick schweigen solle. Zugleich nahm er sein Barett ab und grüßte mit ritterlichem Anstand zu dem Fenster des Zernitz'schen Hauses hinauf. Und nun erst begann er: „Heute Abend, sieben Uhr, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, auf dem Rathhause hiesiger churfürstlicher Stadt Tangermünde: Das jüngste Gericht.“

Dies Wort wurde, während der Schwarz und gelbgestreifte die Trompete hob, von einem ungeheuern Paukenschläge begleitet.

„Das jüngste Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, so von uns gespielt worden vor Ihren christlichen Majestäten, dem römischen Kaiser und König, und dem Könige von Ungarn und Polen. Desgleichen vor allen Churfürsten und Fürsten deutscher Nation. Vorüber wir Zeugnisse haben aller durchlauchtigster Satisfaktion. Das jüngste Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, mit Christus und Maria, und dem Lohn aller Guten und der Verdammniß aller Bösen. Dazu Beides, Engel und Teufel, und großes Feuerwerk, aber ohne Knall und Schießen und sonstige Fährlichkeit, um nicht, denen schönen Frauen, so wir zu sehen hoffen, irgendwie störend oder mißfällig zu sein.“

Und nun wieder Paukenschlag und Trompetenstoß, und auf den Marktplatz zu nahm der Umritt seinen Fortgang, während der Puppenspieler im Tricot noch einmal zu dem Zernitz'schen Hause hinauf grüßte. Auch die dunkelfarbige Frau, die zwischen den beiden andern zu Pferde saß, verneigte sich. Sie schien groß und stattlich, und trug ein Diadem mit langem schwarzem Schleier, in den zahllose Goldsternchen eingenäht waren.

„Gehst Du heute?“ fragte Emrenz.

„Nein. Nicht heut und nicht morgen. Es widersteht mir, Gott und Teufel als bloße Puppen zu sehen. Das jüngste Gericht ist kein Spiel, und ich begreif' unsre Rathmannen nicht, und am wenigsten unsren alten Peter Gumb, der doch sonst ein christlicher Mann ist. Heiden und Türken sind's. Sahst Du die Frau? Und wie der lange schwarze Schleier ihr vom Kopfe hing?“

„Ich gehe doch,“ lachte Emrenz.

Damit trennten sich die Frauen, und Trud, unzufrieden über das Gespräch und das Scheitern ihrer Pläne, kehrte noch übellauliger als sie gekommen in das Minde'sche Haus zurück.

3. „Das jüngste Gericht“ und was weiter geschah.

In jener Stille, wie sie dem Minde'schen Hauswesen eigen war, verging der Tag; nur der Pfauhahn kreischte von seiner Stange, und aus dem Stallgebäude her hörte man das Stampfen eines Pferdes, eines schönen, flandrischen Thieres, das der alte Minde, bei Gelegenheit seiner zweiten Heirath, aus den Niederlanden mit heimgebracht hatte. Das war nun fünfzehn Jahr; es war alt geworden wie sein Herr, aber hatte bessere Tage als dieser.

Grete hatte gebeten, das Puppenspiel im Rathhaus besuchen zu dürfen, und es war ihr, allem Abmahnen Trud's unerachtet, von ihrem Vater dem alten Minde, gestattet worden, nachdem dieser in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Emrenz und Baitin, und der alte Zernitz selbst, dem Spiele mit beiwohnen würden. Lange vor sieben Uhr hatte man Greten abgeholt, und in breiter Reihe, als ob sie zusammen gehörten, schritten jetzt alle gemeinschaftlich auf das Rathhaus zu. Die Freitreppe, die hinauf führte, war mit Neugierigen besetzt, auch mit solchen, die drinnen ihre Plätze

hatten und nur wieder in's Freie getreten waren, um so lange wie möglich noch der frischen Luft zu genießen. Denn in dem niedrig gewölbten Saale war es stickig, und kein anderes Licht fiel ein, als ein gedämpftes von Flur und Treppe her. Auf der zweiten Bank waren ihnen, unter Beistand eines alten Stadt- und Rathsdieners einige Mittelplätze frei gehalten worden, auf denen sie bequemlich Platz nahmen, erst Zernitz selbst und Emrenz, dann Baltin und Grete. Das war auch die Reihenfolge, in der sie saßen. Grete war von Anfang an nur Aug' und Ohr, und als Emrenz ihr aus einem Sandelkästchen allerhand Süßigkeiten bot, wie sie damals Sitte waren, überzuckerte Frucht und kleine Therial-Kügelchen, dankte sie und weigerte sich, etwas zu nehmen. Baltin sah es und flüsterte ihr zu: „Fürchtest Du Dich?“

„Ja, Baltin. Bedenke, das jüngste Gericht.“

„Wie kannst Du nur? Es sind ja Puppen.“

„Aber sie bedeuten 'was, und ich weiß doch nicht, ob es recht ist.“

„Das hat Dir Trud' in's Gewissen gered't,“ lachte Emrenz, und Grete nickte.

„Glaub' ihr nicht; es ist 'ne fromme Sach'. Und in Stendal haben sie 's in der Kirchen gespielt.“ Und dabei nahm Emrenz eine von den kandirten Früchten und drückte den Stengel in ihres Alten große Sommerproffen-Hand. Der aber nickte ihr zärtlich zu, denn er nahm es für Liebe.

Während dieses Gesprächs hatte sich der Saal auf allen Plätzen gefüllt. Viele standen bis nach dem Ausgang zu. Vor den Zernitzens aber saß der alte Peter Guntz, der schon zum vierten Male Burgemeister war, und den sie um seiner Klugheit und seiner Treue willen immer wieder wählten, trotzdem er schon an die Achtzig zählte. „Das ist ja Grete Minde,“ sagte er, als er des Kindes ansichtig wurde. „Sei brav, Gret'.“ Und dabei sah er sie mit seinen kleinen und tiefliegenden Augen freundlich an.

Und nun wurd' es still, denn auf dem Rathhausthürme schlug es Sieben, und die Gardine, die bis dahin den Bühnenraum verdeckt hatte, wurde langsam zurückgezogen. Alles erschien anfänglich in grauer Dämmerung, als sich aber das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, ließ sich die Herrichtung der Bühne deutlich erkennen. Sie war, der Breite nach, dreigetheilt, wobei sich der treppenförmige Mittelraum etwas größer erwies, als die beiden Seitenräume, von denen der eine, mit der schmalen Thür, den Himmel, und der andre, mit der breiten Thür, die Hölle darstellte. Engel und Teufel standen oder hockten umher, jeder auf der ihm zuständigen Seite, während eine hagere Puppe, mit weißem Rock und trichterförmiger Filzmütze, die dem lebendigen Hanswurst des Vormittagsrittes genau nachgebildet schien, zu Füßen der großen Mittelstiege saß, deren Stufen zu Christus und Maria hinaufführten. Was nun der Hagere hier sollte? Grete fragte sich's und wußte keine Antwort; allen Andern aber war kein Zweifel, zu welchem Zweck er da war, und daß ihm oblag, Schergendienste zu thun und die Sonderung in Gut' und Böse, nach einer ihm werdenden Ordre, oder vielleicht auch nach eigenem souveränem

Ermeßten durchzuführen. Und jetzt erhob sich Christus von seinem Thronfessel und gab mit der Rechten das Zeichen, daß das Gericht zu beginnen habe. Ein Donnerschlag begleitete die Bewegung seiner Hand und die Erde that sich auf, aus der nun, erst langsam und ängstlich, dann aber rasch und ungeduldig allerhand Gestalten an's Licht drängten, die sich, irgend einem berühmten Todtentanz entnommen, unschwer als Papst und Kaiser, als Mönch und Ritter, und viel andere noch erkennen ließen. Ihr Hasten und Drängen entsprach aber nicht dem Willen des Weltenrichters, und auf seinen Wink eilte jetzt der sonderbare Scherge herbei, drückte die Todten wieder zurück und schloß den Grabdeckel, auf den er sich nun selber gravitatisch setzte.

Nur zwei waren außerhalb geblieben, ein wohlbeleibter Abt mit einem rothen Kreuz auf der Brust und ein junges Mädchen, ein halbes Kind noch, in langem weißem Kleid und mit Blumen im Haar, von denen einzelne Blätter bei jeder Bewegung niederfielen. Grete starrte hin; ihr war, als würde sie selbst vor Gottes Thron gerufen, und ihr Herz schlug und ihre zarte Gestalt zitterte. Was wurd' aus dem Kind'? Aber ihre bange Frage mußte sich noch gedulden, denn der Abt hatte den Vortritt, und Christus, in einem Ton, in dem unverkennbar etwas von Scherz und Laune mitklang, sagte:

Mönchlein, schau hin, Du hast keine Wahl,
Die schmale Pforte, Dir ist sie zu schmal.

Und im selben Augenblick ergriff ihn der Scherge und stieß ihn durch das breite Thor nach links hin, wo kleine Flammen von Zeit zu Zeit aus dem Boden aufschlugen.

Und nun stand das Kind vor Christi Thron. Maria aber wandte sich bittend an ihren Sohn und Heiland, und sprach an seiner Statt:

Dein Tag war kurz, Dein Herze war rein,
Dafür ist der Himmel Dein.
Geh ein!

Unter Engeln sollst Du ein Engel sein.

Und Engel umfingen sie, und es war ein Klingen wie von Harfen und leisem Gesang. Und Grete drückte Baltins Hand. Unter allen Anwesenden aber herrschte die gleiche Befriedigung, und der alte Zernitz flüsterte: Hör', Emrentz, der versteht's. Ich glaube jetzt, daß er vor Kaiser und Reich gespielt hat."

Und das Spiel nahm seinen Fortgang.

* * *

Inzwischen, es hatte zu dunkeln begonnen, waren die Minder in dem rechts neben der Flurthür, gelegenen Unterzimmer versammelt, und nahmen an einem Tische, der nur zur Hälfte gedeckt war, ihre Abendmahlzeit ein. Der alte Jakob Minde hatte den Platz an der einen Schmalseite des Tisches, während Trud und Gerdt, seine Schwieger und sein Sohn, an den Längsseiten einander gegenüber saßen, Trud steif und aufrecht, Gerdt bequem und nachlässig in Kleidung und Haltung. In allem der Gegenpart seines Weibes;

auch seines Vaters, der trotz eines Zehrfiebers an dem er litt, aus einem starken Gefühle dessen, was sich für ihn ziemte, die Schwäche seines Körpers und seiner Jahre bezwang.

Es schien, daß Trud ihre schon Vormittags gegen Emrenz gemachten Bemerkungen über das Puppenspiel eben wiederholt hatte, denn Jakob Minde, während er einzelne von den großen Himbeeren nahm, die, wie er es liebte, mit den Stielchen abgepflückt worden waren, sagte: „Du bist zu streng, Trud, und Du bist es, weil Du nur unser Tangermündisch Thun und Lassen kennst. Und in Alt-Gardelegen ist es nicht anders. Aber draußen in der Welt, in den großen Ländern und Städten, da magt sich die Kunst an alles Höchste und Heiligste, und sie haben fromme und berühmte Meister, die nie andres gedacht und gedichtet, und gemalt und gemeißelt haben, als die Glorie des Himmels und die Schrecknisse der Hölle.“

„Ich weiß davon, Vater,“ sagte Trud ablehnend. „Ich habe solche Bilder in unsrer Gardelegner Kirche gesehen, aber ein Bild ist etwas andres als eine Puppe.“

„Bild oder Puppe“ lächelte der Alte. „Sie wollen dasselbe, und das macht sie gleich.“

„Und doch, Vater, mein' ich, ist ein Unterschied, ob ein frommer und berühmter Meister, wie Du sagst, eine Schilderei malt zur Ehre Gottes, oder ob ein unchristlicher Mann, mit einem Türkenweib und einem Bickelhäring, Gewinnes halber über Land zieht und mit seinem Spiel die Schenken füllt und die Kirchen leert.“

„Ah, kommt es daher?“ lachte Gerdt und streckte sich noch bequemer in seinem Stuhl. „Daher also. Warst heut in der Pfarr', und da haben wir nun den Pfarrwind. Ja, das ist Gigas; er bangt um sich und seine Kanzel. Und nun gar das jüngste Gericht! Das ist ja sein eigener Acker, den er am besten selber pflügt. So wenigstens glaubt er. Weiß es Gott, ich hab ihn nie sprechen hören, auch nicht bei Hochzeit und Kindelbier, ohne daß ein höllisch Feuer aus irgend einem Ritze oder Ritzen aufgeschlagen wär'. Und nun kommt dieser Puppenspieler und thut's ihm zuvor und brennt uns ein wirklich Feuerwerk . . .“

Er konnte seinen Satz nicht enden, denn in eben diesem Augenblicke hörten sie, vom Marktplatz her, einen dumpfen Knall, der so heftig war, daß alles Geräth im Zimmer in ein Klirren und Zittern kam; und eh sie noch einander fragen konnten, was es sei, wiederholten sich die Schläge, dreimal, viermal, aber schwächer. Trud erhob sich, um auf die Straße zu sehn, und ein dicker Qualm, der sich in Höhe der gegenübergelegenen Häuser hinzog, ließ keinen Zweifel, daß bei den Puppenspielern ein Unglück geschehen sein müsse. Flüchtig Vorübereilende bestätigten es, und Trud, indem sie sich in's Zimmer zurückwandte, sagte triumphirend: „Ich wußt' es: Gott läßt sich nicht spotten.“ Auf Gerdt's blaßem und gedunsenem Gesicht aber wechselten Furcht und Verlegenheit, wodurch es nicht gewann, während der alte Minde sein

Käpfel abnahm und mit halblauter Stimme die Barmherzigkeit Gottes und den Beistand aller Heiligen anrief. Denn er war noch aus den katholischen Zeiten her. In einem Anfluge von Theilnahme war Trud, die sonst gern ihre herbe Seite herauskehrte, an den Alten herangetreten und hatte ihre Hand auf die Rückenlehne seines Stuhls gelegt, als sie aber den Namen Gretens zum dritten Mal aus seinem Munde hörte, wandte sie sich wieder ab und schritt unruhig und übellaunig im Zimmer auf und nieder. Man sah, daß sie fremd in diesem Hause war, und keine Gemeinschaft mit den Minderen hatte.

Sie war eben wieder an's Fenster getreten und sah nach dem Marktplatz hin, als sie plötzlich, inmitten einer Gruppe, Greten selbst erkannte, die mit einem Stücke Zeug unter dem Kopf, auf einer Bahre herangezogen wurde. War sie todt? Es war oft ihr Wunsch gewesen; aber dieser Anblick erschütterte sie doch. „Gott, Grete!“ rief sie und sank in einen Stuhl.

Die Träger hatten mittlerweile die Bahre niedergesetzt und trugen das schöne Kind, dessen Arme schlaff herabhingen, von der Straße her in's Zimmer. „Hier,“ sagte Gerdt, als er die Leute verlegen und unschlüssig dastehen sah, und wies auf eine mit Rissen überdeckte Truhe. Und auf eben diese legten sie jetzt die scheinbar Leblose nieder. Mit ihnen war auch die alte Regine, die Pflegerin Gretens, jammern und weinend eingetreten, und beruhigte sich erst, als nach Besprengen mit frischem Wasser ihr Liebling die Augen wieder aufschlug.

„Wo bin ich?“ fragte Grete. „Ach . . . nicht in der Hölle!“

„Gott, mein süß Gretel,“ zitterte Regine hin und her. „Was spricht Du nur? Du bist ja ein gutes und liebes Kind. Und ein gutes und liebes Kind, das kommt in den Himmel. Aber das ist auch noch nicht, noch lange nicht. Du kommst auch noch nicht in den Himmel. Du bist noch bei uns. Gott sei Dank, Gott sei Dank. So sieh doch, sieh doch, ich bin ja Deine alte Regine.“

Die Träger standen noch immer verlegen da, bis der alte Minde sie bat, ihm zu erzählen, was vorgefallen sei. Aber sie wußten nicht viel, da sie wegen des großen Andrangs nur draußen auf der Treppe gewesen waren. Sie hatten nur gehört, daß, gegen den Schluß hin, ein brennender Papierpfropfen in das mit Schwärmern und Feuerrädern angefüllte Vorrathsfäß des Puppenspielers gefallen sei, und daß es im selben Augenblick einen Schlag und gleich darauf ein furchtbar Menschengedränge gegeben habe. In dem Gedränge aber seien zwei Frauen und ein sechsjährig Kind elendiglich ums Leben gekommen.

Grete richtete sich auf, ersichtlich um zu sprechen und den Bericht nach ihrem eigenen Erlebnisse zu vervollständigen; als sie aber ihrer Schwieger ansichtig wurde, wandte sie sich ab und sagte: „Nein, ich mag nicht.“

Trud wußte wohl, was es war. Sie nahm deshalb ihres Mannes Hand und sagte: „Komm. Es ist besser, Grete bleibt allein. Wir wollen in die Stadt gehen und sehen wo Hülfe noth thut.“ Und damit gingen Beide.

Als sie fort waren, wandte sich Grete wieder, und sagte, ohne daß es einer neuen Aufforderung bedurft hätte: „Ja, so war es. Der Hagre, mit den Schlackerbeinen und der häßlichen, spitzen Filzmütze bat ihn eben, daß er ihm als einen Bringerlohn eine von den Seelen wieder freigeben solle, — da gab es einen Knall, und als ich mich umfah, sah ich, daß alles nach der Thüre hindrängte. Denn da, wo das Spiel gewesen war, war alles Rauch und Qualm und Feuer. Und ich dachte, der letzte Tag sei da. Und Emrenz hatte mich bei der Hand genommen und zog mich mit sich fort. Aber mit einem Male war ich von ihr los und da stand ich nun und schrie, denn es war, als ob sie mich erdrückten, und zuletzt hatt' ich nicht Luft und Athem mehr. Da packte mich Baltin von hinten her und riß mich aus dem Gedränge heraus und in den Saal zurück. Und ich meinte, daß er irre geworden, und so wollt' ich wieder in den Knäuel hinein. Er aber zwang mich auf eine Bank nieder und hielt mich mit beiden Händen fest. „Willst Du mich morden?“ rief ich. „Nein, retten will ich Dich.“ Und so hielt er mich, bis er sehen mochte, daß das Gedränge nachließ. Und nun erst nahm er mich auf seinen Arm und trug mich über den Vorplatz und die Treppe hinunter, bis wir unten auf dem Marktplatz waren. Da schwanden mir die Sinne. Und was weiter geschehen, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich ohne Baltin erdrückt oder verbrannt, oder vor Angst gestorben wäre.“

Der alte Minde war an einen Schrank getreten, um von seinem Melissengeist, den er noch bei den Brügger Carmeliterinnen erstanden hatte, ein paar Tropfen in ein Spitzglas mit Wein und Wasser zu thun. Grete nahm es; und als eine halbe Stunde später Trud und Gerdt von ihrem Ausgange zurückkehrten, versicherte sie, kräftig genug zu sein, um ohne Beistand in ihre hohe Giebelstube hinaufsteigen zu können.

4. Regine.

Diese Giebelstube theilte sie mit der alten Regine, die von lange her das Minde'sche Hauswesen führte. Freilich, seit Trud da war, war es anders geworden, aber zu Niemandes rechter Zufriedenheit. Am wenigsten zur Zufriedenheit der alten Regine. Diese setzte sich jetzt an das Bett ihres Lieblings, und Grete sagte: „Weißt Du, Regine, Trud ist böse mit mir.“

Regine nickte.

„Und darum konnt' ich's nicht sagen,“ fuhr Grete fort „ich meine das von dem Baltin und daß er mich aus dem Feuer herausgetragen; und sie merkte wohl, was es war und warum ich schwieg und mich abwandte. Denke nur, ich soll nicht mehr sprechen mit ihm. Ja, so will sie's; ich weiß es von ihm selbst; er hat mir's heute gesagt. Und er hat es von der Emrenz. Aber die hat gelacht. Höre, Regine, der Emrenz könnt' ich gut sein. Wenn ich doch eine Mutter hätte wie die! Ach, meine Mutter! Glaubst Du nicht, daß sie mich lieb hätte?“

„Das hätte sie,“ sagte Regine und fuhr sich mit der Hand über das

Augen; „das hätte sie. Jede Mutter hat ihr Kind lieb, und Deine Mutter, . . . ach, ich mag es gar nicht denken. Ja, mein Gretelchen, da hätten wir andre Tage, Du und ich. Und der Vater auch. Er ist jetzt krank, und Trud ist hart mit ihm und glaubt es nicht. Aber ich weiß es, und weiß schon, was ihm fehlt: ein Herz fehlt ihm, und das ist es, was an ihm nagt und zehrt. Ja, Deine Mutter fehlt ihm, Gretel. Er war nicht mehr jung, als er sie von Brügg' her ins Haus bracht', aber er liebte sie so, und das muß' er auch, denn sie war wie ein Engel. Ja, so war sie.“

„Und wie sah sie aus? Sage mir's.“

„Ach, Du weißt es ja. Wie Du. Nur hübscher, so hübsch Du bist. Denn es ist, als ob Du das blasse Bild von ihr wärst. Und so war es gleich den ersten Tag, als Dein Vater Dich auf den Arm nahm und sagte: „sieh' Gerdt, das ist Deine Schwester.“ Aber er wollte Dich nicht sehn. Und als ich ihm zuredete und sagte: „sieh doch nur ihre schwarzen Augen; die hat sie von der Mutter,“ da lief er fort und sagte: „von ihrer Mutter. Aber das ist nicht meine.“

„Und wie war denn seine Mutter? Hast Du sie noch gekannt?“

„O gewiß.“

„Und war sie schöner?“

„Ach, was Du nur fragst, Gretel. Schöner als Deine Mutter? Schöner war keine. 's war eine Stendal'sche, weiter nichts, und der alte Bernitz, der sie nicht leiden konnt', und immer über sie lachte, wiewohlen sie mit seiner eignen Frau zum Verwechseln war, der sagte: „Höre, Regine, sieht sie nicht aus wie der Stendal'sche Roland?“ Und wahrhaftig, so sah sie auch aus, so steif und so lang und so feierlich. Und auch so schlohweiß, denn sie trug immer selbstgebleichtes Linnen! Und warum trug sie's? Weil sie geizig war; und es sollt' immer mehr und mehr werden. Denn sie war eines reichen Brauherrn Tochter, und alles Geld, das wir haben, das kommt von ihr.“

„Und hatte sie der Vater auch lieb?“

„Ich hab' ihm nicht in's Herz gesehen. Aber ich glaub's nicht recht. Denn sieh, sie hatte keine Liebe, und wer keine Liebe hat, der find't auch keine. Das ist so Lauf der Welt, und es war just so, wie's mit der Trud ist. Aber ein Unterschied ist doch. Denn unsre Trud, obwohlen sie mir das gebrannte Herzeleid anthut, ist doch hübsch und klug, und weiß was sie will, und paßt ins Haus, und hat eine vornehme Art. Das haben so die Gardelegenschen. Aber die Stendal'sche, die hatt' es nicht und hat keinem was gegönnt, und paßte nicht ins Haus, und wäre nicht der Grabstein mit der langen Inschrift, es wüßte keiner mehr von ihr. Auch Gigas nicht. Und zu dem hielt sie sich doch und ging in die Beichte.“

„Und zu dem soll ich nun auch gehen, Regine; morgen schon. Trud ist bei ihm gewesen, und das Spielen und Klettern soll nun ein End' haben, und ich soll vernünftig werden, so sagen sie. Aber ich fürchte mich vor Gigas. Er sieht einen so durch und durch, und mir ist immer, als mein'

er, ich verstecke 'was in meinem Herzen und sei noch katholisch von der Mutter her.“

„O, nicht doch, Gret'. Er hat Dich ja selber getauft. Und jeden Sonntag bist Du zur Kirch' und singst Dr. Lutheri Lieder, und singst sie, wie sie Gigas nicht singen kann. Ich hör' immer Deine feine kleine Stimme. Nein, nein, laß nur und ängst'ge Dich nicht. Er meint es gut. Und nun schlaf, und wenn Du von dem Puppenspiele träumst, so gieb Acht, mein Gretel, und träume von der Seite, wo die Engel stehn.“

Und damit wollte sie nebenan in ihre Kammer gehen. Aber sie kehrte noch einmal um und sagte: „Und weißt Du, Grete, der Baltin ist doch ein guter Jung'. Alle BERNIKENS sind gut . . . Und von dem Baltin darfst Du auch träumen. Ich erlaub es Dir, ich, Deine alte Regine.“

5. Grete bei Gigas.

Es war den andern Vormittag und von Sanct Stephan schlug es eben zehn, als Trud und Grete die Lange Straße hinauf gingen. Trotz früher Stunde brannte die Sonne schon, und Beide standen unwillkürlich still und athmeten auf, als sie den schattigen Lindengang erreicht hatten, der, an der niedrigen Kirchhofsmauer entlang, auf das Prediger-Haus zulief. Auch dieses Haus selber lag noch unter alten Linden versteckt, in denen jetzt viele hunderte von Sperlingen zwitscherten. Eine alte Magd, als die Glocke das Zeichen gegeben, kam ihnen von Hof oder Küche her entgegen, und wies, ohne gegrüßt oder gefragt zu haben, nach links hin auf die Studirstube. Wußte sie doch, daß Frau Trud immer willkommen war.

Es war ein sehr geräumiges Zimmer, mit drei großen und hohen Fenstern, ohne Vorhänge, wahrscheinlich um das wenige Licht, das die Bäume zuließen, nicht noch mehr zu verkümmern. An den Wänden hin liefen hohe Regale mit hundert Bänden in braun und weißem Leder, während an einem vorspringenden Pfeiler, gerade der Thür gegenüber, ein halblebensgroßes Crucifix hing, das auf einen langen, eichenen Arbeitstisch hernieder sah. Auf diesem Tische, zwischen aufgeschlagenen Büchern und zahlreichen Actenstößen, aber bis an die Crucifix-Wand zurückgeschoben, erhob sich ein zierliches, fünfstufiges Ebenholztreppchen, das, in beabsichtigtem oder zufälligem Gegen-
satz, oben einen Totenkopf und unten um seinen Sockel her einen Kranz von rothen und weißen Rosen trug. Eigene Zucht. Zehn oder Zwölf, die das Zimmer mit ihrem Dufte füllten.

Gigas, als er die Thür gehen hörte, wandte sich auf seinem Drehschemel und erhob sich, sobald er Trud erkannte. „Ich bitt' Euch Platz zu nehmen, Frau Minde.“ Dabei schob er ihr einen Stuhl zu, und fuhr in seiner Rede fort: „Das ist also Grete, von der ihr mir erzählt habt, Eure Schwieger und Euer Kind. Denn Ihr tragt es auf dem Herzen, und sein Wohl und Weh ist auch das Eure. Und das schätz' ich an Euch, Frau Minde. Denn der Teufel mit seinen Listen geht immer um, am meisten aber bei der Jugend, und von

ihr gilt es doppelt: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.“
Betest Du, Grete?“

„Ja, Herr.“

„Oft?“

„Jeden Abend.“

Er sah, daß Grete zitterte und immer auf Trud blickte, aber nicht um Rath und Trostes willen, sondern aus Scham und Scheu. Und Gigas, der nicht nur das menschliche Herz kannte, sondern sich aus erbitterten Glaubenskämpfen her auch einen Schatz ächter Liebe gerettet hatte, wandte sich jetzt an Trud und sagte: „Ich spräche gern allein mit dem Kind. So's Euch gefällt, Frau Minde, wartet auf mich in Hof oder Garten. Ihr wißt den Weg.“

Und damit erhob sich Trud und verließ das Zimmer. Grete folgte mit dem Ohr und wurd' erst ruhiger als sie die schwere Hofthür in den Rollen gehn und wieder zuschlagen hörte.

Auch Gigas hatte gewartet. Nun aber fuhr er fort: „Also jeden Abend betest Du, Grete. Das hör ich gern. Aber was betest Du?“

„Ich bete die sieben Bitten.“

„Das ist gut. Aber was betest Du noch?“

„Ich bet' auch einen Spruch, den mich unsre alte Regine gelehrt hat.“

„Das ist die Magd, die Dich großgezogen, eh' Deine Schwieger in's Haus kam?“

„Ja, Herr.“

„Und wie lautet der Spruch? Ich möcht' ihn wohl hören. Denn sieh, Grete, das mußt Du wissen, ein für allemal, so wie wir beten, so sind wir. Es ist schon ein Zeichen, wie der Mensch zum Menschen spricht, aber wie der Mensch zu Gott spricht, das entscheidet über ihn. Da liegt es, gut oder böse. Willst Du mir den Spruch sagen? Du mußt Dich nicht fürchten vor mir. Sammle Dich und besinne Dich. Sieh, ich will Dir auch eine Rose schenken. Da. Und wie gut sie Dir kleidet. Du gleichst Deiner Mutter, aber nicht in allem, denk' ich. Denn Du weißt doch, daß sie sich zu dem alten Glauben hielt. Und sie mied mich, wenn ich in Euer Haus kam. Aber ich habe für sie gebetet. Und nun sage mir Deinen Spruch.“

„Ich glaube, Herr, es ist ein Lied.“

„Auch das ist gut. Spruch oder Lied. Aber beginne.“

Und nun faltete Grete die Hände und sagte, während sie zu dem Alten aufjah:

Himmelwärts
Richte Gott mein sündig Herz,
Laß der Kranken und der Armen
Mich in ihrer Noth erbarmen;
Was ich irdisch gebe hin,
Ist mir himmlischer Gewinn.

Gigas lächelte. Die Lieblichkeit des Kindes ließ das Feuer, das sonst wohl auf seiner Stirne hoch aufgeschlagen hätte, nicht übermächtig werden, und

er sagte nur: „Nein, Grete, das macht es nicht; darin erkenn' ich noch die Thorheit von den guten Werken. Lernen wir lieber einen andern Spruch. Denn sieh, unsre guten Werke sind nichts und bedeuten nichts, weil all unser Thuen sündig ist von Anfang an. Wir haben nichts als den Glauben, und nur Eines ist, das sühnet und Werth hat: der Gekreuzigte.“

„Ja Herr . . . Ich weiß . . . Und ich hab' einen Splitter von seinem Kreuz.“ Und sie zog in freudiger Erregung eine Goldkapsel aus ihrem Mieder.

Gigas war einen Augenblick zurückgetreten und seine rothen Augen schienen röther geworden. Aber er sammelte sich auch diesmal rasch wieder und nahm die Kapsel und betrachtete sie. Sie hing an einem Kettchen. In das obere Kapselstück war eine Mutter Gottes in feinen Linien eingegraben, innerhalb aber lag ein rothes Seidenläppchen und in diesem der Splitter. Der Alte knipfte das Deckelchen wieder zu und sagte dann ruhig: „Es ist Götzendienst, Grete.“

„Ein Andenken, Herr! Ein Andenken von meiner Mutter. Und es ist alles, was ich von ihr hab'. Ich habe sie nicht mehr gekannt, Ihr wißt es. Aber Regine hat mir das Kettchen umgehängt, als ich meinen zehnten Geburtstag hatte. So hat sie's der Mutter versprochen müssen, und seitdem trag' ich es Tag und Nacht.“

„Und ich will es Dir nicht nehmen, Grete, jetzt nicht. Aber ich denke, der Tag soll kommen, wo Du mir es geben wirst. Denn verstehe wohl: wir sollen sein Kreuz tragen, aber keinen Splitter von seinem Kreuz, und nicht auf unserm Herzen soll es ruhen, sondern in ihm. Und nun laß uns gute Freunde sein. Ich sehe, Du hast einen offenen Sinn und bist anders als ich dachte. Aber es geht noch um in Dir, und die Regine, mit der ich sprechen will, hat nicht gebühlich gesorgt, den alten Spuk mit seinen Ränken und Listen auszutreiben. Ich denke, Grete, wir wollen die Tenne rein fegen und die Spreu von dem Weizen sondern. Du hast das rechte Herz, aber noch nicht den rechten Glauben, und irrt der Glaube, so irrt auch das Herz. Und nun geh, Grete. Und die Gnade Gottes sei mit Dir.“

Sie wollte seine Hand küssen, aber er litt es nicht und begleitete sie bis an die Stufen, die von der Diele her zu der Hausthür hinaufführten. Hier erst wandt' er sich wieder, und ging über Flur und Hof auf den Garten zu, wo Trud, inmitten eines Buchsbaumganges, in stattlicher Haltung auf und nieder schritt. Beide begrüßten einander, und die Magd, die von ihrem Küchenfenster aus sehen konnte, wie der Alte sich aufrichtete und grade ging als gewöhnlich, verzog ihr Gesicht und murmelte vor sich hin: „Nicht zu glauben! . . . Und ist so alt und so fromm!“ Und dabei kicherte sie und ließ an ihrem Lachen erkennen, daß sie den Gedanken in ihrer Seele weiter spann.

Trud und Gigas waren inzwischen den Garten hinaufgegangen und hielten vor einem runden Beet, das mit Rittersporn und gelben Studentenblumen dicht besetzt war. „Ich kann Euch nicht folgen, Frau Trud, in dem,

was Ihr mir über das Kind gesagt habt," sagte Gigaß. „Ihr verkennt es. Es ist ein verzagtes Herz und kein trotzig Herz. Ich sah wie sie zitterte, und der Spruch, den sie sagen sollte, wollt' ihr nicht über die Lippen. Nein, es ist ein gutes Kind und ein schönes Kind. Wie die Mutter.“

In Trud's Auge zuckte wieder ein gelber Strahl auf, denn sie hörte nicht gern eines andern Lob, und in herbem Tone wiederholte sie: „Wie die Mutter . . . Ich muß es glauben, daß sie schön war. Ihr sagt es und alle Welt sagt es. Aber ich wollte, sie wär' es weniger gewesen. Denn damit zwang sie's und hat unser Haus beheizt und in den alten Aberglauben zurückfallen lassen. So fürcht' ich. Und daß ich's offen gesteh, ich traue dem alten Jacob Minde nicht und ich traue der Regine nicht. Und widerständ' es mir nicht, den Horcher und Späher im eigenen Haus zu machen, ich glaube, daß ich noch manches fänd' wie Bild und Splitter.“

„Saget das nicht, Frau Trud. Euer Vater, den alten Rathsherrn, kenn' ich von Beicht' und Abendmahl und hab' ihn allezeit treu befunden. So das Unwesen aber im Mindeschen Hause umginge, was Gott in seiner Gnade verhüten wolle, so müßt' ich Euch verklagen, Frau Trud, Euch, zu der ich mich alles Besten versehen habe. Denn Ihr beherrschet das Haus. Euer Vater ist alt und Euer Eheherr ist ein Wachs in Eurer Hand, und Ihr wißt es wohl, aller Samen, der vom Unkraut fällt und wuchert, ist ein Unheil und schädigt uns das Korn für unsre himmlischen Scheuren.“

Sie hatten ihren Gang um das Rondel herum wieder aufgenommen, aus dessen kleinen dreieckigen Beeten die junge Frau jetzt einzelne Blumen pflückte. Beide schwiegen. Endlich sagte Trud: „Ich beherrsche das Haus, sagt Ihr. Ja, ich beherrsche' es, und man gehorcht mir; aber es ist ein todter Gehorsam, von dem das Herz nicht weiß. Das trotzt mir und geht seinen eigenen Weg.“

„Aber Grete ist ein Kind.“

„Ja und nein. Ihr werdet sie nun kennen lernen. Achtet auf ihr Auge. Jetzt schläft es und dann springt es auf. Es ist etwas Böses in ihr.“

„In uns allen, Frau Trud. Und nur zwei Dinge sind, es zu bändigen: der Glaube, den wir uns erbitten, und die Liebe, die wir uns erziehn. Liebt Ihr das Kind?“

Und sie senkte den Blick.

6. Das Maienfest.

Ein Jahr beinah war vergangen und die Tangermünder feierten, wie herkömmlich, ihr Maienfest. Das geschah abwechselnd in dem einen oder andern jener Waldstücke, die die Stadt in einem weiten Halbkreis umgaben. In diesem Jahr aber war es im Lorenzwald, den die Bürger besonders liebten, weil sich eine Sage daran knüpfte, die Sage von der Jungfrau Lorenz. Mit dieser Sage aber verhielt es sich so. Jungfrau Lorenz, ein Tangermünder Kind, hatte sich in dem großen, flußabwärts gelegenen

Waldstück, das damals noch die Elbhaide hieß, verirrt, und als der Abend hereinbrach und noch immer kein Ausweg sichtbar wurde, betete sie zur Mutter Gottes, ihr beizustehen und sich ihrer Noth zu erbarmen. Und als sie so betete, da nahte sich ihr ein Hirsch, ein hoher Elf-Ender, der legte sich ihr zu Füßen und sah sie an, als spräch' er: „ich bin es, besteige mich nur.“ Und sie bestieg muthig seinen Rücken, weil sie fühlte, daß ihr die Mutter Gottes das schöne Thier in Erhörung ihres Gebetes geschickt habe, und kammerte sich an sein Geweih. Der Hirsch aber trug sie, zwischen den hohen Stämmen hin, aus der Tiefe des Waldes heraus, bis an das Thor und in die Mitte der Stadt. Da blieb er und ließ sich fangen. Und die Stadt gab ihm ein eingehürdet Stück Weideland und hielt ihn in Schutz und Ansehen bis an seinen Tod. Und auch da noch ehrten sie das fromme Thier, das der Mutter Gottes gedient hatte, und brachten sein Geweih nach Sanct Nikolai und hingen es neben dem Altarpfeiler auf. Den Wald aber, aus dem er die Jungfrau hinausgetragen, nannten sie den Lorenz-Wald.

Und dahin ging es heut. Die Gewerke zogen aus mit Musik und Fahnen-schwenken, und die Schulkinder folgten, Mädchen und Knaben, und begrüßten den Mai. Und dabei sangen sie:

Habt ihr es nicht vernommen?
Der Lenz ist angekommen!
Es sagen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümelein,
Der Lenz ist angekommen.

Ihr seht es an den Feldern,
Ihr seht es an den Wäldern;
Der Kukuk ruft, der Zinke schlägt,
Es jubelt, was sich froh bewegt,
Der Lenz ist angekommen!

Und auch Trud' und Gerdt, als der Nachmittag da war, hatten in gutem Muth die Stadt verlassen. Grete mit Reginen folgte. Draußen aber trafen sie die Zernikens, alt und jung, die sich's auf mitgebrachten und umgestülpten Körben bequem gemacht und nun gar noch die Freud' und Genugthuung hatten, die jungen Minde's, mit denen sie lieber als mit den andern Bürgerkleuten verkehrten, an ihrer Seite Platz nehmen zu sehen. Auch Balkin und Grete begrüßten sich, und in Kurzem war alles Frohsinn und guter Laune, voran der alte Zernik, der sich, nach Abtretung seines Platzes an Trud, auf den Rain hin gelagert, und sein sichtlich und immer wachsendes Gefallen daran hatte, der stattlichen, in vollem Staat erschienenen jungen Frau, über ihre Schönheit allerlei Schönes zu sagen. Und diese, hart und herbe wie sie war, war doch Frau genug, sich der Schmeichelrede zu freuen. Emrenz drohte mit Eifersucht und lachte dazwischen, Gerdt sumnte vor sich hin oder steckte Butterblumenstielchen in einander, und inmitten von Scherz und Geplauder sah ein Jeglicher auf die sonnige Wiese hinaus, wo sich

bunte Gruppen um Buden und Caroussel drängten, Bürger nach der Taube schossen und Kinder ihren Ringelreihen tanzten. Ihr Singen klang von der großen Linde her herüber, an deren untersten Zweigen rothe und gelbe Tücher hingen.

So mocht' eine Stunde vergangen sein, als sie, von der Stadt her, gebückt auf seinem flandrischen Pferde, des alten Minde gewahr wurden. Inmitten seiner Einsamkeit war er plötzlich von einer tiefen Sehnsucht erfaßt worden, den Mai noch ein Mal mitzufeiern; und nun kam er den breiten Waldweg herauf, auf die Stelle zu, wo die Zernitzens und Mindes gemeinschaftlich lagerten. Ein Diener schritt neben dem Pferde her und führte den Zügel. Was wollte der Alte? Wozu kam er? Und Trud' und Gerdt empfingen ihn mit kurzen, rasch herausgestoßenen Fragen, die mehr nach Mißstimmung als nach Theilnahme klangen, und nur Grete freute sich von Herzen und sprang ihm entgegen. Und als nun Decken für ihn ausgebreitet lagen, stieg er ab und setzte sich an einen guten Platz, der den Waldesschatten über sich und die sonnenbeschienene Lichtung vor sich hatte. Grete pflückte Blumen und sagte: „Soll ich Dir einen Kranz flechten?“ Aber der Alte lächelte: „Noch nicht, Grete. Ich warte noch ein Weilchen.“ Und sie sah ihn mit ihren großen Augen an und küßte stürmisch seine welke Hand. Denn sie wußte wohl, was er meinte.

Eine Störung war sein Kommen gewesen, das empfanden Alle, vielleicht er selbst. Der alte Zernitz zeigte sich immer schweigsamer, Emrenz auch, und Trud, um wenigstens zu sprechen, und vielleicht auch um der beobachtenden Blicke Gretens überhoben zu sein, sagte zu dieser: „Du solltest unter die Linde gehen, Grete.“

„Und Baitin begleitet Dich,“ setzte Emrenz hinzu.

Beide wurden roth, denn sie waren keine Kinder mehr. Aber sie schwiegen und gingen auf die Wiese hinaus. „Sie wollen allein sein,“ sagte Grete. „Seien wir's auch.“ Und an den Schau- und Spielbuden vorbei, nahmen sie, kreuz und quer, ihren Weg auf die kleinen und großen Gruppen zu, die sich bei Ringelstechen und Taubenschießen erlustigten. Aber zu der Linde, wo die Kinder spielten, gingen sie nicht.

Es war sehr heiß, so daß sie bald wieder den Schatten aufsuchten, und jenseits der Lichtung angekommen, verfolgten sie jetzt einen halbüberwachsenen Weg, der sich immer tiefer in den Wald hineinzog. Es glühte schon in den Wipfeln, da flog eine Libelle vor ihnen her und Grete sagte: „Sieh, eine Seejungfer. Wo die sind, da muß auch Wasser sein. Ein Sumpf oder ein Teich. Ob schon die Teichrosen blühen? Ich liebe sie so. Laß uns danach suchen.“

Und so gingen sie weiter. Aber der Teich wollte nicht kommen, und plötzlich überfiel es Greten: „Wo sind wir, Baitin? Ich glaube, wir haben uns verirrt.“

„Nicht doch. Ich höre ja noch Musik.“

Und sie blieben stehen und horchten.

Aber ob es eine Täuschung gewesen war, oder ob die Musik eben jetzt zu schweigen begann, gleichviel, Beide strengten sich vergeblich an, einen neuen Klang aufzufangen. Und es half auch zu nichts, als sie das Ohr an die Erde legten.

„Weißt Du, Grete“ sagte Baltin, „ich werd' hier hinaufsteigen. Das ist ein hoher Baum, da hab' ich Uebersicht, und es kann keine tausend Schritt sein.“ Und er schwang sich hinauf und kletterte von Ast zu Ast, und Grete stand unten, und ein Gefühl des Alleinseins durchzitterte sie. Nun aber war er hoch oben. „Siehst Du 'was?“ rief sie hinauf. „Nein. Es sind hohe Bäume rundum. Aber laß nur, die Sonne muß uns den Weg zeigen; wo sie niedergeht ist Abend, und die Stadt liegt nach Mittag zu. Soviel weiß ich gewiß. Also da hinaus müssen wir.“ Und gleich darauf war er wieder unten bei der ihn bang Erwartenden.

Sie schlugen nun die Wegrichtung ein, die Baltin von oben her mit der Hand bezeichnet hatte. Aber so sehr sie spähten und suchten, die Waldwiese kam nicht, und Grete setzte sich müd' und matt auf einen Baumstumpf und begann leise vor sich hin zu weinen.

„Meine süße Grete,“ sagte Baltin, „sei doch nicht so bang.“ Und er umarmte sie und küßte sie herzlich. Und sie litt es und schlug nicht mehr nach ihm, wie damals unter dem Hirschbaum; nein, ein Gefühl unendlichen Glückes überkam sie mitten in ihrer Angst, und sie sagte nur: „Ich will nicht mehr weinen, Baltin. Du bist so gut. Und wer gut ist, dem zu Liebe geschehen Zeichen und Wunder. Und siehe, dessen bin ich gewiß, wenn wir zu Gott um seine Hülfe bitten, dann hilft er auch und führt uns aus dem Walde wieder in's Freie und wieder nach Haus. Gerade wie damals die Jungfer Lorenz. Denn wir sind ja hier im Lorenzwald.“

„Ja, Grete, da sind wir. Aber wenn der Hirsch käm' und es wirklich gut mit uns meinte, dann trüg' er uns an eine andre Stelle, denk' ich, und nicht nach Haus. Denn wir haben eigentlich kein Haus, Grete. Du nicht, und ich auch nicht. Emrenz ist eine gute Frau, viel besser als Trud, und ich danke Gott alle Tage dafür; aber so sie mir nichts zu Leide thut, so thut sie mir auch nichts zu Liebe. Sie pußt sich für sich und für den Vater, und das ist alles. Nein, Grete, nicht in die Stadt und nicht nach Haus, lieber weit, weit fort, in ein schönes, Thal, von Bergen eingeschlossen, und oben weiß von Schnee und unten bunt von Blumen . . .“

„Wo ist das?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich hab' einmal in einem alten Buche davon gelesen und da wurde mir das Herz so weit. Zwischen hohen Felswänden liegt es, und der Sturm geht drüber hin und trifft es nie; und die Sonne scheint und die Wolken ziehen; und ist kein Krieg und keine Krankheit; und die Menschen die dort leben, lieben einander und werden alt und sterben ohne Schmerz.“

„Das ist schön,“ sagte Grete. „Und nun komm' und laß uns sehn, ob wir's finden.“

Und dabei lachten sie Beid' und schritten wieder rüstig vorwärts, denn die Schilderung von dem Thale hatte Greten erfrischt und ihr ihren Muth und ihre Kraft zurückgegeben. Und eine kleine Strecke noch, da lichtete sich's und wie Dämmerung lag es vor ihnen. Aber statt der Waldwiese war es ein Uferstreifen, auf den sie jetzt hinaustraten, und dicht vor ihnen blitzte der breite Strom. „Ich will sehen, wohin er fließt,“ sagte Baltin und warf einen Zweig hinein. „Nun weiß ich's. Dorthin müssen wir.“ Und sie schritten flußaufwärts neben einander her. Die Sterne kamen und spiegelten sich, und nicht lange mehr, so hörten sie das Schlagen der Glocken, und die Thurmspitze von Sanct Stephan stieg in dunklen Umrissen vor ihnen auf.

Es war neun Uhr, oder schon vorüber, als sie das Mindesche Haus erreichten. Baltin trat mit in das untre Zimmer, in dem sich um diese Stunde nur noch Trud und Gerdt befanden, und sagte: „Hier ist Grete. Wir hatten uns verirrt. Aber ich bin Schuld.“ Und damit ging er wieder, während Grete verlegen in der Nähe der Thüre stehen blieb.

„Verirrt“, sagte jetzt Trud und ihre Stimme zitterte. „Ja verirrt. Ich denke, weil ihr's wolltet. Und wenn ihr's nicht wolltet, weil ihr ungehorsam war't, und nicht Zucht und Sitte kennt. Ihr solltet zu den Kindern gehen. Aber das war Euch zuwider. Und so ging es in den Wald. Ich werde mit Gigas sprechen und mit Deinem Vater. Der soll mich hören. Denn ich will nicht üble Nachred' im Haus', ob er's gleich selber so gewollt hat. Gott sei's geklagt. . .! Was bracht' er uns das fremde Blut ins Haus? Das fremde Blut und den fremden Glauben. Und arm wie das Heimchen unterm Herd.“

In diesem Augenblicke stand Grete vor Trud, und ihre bis dahin niedergeschlagenen Augen blitzten in einem unheimlichen Feuer auf: „Was sagst Du da von fremd und arm? Arm! Ich habe mir's von Reginen erzählen lassen. Sie kam aus einem Land, wo sie glücklich war, und hier hat sie geweint und sich zurückgesehnt, und vor Sehnsucht ist sie gestorben. Arm! Wer war arm? Wer? Ich weiß es. Du warst arm. Du!“

„Schweig“, sagte Gerdt.

„Ich schweige nicht. Was wollt Ihr? Ich bin nicht Euer Kind. Gott sei Dank, daß ich's nicht bin. Ich bin Eure Schwester. Und ich wollt', ich wär' auch das nicht. Auch das nicht. Verklagt mich. Geht hin, und erzählt ihm, was ich gesagt hab'; ich werd' ihm erzählen, was ich gehört hab', heute draußen im Wald und hundertmal hier in diesem feinem Haus. O, ich hab' Euch zischeln hören. Und ich weiß alles, alles. Ihr wartet auf seinen Tod. Streitet nicht. Aber noch lebt er, und so lang er lebt, wird er mich schützen. Und ist er todt, so schütz ich mich selbst. Ja, ich schütze mich selbst. Hörst Du, Trud.“ Und sie ballte ihre kleinen Hände.

Trud, in ihrem Gewissen getroffen, erkannte, daß sie zu weit gegangen, während Grete plötzlich aller Scheu los und ledig war, die sie bis dahin vor ihrer Schwieger gehabt hatte. Sie hatte das Gefühl eines vollkommenen

Sieges, und stieg, in der Freude darüber, in den zweiten Stock hinauf. Oben fand sie Reginen und erzählte ihr alles, was unten geschehen. „Kind, Kind, das thut nicht gut, das kann sie Dir nicht vergessen.“ Aber Grete war übermüthig geworden und sagte: „Sie fürchtet sich vor mir. Laß sehn; ich habe nun bessere Tage.“

7. Jacob Minde's Tod.

Und wirklich, es war als ob Grete Recht behalten sollte. Weder des Umherirrens im Walde, noch des heftigen Streites, der den Tag beschloffen, wurde von Trud irgend noch erwähnt; allem Anscheine nach auch gegen Gigas nicht, der sonst kaum ermangelt haben würde, von dem graden Pfade des Rechts und von dem „Zrrpfad in der Wildniß“ zu sprechen. Aber solche Predigt unterblieb, und die Sommermonate vergingen ruhiger, als irgend eine Zeit vorher. Aller Groll schien vergessen, und Grete, die nach Art leidenschaftlicher Naturen, eben so rasch zu gewinnen als zu reizen war, gewöhnte sich daran, in den Stunden, wo Gerdt außerhalb des Hauses seinen Geschäften nachging, in Trud's Schlafzimmer zu sitzen und ihr vorzuplaudern oder vorzulesen, was sie besonders liebte. Und wenn Regine den Kopf schüttelte, sagte sie nur: „Du bist eifersüchtig und kannst sie nicht leiden. Aber sie meint es gut, und es war auch nicht recht, daß wir in den Wald gingen.“

So kam der Einsegnungstag, Ende September, und den Sonntag darauf war Abendmahl, an dem alle Mitglieder des Hauses theilnahmen. Alle zeigten sich in gehobener Stimmung, der alte Jakob Minde aber, trotzdem er nur mit Mühe den Kirchgang gemacht hatte, war mittheilfamer denn seit lange, plauderte viel von seiner Jugend und seinem Alter, und sprach auch abwechselnd und ohne Scheu von Gerdt's und von Gretens Mutter, als ob kein Unterschied wäre. Trud und Gerdt sahen dabei einander an, und was in ihren Blicken sich ausgesprochen hatte, das sollte sich andren Tags bestätigen. Denn in aller Frühe schon lief es durch die Stadt, daß der alte Rathsherr auf den Tod liege, und als um die sechste Stunde der Schein der niedergehenden Sonne drüben an den Häuserfronten glühte, bat er Reginen, daß sie die Vorhänge zurückschieben und die Kinder rufen solle. Und diese kamen und Grete nahm seine Hand und küßte sie. Gleich danach aber winkte der Alte seine Schwieger zu sich heran und sagte: „Ich lege sie Dir an's Herz, Trud. Ermnere Dich allezeit an die Mahnung des Propheten: ‚laß die Waisen Gnade bei Dir finden.‘ Ermnere Dich daran und handle danach. Versprich es mir und vergiß nicht diese Stunde.“ Trud antwortete nicht, Grete aber warf sich auf die Kniee und schluchzte und betete, und ehe sie ihren Kopf wieder aufrichtete, war es still geworden in dem kleinen Raum.

Am dritten Tage danach stand der alte Minde hochaufgebahrt in Sanct Stephan, der Tangermündischen Hauptkirche, die, nach Art mittelalterlicher Gotteshäuser, hart am Rande der Stadt gelegen war. Auf dem Altar brannten

die großen Kerzen und rings umher saßen die Rathmänner der Stadt, obenan der alte Peter Gumb, der nicht geglaubt hatte, seinen so viel jüngeren Freund überleben zu müssen. Keiner fehlte; denn die Minderen waren das älteste Geschlecht und das vornehmste, wirkliche Kaufherren, und seit Anbeginn im Rathe der Stadt. In nächster Nähe des Sarges aber standen die Leidtragenden. Gerdt sah vor sich hin, stumpf wie gewöhnlich, während Trud und Grete, schwarz und in wollene Stoffe gekleidet, zum Zeichen ihrer tiefsten Trauer bis über Kinn und Mund hinauf hohe weiße Tücher trugen, die nur den Oberkopf frei ließen. Grete, kaum fünfzehn Jahr, sah um vieles älter aus als sie war, und alles Kindliche, das ihre Erscheinung bis dahin gehabt hatte, schien mit diesem Tage von ihr gewichen.

Die Orgel spielte, die Gemeinde sang, und als beide schwiegen, trat Gigas aus der Sakristei und schritt auf die Altarstufen zu. Er schien noch ernster als gewöhnlich, und sein Kopf mit dem spärlichen weißen Haar sah unbeweglich über die hohe Radkrause hinweg. Und nun begann er. Erst hart und herbe, wie fast immer die Strenggläubigen, wenn sie von Tod und Sterben sprechen; als er aber das Allgemeine ließ und vom Tod überhaupt auf diesen Todten kam, wurd' er warm und vergaß aller Herbigkeit. Er, dessen stummes Antlitz hier spräche, so hob er mit immer eindringlicher werdender Stimme an, sei ein Mann gewesen, wie wenige, denn er habe Beides gehabt, den Glauben und die Liebe. Da sei keiner unter ihnen, an dem er seine Liebe nicht bethätigt habe; der Arme habe seine Mithätigkeit, der Freund seine Hülfe, die Bürgerschaft seinen Rath erfahren, und seine klugen und feinen Sitten seien es gewesen, die bis nach Lübeck und bis in die Niederlande hin das Ansehen der Stadt auf die jetzige Höhe gehoben hätten. Dies wüßten alle. Aber von seinem Glauben und seiner Glaubensfestigkeit wisse nur er. Und wenn schon jeder in Gefahr stehe, Unkraut unter seinem Weizen aufschießen zu sehen, so habe doch diese Gefahr keinem so nahe gestanden wie diesem Todten. Denn nicht nur, daß er eine Reihe von Jahren unter den Bekennern der alten Irrlehre gelebt, die bedrohlichste Stunde für das Heil seiner Seele sei die Stunde seiner zweiten Eheschließung gewesen. Denn die Liebe zum Weibe, das sei die größte Versuchung in unsrer Liebe zu Gott. Aber er hab' ihr widerstanden, und habe nicht um irdischen Friedens willen den ewigen Frieden versäumt. In seinem Wandel ein Vorbild, werde sich die selige Verheißung, die Christus der Herr auf dem Berg am Galiläischen Meer gegeben, dreifach an ihm erfüllen. Sei er doch friedfertig und sanftmüthig gewesen und reinen Herzens.

Und nun sangen sie wieder, während die Träger den Todten aufhoben und das lange Mittelschiff entlang aus der Kirche hinaus auf den Kirchhof trugen. Denn ein Grab im Freien war sein letzter Wille gewesen. Draußen aber, unter alten Kastanienbäumen, deren Laub sich herbstlich zu färben anfing, setzten sie den Sarg nieder, und als er hinabgelassen und das letzte Wort gesprochen war, kehrten alle heim, und Trud und Gerdt schritten langsam die

Lange Straße hinunter, bis an das Mindesche Haus, das nun ihre war. Nur Grete war geblieben und huschte heimlich in die Kirche zurück und setzte sich auf die Bahre, die noch an alter Stelle stand. Sie wollte beten, aber sie konnte nicht, und sah immer nur Trud, so herb und streng wie sie sie früher gesehen hatte, und fühlte deutlich, wie sich ihr das Herz dabei zusammenschnürte. Und eine Vorahnung überkam sie wie Gewißheit, daß Regine doch wohl Recht gehabt haben könne. So saß sie und starrte vor sich hin und fröstelte. Und nun sah sie plötzlich auf und gewahrte, daß das Abendroth in den hohen Chorfenstern stand und daß alles um sie her wie in lichtigem Feuer glühte: die Pfeiler, die Bilder und die hochaufgemauerten Grabsteine. Da war es ihr, als stünde die Kirche rings in Flammen, und von rasender Angst erfaßt, verließ sie den Platz, auf dem sie gesessen und floh über den Kirchhof hin.

In den engen Gassen war es schon dunkel geworden, der rothe Schein, der sie geängstigt, schwand vor ihren Augen, und ihr Herz begann wieder ruhiger zu klopfen. Als sie aber den Flur ihres Hauses erreicht hatte, stieg sie zu Reginen hinauf und umarmte sie und küßte sie, und sagte: „Regine, nun bin ich ganz allein. Eine Waise!“

8. Eine Ritterkette.

Eine Waise war sie und sie sollt' es nur allzubald empfinden. Anfangs ging es, auch noch um die Christzeit, als aber Ostern heran kam, wurd' es anders im Haus, denn es geschah, was nicht mehr erwartet war: Trud genas eines Knäbleins. Da war nun die Freude groß und auch Grete freute sich. Doch nicht lange. Bald mußte sie wahrnehmen, daß das Neugeborene alles war und sie nichts; Regine kochte den Brei, und sie gab ihn. Daß sie selber ein Herz habe und ein Glück verlange, daran dachte niemand; sie war nur da um Andre's Glückes willen. Und das verbitterte sie.

Ein Trost war, daß sie Baltin häufiger sah. Denn Trud hatte für nichts Sinn mehr, als für das Kind, und nur selten, wenn sie sich aus Laune oder Zufall auf ihr Hüteramt besann, fiel sie vorübergehend in ihre frühere Strenge zurück.

So vergingen die Tage, meist ohne Streit, aber noch mehr ohne Lust und Freud', und als es jährig war, daß sie den alten Minde von seinem Platz vor dem Altar auf den Kirchhof hinaus getragen hatten, ging Grete gen Sanct Stephan, um seiner an seinem Grabe zu gedenken.

Es war ein schöner Octobertag und die Kastanien lagen ausgestreut umher. Grete setzte sich auf den Hügel, und das Bild des geliebten Todten stand wieder vor ihrer Seele, blaß und freundlich, und sie hing ihm noch in süßer Trauer nach, als sie sich plötzlich bei Namen gerufen hörte. Sie sah auf und erkannte Baltin. Er hatte sie das Haus verlassen sehen und war ihr nachgegangen.

„Wie geht es?“ fragte Grete.

Baltin antwortete nicht gleich. Endlich sagte er: „Ich mag nicht klagen, Grete, denn Dein eigen Herz ist voll. Aber das muß wahr sein, Emrenz ist wie vertauscht, und hat was gegen mich. Und erst seit Kurzem. Denn, wie Du weißt, ich hatt' es nicht gut und hatt' es nicht schlecht. So hab' ich Dir oft gesagt und so war es. Aber seid ihr das Kleine habt, ist es anders. Und jeden Tag wird es schlimmer. Es ist ordentlich, als ob sie's der Trud nicht gönnte. Was meinst Du?“

Grete schüttelte den Kopf. „Nein, das ist es nicht. Ich weiß aber, was es ist, und Trud ist wieder Schuld. Sie verredet Dich bei der Emrenz. Das ist es.“

„Verredet mich? Ei, da laß doch hören,“ sagte Baltin.

„Ja, verredet Dich. Ich weiß es von der Regine. Die war in der Hinterstub' oben und wiegte das Kind, als sie Beid' am Fenster saßen. Und da hörte sie Dein Lob aus der Emrenz Mund und wie sie sagte: „Du sei'st ein guter Jung' und machtest ihr das Leben nicht schwer, was Du doch könntest, denn sie sei ja noch jung und Deine Stief.“ Aber das mißfiel unsrer Trud, und sie nahm ihren spöttischen Ton an und fragte nur: ob sie denn blind sei? Und ob sie nicht säh' wie Dir der Schalk im Nacken säße. Du lachtest ja über sie.“

Baltins Augen waren immer größer geworden, aber Grete sah es nicht und fuhr unverändert fort: „Und das glaube nur, Regine hört alles und sieht alles. Und sie sah auch, wie sich Emrenz verfärbte, erst roth, und dann erdfahl im ganzen Gesicht. Und so bitterböse. Und dann hörte sie, wie sie der Trud zuflüsterte: „Ich danke Dir Trud, und ich will nun ein Auge darauf haben.“

„Also daher!“ jagte Baltin. „Aber gut, daß ich es weiß. Ich will sie zur Rede stellen, Eure Trud, wenn ich ihr auf Flur oder Treppe begegne. Mich verreden. Das ist schlecht.“

„Und unwahr dazu.“

Baltin schwieg eine Weile. Dann nahm er Gretens Hand und sagte beinahe kleinlaut: „Nein, unwahr eigentlich nicht. Es ist wahr, ich habe mich abgewandt, und hab' auch gelacht. Aber ich that's nicht in Bösem und wollt' ihr nicht wehe thun. Und das weiß die Trud auch. Und sie weiß auch, daß ich der Emrenz nicht gram bin, nein, ganz und gar nicht, und daß ich mich eigentlich freue, daß er sie gern hat, wenn ich auch so manchmal meine Gedanken darüber habe. Denn er ist ein andrer Mann worden, und unser Haus ist ein ander Haus worden als vordem; und das alles dank' ich ihr. Eine Stief ist freilich eine Stief, gewiß, das bleibt, und wenn ich da bin, ist es gut, und wenn ich nicht da bin, ist es noch besser; ich weiß es wohl, und es geht ihr nichts zu Herzen, wenn's nicht eine neue Mod' oder ein Fuß oder eine Gasterei ist; aber eigentlich hab' ich sie doch gern, und weißt Du, Gret', ich werde mit ihr sprechen und nicht mit der Trud. Ich bin jetzt achtzehn, und mit achtzehn, da darf man's. Und ich wette, sie nimmt's gut auf und giebt mir einen Kuß und ruft den

Vater und erzählt ihm alles und sagt ihm alles, und sagt ihm auch, daß er Schuld sei, ja er, er, und daß sie mich heirathen wolle, nächstens schon, wenn er nicht anders würde, ganz anders. Und dann lacht er immer, weil er es gern hört. Aber sie sagt es noch lieber.“

Grete, die, während er sprach, eine Menge der umherliegenden Kastanien gesammelt und aufgezogen hatte, hing sie sich jetzt als Schnur um den Hals und sagte: „Wie kleidet es mir?“

„Ach, Dir kleidet alles. Du weißt es ja, und alle Leute wissen. Und sie sagen auch, es sei hart, daß Du Dein Leben so vertrauern müßt. Immer so mit dem Kind . . .“

Grete seufzte. „Freilich, es ist nichts Fein's; aber bei Tag ist es ein Spielzeug, und dann sieh, dann giebt mir's auch zu lachen, wenn ich so seh', wie sie das Würmchen auspuzen und einen kleinen Prinzen aus ihm machen möchten. Denn Du mußt wissen, es ist ein häßlich' Kind, und alles an ihm hat eine falsche Stell' und paßt nicht recht zusamm', und ich seh' es in Gedanken schon groß, wie's dann auch so hin und herschlänkert, grad' wie der Gerdt, und sitzt immer krumm und eingesunken, und streckt die Beine weit, weit von sich. Ach, es hat schon jetzt so lange dünne Beinchen. Wie die Spinn' an der Wand.“

„Und Trud?“ fragte Balthin.

„Die sieht nur, daß es ein hübsches Kind ist, oder sie thut doch so. Und dann fragt sie mich: „Nicht wahr, Gret, es sieht gut?“ Und wenn ich dann schweig' oder verlegen seh', dann redet sie auf mich ein und dann heißt es: „Sieh doch nur den Mund; ist er nicht klein? und hat auch nicht solchen Wulst. Und seine Augen stehen nicht so vor.“ Aber es hilft ihr nichts, es ist und bleibt der Gerdt, und ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.“

Balthin schüttelte den Kopf und sagte: „Und das ist alles was Du hast?!“

„Ja und nein. Und Du mußt mich nicht bedauern. Denn ich habe ja noch die Regine, die mir von alten Zeiten erzählt, und ich habe Gigas, der mir seine Blumen zeigt. Und dann hab' ich den Kirchhof. Und mitunter, wenn ich ein rechtes Glück hab', dann hab' ich Dich.“

Er sah sie zärtlich an und sagte: „Du bist so gut, und trägst alles, und willst nichts.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich will eigentlich viel, Balthin.“

„Ich glaub's nicht.“

„Doch, doch. Denn sieh', Liebe will ich, und das ist viel. Und ich kann kein Unrecht sehn. Und wenn ichs seh', da giebt es mir einen Stich, hier gerad' ins Herz, und ich möchte dann weinen und schrein.“

„Das ist es ja, Grete. Darum bist Du ja so gut.“ Und er nahm ihre Hand und drückte sie und sagte ihr, wie lieb er sie habe. Und dann sprach er leiser und fragte sie, ob sie sich nicht öfter sehen könnten, so wie heut, und so ganz wie von ungefähr. Und dann nannt' er ihr die Plätze, wo's am ehesten ginge. Hier der Kirchhof sei gut, aber eigentlich die Kirche drin,

die sei noch besser. Am besten aber sei die Burg, da sei niemand und sei alles so schön und so still und der Blick so weit.

Grete war es zufrieden und sie sagten einander zu, daß sie, so lange die schönen Herbstestage dauerten, sich allwöchentlich einmal oben auf der Burg treffen und miteinander plaudern wollten. Und als sie das beschloßen, hing ihm Grete die Kastanienkette um, die sie bis dahin getragen, und sagte ihm, er sei nun ihr Ritter, der zu ihr halten und für sie fechten und sterben müsse. Und dabei lachten sie. Gleich danach aber trennten sie sich, und gingen auf verschiedenen Wegen, auf daß niemand sie beisammen sähe, wieder in ihre Wohnung zurück.

9. Auf der Burg.

Sie hielten Wort, und eine Woche später, während welcher Grete mehr als seit lang unter Truds Launen und einem Rückfall in ihre frühere Strenge gelitten hatte, trafen sie sich Nachmittags auf dem Kirchhof und gingen durch Thor und Vorstadt erst bis an die „Freiheit“ und dann auf einem ansteigenden Schängelwege bis zur Burg selbst hinauf. Hier, auf dem großen Außenhof, der zugleich als Wirthschaftshof diente, war ein buntes und bewegtes Leben: im Taktschlag klang es von der Tenne her, die Scheumenthore standen offen, und die Mädchen, die beim Flachsbrechen waren, sangen über den Hof hin:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Ach Mädchen könntest Du schwimmen,
So schwimme doch her zu mir . . .“

Es klang so traurig. Aber die Gesichter der Mädchen lachten dabei.

„Hörst Du“, sagte Baltin „das gilt uns. Sieh nur die Hübsche mit dem Flachskopf. Sieht sie nicht aus, als könnte sie sich ihr Brautheind von ihrem eignen Wocken spinnen?“ Grete schwieg. Ihr war so weh. Endlich sagte sie: „laß uns gehen, Baltin. Ich weiß nicht, was es ist. Aber das fühl' ich, daß ich hier auch stehen und die Hände fleißig rühren und singen möcht'. Sieh nur, wie die Spreu von der Tenne fliegt. Es ist alles so frei und lustig hier, und wenn ich hier mitstünd', ich glaube, da verwehte manches, was mich quält und drückt.“

Baltin suchte nach einem Trosteswort, und sie schritten, als er sie wieder beruhigt, über einen wüsten Grasplatz, auf einen aufgemauerten und halb-
ausgetrockneten Graben zu, der den großen, äußeren Burghof von dem kleinen, inneren trennte. Eine schmale Zugbrücke führte hinüber und sie passirten sie. Drinnen war alles still: der Ephewuchs hoch am Gemäuer auf und in der Mitte stand ein alter Nußbaum, dessen weites Geäst den halben Hofraum überdachte. Und um den ausgehöhlten Stamm her war eine Bank. Grete wollte sich setzen; Baltin aber nahm ihre Hand und sagte: „Nicht hier, Grete; es ist zu stickig hier.“ Und damit gingen sie weiter, bis an den Fuß eines

steilen, in die Rasenbettung eingeschnittenen Treppchens, das oben auf einen breiten, von zwei Thürmen flankirten Wallgang mündete. Zwischen diesen Thürmen aber lief eine dicke, niedrige Feldsteinmauer, die nur um ein paar Fuß höher war als der Wallgang selbst. Und auf diese Mauer setzten sie sich und sahen in die Landschaft hinaus. Zu Füßen hatten sie den breiten Strom und die schmale Langer, die spitzwinklig in den Strom einmündete, drüben aber, am andern Ufer, dehnten sich die Wiesen, und dahinter lag ein Schattenstrich, aus dessen Lichtungen hier und dort eine vom Abendroth übergoldete Kirchthurmspitze hervorblickte. Der Himmel blau, die Luft frisch; Sommerfäden zogen, und in das Geläut der ersten heimwärts ziehenden Heerden mischte sich von weit her das Anschlagen der Abendglocke.

„Ach, wie schön,“ sagte Grete. „Zahr und Tag, daß ich nicht hier oben war. Und mir ist fast, als hätt' ich es nie gesehen.“

„Das macht, daß wir einen so schönen Tag haben,“ sagte Balthin.

„Nein, das macht, daß es hier so frisch und so weit ist, und zu Haus ist es so dumpf und so eng. Da bin ich wie gefangen und eingemauert, eingemauert wie die Stendal'sche Nonne, von der mir Regine so oft erzählt hat.“

„Und Du möchtest fort.“

„Lieber heut als morgen. Entsinnt Du Dich noch, Maifest vor'm Zahr, als wir uns verirrt hatten und auf den Hirsch warteten, der uns aus dem Walde hinaustragen sollte!“

Balthin nickte.

„Sieh, da sprachst Du von einem Thal, das tief in Bergen lag', und der Sturm ginge drüber hin, und wäre kein Krieg und die Menschen liebten einander. Und ich weiß, daß ich das Thal in Wachen und in Träumen sah. Viele Wochen lang. Und ich sehnte mich danach und wollte hin. Aber heute will ich nur noch fort, nur noch weg aus unserm Haus. Wohin ist gleich. Es schnürt mir die Brust zusammen und ich habe keinen Athem mehr.“

„Aber Du hast doch die Regine, Gret'. Und Gigas ist gut mit Dir. Und dann sieh, Emrentz kann Dich leiden. Ich weiß es; sie hat mir's selber gesagt, keine drei Tag' erst, als ich mein' Aussprach' mit ihr hatt'. Und dann, Grete, Du weißt ja, dann hast Du mich.“

Sie blickte sich scheu-verlegen um. Und als sie sah, daß sie von niemand belauscht wurden, trat sie rasch auf ihn zu, strich ihm das Haar aus der Stirn und sagte: „Ja, Dich hab ich. Und ohne Dich wär' ich schon todt.“

Balthin zitterte vor Bewegung. Er erkannte wohl, wie tief-unglücklich sie sei, und sagte nur: „Was ist es, Grete? Sag' es. Vielleicht, daß ich es mit Dir tragen kann. Was drückt Dich?“

„Das Leben.“

„Das Leben?“ Und er sah sie vorwurfsvoll an.

„Nein, nein. Vergiß es. Nicht das Leben. Aber der Tag drückt mich; jeder; heute, morgen, und der folgende wieder. Endlos, endlos. Und ist kein Trost und keine Hülfe.“

„Der Tag“, wiederholte Balthin vor sich hin, und es war, als überleg' er's und mustre die Reihe seiner eigenen Tage.

„Ja, der Tag“ fuhr Grete fort. „Und jede Stunde ist lang wie das Jahr. Kaum, daß ich den Morgenschlaf aus den Augen hab', so heißt es: „Das Kind, das Kind.“ Und nun spring' ich auf und mache das Bad und mache den Brei. Und nun ist das Bad viel zu heiß und der Brei viel zu kalt. Und dann wieder: „Das Kind und das Kind“. Und an mir sehen sie vorbei, als wär' ich der Schatten an der Wand. Ach, ich weiß, es ist eine Sünd', und ich muß mir's heruntersprechen von der Seel', aber wahr ist es und bleibt es, ich hass' es. Und so kommt Mittag, und wir sitzen an dem runden Tisch, und ich spreche das Gebet. Sprech' es, und Niemand hört darauf. Und wenn ich das letzte Wort gesprochen, so heißt es: „Grete, sieh, ich glaub' es schreit.“ Und dann bring' ich es, und dann geht es reihum und dann soll ich essen mit dem Kind im Arm. Und wenn es hübsch wär'. Aber es ist so häßlich, und sieht mich an, als errieth es all' meine Gedanken. Ach, Balthin, das ist mein Tag und mein' Nacht. Und so leb' ich. In meines Vaters Haus ohne Heimath! Unter Bruder und Schwester, und ohne Liebe! Es tödtet mich, daß mich Niemand liebt. Ach, wie's mich danach verlangt! Nur ein Wort, nur ein einzig Wort.“ Und sie warf sich auf die Knie und legte den Kopf auf den Stein und weinte bitterlich.

„Es kommen andere Tage,“ sagte Balthin. „Und wir wollen aushalten. Und wenn sie nicht kommen, Eins mußt Du wissen, Gret', ich thu' alles, was Du willst. Sage, daß ich hier hinunter springe, so spring' ich, und sage, daß Du fort willst, so will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging'! Ich kann nicht leben ohne Dich. Und ich will auch nicht.“

Grete war aufgesprungen und sagte: „Das hab' ich hören wollen. Das, das! Und nun kann ich wieder leben, weil ich dies Elend nicht mehr endlos seh'. Ich weiß nun, daß ich's ändern kann, jeden Tag und jede Stunde. Sieh mich nicht so an. Erschrick nicht. Ich bin nicht so wild und unbändig, wie Du denkst. Nein, ich will still und ruhig sein. Und wir wollen aushalten, wie Du sagst und wollen hoffen und harren, bis wir groß sind und unser Erbe haben. Denn wir haben doch eins, nicht wahr? Und haben wir das, Balthin, so haben wir uns, und dann haben wir die ganze Welt. Und dann sind wir glücklich. Ach, wie mir so leicht um's Herz geworden. Und nun komm, und laß uns gehn. Die Som' ist unter und die letzten Heerden sind eben herein.“

Er war es zufrieden und sie wandten sich und gingen heimwärts, erst unter dem Rußbaum hin und dann über die kleine Zugbrücke fort, die von dem inneren Burghof in den Außenhof führte. In dem Sumpfwasser unter ihnen stand das Rohr und wuchs hoch hinauf bis an das Brückengebälk. Ein paar blaue Dolden, blattlos und auf langen Stielen, blühten einsam dazwischen. Und nun waren sie wieder jenseits und sahen, daß alle Arbeit in Hof und Tenne schwieg. Die Mädchen, die beim Flachsbrechen gewesen

waren, hatten sich mit den Knechten auf Bretter und Balken gesetzt, die hoch aufgeschichtet an einem Hollunderzaune lagen und sangen allerlei Lieder, Lustiges und Schelmisches, und neckten sich untereinander. Als sie aber des jungen Paares ansichtig wurden, brachen sie plötzlich ab und nahmen wie von selber die Weise wieder auf, die sie, eine Stunde vorher, bei Beider Kommen gesungen hatten:

„Ach Tochter, herzlichste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn,
Weck' auf deine jüngste Schwester
Und laß sie mit dir gehn.“

„Ach Mutter, herzlichste Mutter,
Meine Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt ja all' die Blumen,
Die im grünen Walde sind.“

Baltin und Grete waren rascher zugeschritten und die letzten Worte des Liedes verflangen ihnen unklar und halbgehört. Aber die Weise traf noch ihr Ohr, als sie das Burgthor schon lang im Rücken hatten.

10. Zu Weihnachten.

„Ich kann nun wieder leben“, hatte Grete gesagt, und wirklich, das Leben wurd' ihr leichter seitdem. Ein beinah freundiger Troß, dem sie sich, auch wenn sie gehorchte, hingeben konnte, half ihr über alle Kränkungen hinweg. Sie gehorchte ja nur noch, weil sie gehorchen wollte. Wollte sie nicht mehr, so konnte sie, wie sie zu Baltin gesagt hatte, jeden Tag „dem Spiel ein Ende machen.“ Und wirklich, ein Spiel war es nur noch, oder sie wußt' es doch in diesem Lichte zu sehen. Das gab ihr eine wunderbare Kraft, und wenn sie dann spät Abends in ihre Stube hinaufstieg, die sie, seit das Kind unten aus der ersten Pflege war, wieder mit Reginen bewohnte, so gelang es ihr mit dieser zu lachen und zu scherzen. Und wenn es dann hieß „aber nun schlaf, Gret“, dann wickelte sie sich freilich in ihre Decken und schwieg, aber nur, um sich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. Dabei sah sie sich am liebsten am Bug oder Steuer eines Schiffes stehen, und der Seewind ging, und es war Nachtzeit und die Sterne funkelten. Und sie sah dann hinauf, und alles war groß und weit und frei. Und zuletzt überkam es sie wie Frieden inmitten aller Sehnsucht, ihr Troß wurde Demuth, und an Stelle des bösen Engels, der ihren Tag beherrscht hatte, saß nun ihr guter Engel an ihrem Bett. Und wenn sie dann andren Tags erwachte und hinunter sah auf den Garten, und den Pfau auf seiner Stange kreischen hörte, dann fragte sie sich: „Bist Du noch Du selbst? Bist Du noch unglücklich?“ Und mitunter wußte sie's kaum. Aber freilich auch andere Tage kamen, wo sie's wußte, nur allzu gut, und wo weder ihr guter noch ihr böser Engel, weder ihre Demuth noch ihr Troß sie vor einem immer bitterer und leidenschaftlicher aufgährenden Groll zu schützen wußte.

Ein solcher Tag, und der bittersten einer, war der Weihnachtstag, an dem auch diesmal ein Christbaum angezündet wurde. Aber nicht für Grete. Grete war ja groß, nein, nur für das Kleine, das denn auch nach den Lichtern haschte und vor allem nach dem Goldschaum, der reichlich in den Zweigen glitzerte. „'s ist Gerdt's Kind“ sagte Grete, der ihres Bruders Geiz und Habgucht immer ein Abscheu war; und sie wandte sich ihren eigenen Geschenken zu. Es waren ihrer nicht allzu viele: Lebkuchen und Äpfel und Nüsse, sammt einem dicken Spangen-Gesangbuch (trotzdem sie schon zwei dergleichen hatte), auf dessen Titelblatt in großen Buchstaben und von Trud's eigener Hand geschrieben war: Sprüche Salomonis Kap. 16, Vers 18.

Sie kannte den Vers nicht, wußte aber, daß er ihr nichts Gutes bedeuten könne, und sobald sich's gab, war sie treppauf, um in der großen Bibel nachzuschlagen. Und nun las sie: „Wer zu Grunde gehen soll, der wird stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall.“

Es schien nicht, daß sie verwirrt oder irgendwie betroffen war, sie strich nur, schnell entschlossen, die von Trud eingeschriebene Zeile mit einer dicken Feder durch, blätterte hastig in dem alten Testamente weiter, als ob sie nach einer bekannten, aber ihrem Gedächtniß wieder halbentfallenen Stelle suche, und schrieb dann ihrerseits die Prophetenstelle darunter, die des alten Jacob Minde letzte Mahnung an Trud enthalten hatte: „Lasse die Waisen Gnade bei Dir finden.“ Und nun slog sie wieder treppab und legte das Buch an seinen alten Platz. Trud aber hatte wohl bemerkt, was um sie her vorgegangen, und als sie mit Gerdt allein im Zimmer war, sah sie nach und sagte, während sie sich verfärbte: „sieh und lies!“ Und er nahm nun selber das Buch und las und lachte vor sich hin, wie wenn er sich ihrer Niederlage freue. Denn seine hämische Natur kannte nichts Lieb'res als den Aerger anderer Leute, seine Frau nicht ausgenommen. Zwischen dieser aber und Greten unterblieb jedes Wort, und als der Fasching kam, den die Stadt diesmal ausnahmsweise prächtig mit Aufzügen und allerlei Mummenschanz feierte, schien der Zwischenfall vergessen. Und auch um Ostern, als sich alles zu dem herkömmlichen großen Kirchgang rüstete, hütete sich Trud wohl, nach dem Buche zu fragen. Wußte sie doch, daß es Gret' unter dem Weißzeug ihrer Truhe versteckt hatte. Denn sie mocht' es nicht sehen.

11. Der Herr Churfürst kommt.

Und nun war Hochsommerzeit (der längste Tag schon um vier Wochen vorüber) und die Bürger, wenn sie spät Abends aus dem Rathhauskeller heimgingen, versicherten einander, was übrigens Niemand bestritt, „daß die Tage schon wieder kürzer würden.“ Da kam an einem Mittewochen plötzlich die Nachricht in die Stadt, daß der allergnädigste Herr Churfürst einzutreffen und einen Tag und eine Nacht auf seiner Burg Tangermünde zuzubringen gedente. Das gab ein großes Aufsehen, und noch mehr der Unruhe, weil der Herr Churfürst in eben jenen Tagen nicht bloß von seinem lutherischen Glauben zum

reformirten übergetreten, sondern auch in Folge dieses Uebertritts die Veranlassung zu großer Mißstimmung und der Gegenstand allerheftigster Angriffe von Seiten der Tangermündischen Hitzköpfe geworden war. Und nun kam er selbst, und während Viele der nur zu begründeten Sorge lebten, um ihrer ungebührlichen und lästerlichen Rede willen zur Rechenschaft gezogen zu werden, waren andere, ihres Glaubens und Gewissens halber, in tiefer und ernster Bedrängniß. Unter ihnen Gigaß. Und diese Bedrängniß wuchs noch, als ihm am Nachmittage vorerwähnten Mittewochens durch einen Herrn vom Hofe vermeldet wurde, daß Seine churfürstliche Durchlaucht um die siebente Morgenstunde zu Sanct Stephan vorzusprechen und daselbst eine Frühpredigt zu hören gedächten. Wie dem hohen Herren begegnen? Dem Abtrünnigen, der vielleicht alles in Stadt und Land zu Abfall und Untreue heran zwingen wollte! Und so muthig Gigaß war, es kam ihm doch ein Bangen und eine Schwachheit an. Aber er betete sich durch, und als der andre Morgen da war, stieg er, ohne Menschenfurcht, die kleine Kanzeltreppe hinauf und predigte über das Wort des Heilands: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Und siehe da, die holzgeschnitzte Taube des heiligen Geistes hatte nicht vergeblich über ihm geschwebt, und der Herr Churfürst, nachdem er entblößten Hauptes und „mit absonderer Aufmerksamkeit“ der Predigt gefolget war, hatte nach Schluß derselben ihm danken und ihn zu weiterer Besprechung auf seine Burg entbieten lassen. Und hier nun, wie die Chronisten melden, war Seine churfürstliche Durchlaucht dem festen und glaubenstreuen Manne nicht nur um einen Schritt oder zwei zu freundlicher Begrüßung entgegengegangen, sondern hatte demselben auch unter freiem Himmel und in Gegenwart vieler Herren vom Adel, an Eidesstatt zugesichert: „daß er seine von Gott ihm anbefohlenen Unterthanen bei dem Worte Lutheri Augsbürgischer Confession belassen, eines jeden Person auch in der Freiheit seines Glaubens und Gewissens schützen wolle, in eben jener Freiheit, um derentwillen er für Seine Person das Bekenntniß der beständig hadernden Lutherischen abgethan und den reformirten Glauben angenommen habe.“

Und als diese zu größerem Theile trostreiche Rede, über deren schmerzlichen Ausklang Gigaß klug hinwegzuhören verstand, an Burgemeister und Rath überbracht worden war, waren Peter Gung und die Rathmannen, dazu die Geistlichen und Rectores aller fünf Kirchen, auf der Burg erschienen, um nach abgestattetem Dank und wiederholter Versicherung unverbrüchlicher Treue, den Herrn Churfürsten um die Gung anzufragen, ihm ein festlich Mahl herichten zu dürfen. Aber in der Halle seiner eigenen Burg, dieweilen ihre Rathhaus-Halle zu klein sei, um die reiche Zahl der Gäste zu fassen. Und alles war angenommen worden und hatte die Stadt um so mehr erfreut und beglückt, als bei gnädiger Entlassung der Sprecher, unter denen sich auch Gerdt in vorderster Reihe befunden, seitens Sr. churf. Durchlaucht der Hoffnung Ausdruck gegeben worden war, die sittigen und ehrbaren Frauen der Stadt auf seiner Burg mit erscheinen und an dem Festmahle theilnehmen zu sehn.

Und nun war dieses Mahl, unter freundlichem Beistand aller Dienerschaften des hohen Herrn, in kürzester Frist hergerichtet worden, und um die vierte Stunde bewegte sich der Zug der Geladenen, Männer und Frauen, die Lange Straße hinab, zur Burg hinauf. Die kleineren Bürgerfrauen, die von der Festlichkeit ausgeschlossen waren, sahen ihnen neidisch und spöttisch nach, und nicht zum wenigsten, als Trud und Emrenz an ihnen vorüberzogen. Denn beide waren absonderlich reich und prächtig gekleidet, in Ketten und hohen Krausen, und Emrenz, aller Züthitze zum Trotz, hatte sich ihr mit Hermelinpelz besetztes Mäntelchen nicht versagen können. Trud's Kleid aber stand steif und feierlich um sie her und bewegte sich kaum, als sie, zur Rechten ihrer Muhme, die Straße hinunterschritt.

Und nun war Alles oben, das Mahl begann, und die gothischen Fenster mit ihren kleinen, buntgläsernen und vielhundertfältig in Blei gefaßten Scheibchen standen nach Fluß und Hof hin weit offen, und die Gäste, so lang es drin ein Schweigen gab, hörten von den Zweigen des draußen stehenden Nußbaums her das Jubeliren der Vögel. Aber nicht immer schwieg es drinnen, Trinkspruch reihte sich an Trinkspruch, und wenn dann von der großen Empore herab, die zu Häupten des Churfürsten auftrat, die Stadtpfeifer einfielen und die Paukenwirbel über den Fluß hin und bis weit hinaus in die Landschaft rollten, dann hielt der Fährmann sein Boot an und die Koppelpferde horchten auf und sahen verwundert nach der sonst so stillen Burg hinüber.

12. Am Wendenstein.

Um eben diese Zeit saß Grete daheim in der Hinterstube des ersten Stocks. Trud's letztes Wort an sie war gewesen: „Hüte das Kind.“ Und nun hütete sie's. Es lag in einer Wiege von Rosenholz, ein Schleiertuch über dem Köpfchen, und durch Thür und Fenster, die beide geöffnet waren, zog die Luft. Herabgelassene Vorhänge gaben Schatten, und nur ein paar Fliegen tanzten um den Thymianbusch, der an der Decke des Zimmers hing. Es regte sich nichts in dem weiten Hause.

Und doch war Jemand eingetreten: Balthin. Er hatte die Hausthür vorsichtig geöffnet, so daß die Glocke keinen Ton gegeben, und sah sich nun auf dem halb im Dämmer liegenden Flure neugierig um. Es war alles wie sonst: an dem vordersten Querbalken saßen die zwei Schwalbennester und in den Nischen standen die Schränke, erst die von Nußbaum, dann die von Kiefernholz, bis dicht an die Hofthür hin. Die Hofthür selbst aber stand auf; ein breiter Lichtstreifen fiel ein und auf dem sonnenbeschienenen Hofe saßen die Tauben und spielten im Sand, oder schritten gurrend, und dabei stolz und zierlich ihre Köpfe drehend, an dem noch stolzeren Pfau vorüber. Und dahinter war das von Wein überwachsene Gitter, von dem aus die sechs Treppenstufen niederführten, und durch die offenen Stellen des Laubes hindurch sah man die Malvenkronen und die Strauchspitzen des tiefer gelegenen Gartens. Alles märchenhaft

und wie verwunschen, und leiser noch als er in das Haus eingetreten war, stieg er jetzt die Stiege hinauf, bis er an der Schwelle der Hinterstube hielt. Es schien, daß Grete schlief, und einen Augenblick war er in Zweifel, ob er bleiben oder wieder gehen solle. Aber zuletzt rief er ihren Namen und sie sah lächelnd auf. „Komm nur,“ sagte sie, „ich schlafe nicht. Ich hüte ja das Kind. Willst Du's sehen?“

„Nein,“ sagte er, „laß es. Sehen wir's an, so wecken wir's, und ist es wach, so schreit es. Und es soll nicht wach sein, und noch weniger soll es schreien, denn ich will Dich abholen. Alle Welt ist draußen auf der Burg, und Du bist hier allein, als wär'st Du die Magd im Haus oder die Kindermuhme. Komm, es sieht uns Niemand. Wir gehen an den Gärten hin, und die Stadtmauer giebt uns Schatten. Und sind wir erst oben, da thun wir, als fänden wir uns. Sieh, ich bin so neugierig. Und Du bist es auch, nicht wahr? Er ist ja doch eigentlich unser Landesherr. Und am End' ist es ein Unrecht ihn nicht gesehen zu haben, wenn man ihn sehen kann. Ich glaube, wir müssen ihn sehen, Grete. Was meinst Du?“

Grete lachte. „Wie gut Du die Worte stellen kannst. Sonst heißt es immer, Eva sei Schuld; aber heute nicht. Du bered'st mich, und ich soll thun, was sie mir verboten.“

„Ach, wer?“

„Nun, Du weißt es ja; Trud. Und da sitz' ich nun hier und gehorche. Und dann ist das Kleine . . .“

„Laß nur. Es schläft ja. Und Regine hütet es so gut wie Du. Komm, und eh' das Fest aus ist, sind wir wieder da. Und Du setzt Dich an Deinen alten Platz, und Niemand weiß es. Und die schlafenden Kinder haben ihren Engel.“

„Nun gut, ich komm.“ Und dabei rief sie nach der Regine, die neben dem Küchenherde saß, und ehe noch der Pfau draußen auf dem Hofe gekreisch und sein Rad geschlagen hatte, was er, wenn er Greten sah, immer zu thun pflegte, waren sie schon an ihm vorbei und zur Gartenpforte hinaus, und gingen im Schatten der Stadtmauer, ganz wie Baltin es gewollt hatte, bis an das Wasserthor, und dann über die Tangerwiesen auf die Vorstadt zu. Niemand begegnete ihnen hier; alles war wie ausgestorben; und erst als sie die „Freiheit“ passirt und den äußeren Burghof erreicht hatten, sahen sie, daß hier die kleinen Leute sammt ihrem Gesinde zu vielen Hunderten standen und den Raum bis an die Zugbrücke hin so völlig füllten, daß an ein Hineinkommen in den inneren Burghof gar nicht zu denken war.

Und so schlug denn Baltin vor, wieder hügelabwärts zu steigen und drüben auf den Elbwiesen einen Spaziergang zu machen. Grete war es zufrieden und erst als sie den Fährmann angerufen und den Fluß gekreuzt hatten, wandten sie sich wieder, um nun unbehindert auf die goldig im Scheine der Spätnachmittags-Sonne daliegende Burg zurückzusehen, und in die von drüben her herüberfliegenden Lebehochs miteinzustimmen.

Aber bald waren sie's müd', und sie gingen tiefer in die hoch in Gras stehende, mit Ranunkeln und rothem Ampfer übersäte Wiese hinein, bis sie zuletzt an einen niedrigen mit Weiden und Weiden besetzten Erdwall kamen, der sich quer durch die weite Wiesenlandschaft zog. Auf der Höhe dieses Wall'es lag ein Feldstein von absonderlicher Form und so dicht mit Flechten überwachsen, daß sich ein paar halbverwitterte Schriftzeichen daran nur mühsam erkennen ließen. Und auf diesen Feldstein setzten sie sich.

„Was bedeutet der Stein?“ sagte Grete.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Wendengrab.“

„Wie denn?“

„Weißt Du denn nicht? Dies ist ja das Feld, wo die große Tangerschlacht war. Heiden und Christen. Und die Christen siegten. Und zu beiden Seiten des Erdwalls, auf dem wir hier sitzen, vor uns bis dicht an den Wald und hinter uns bis dicht an den Fluß, liegen sie zu vielen Tausenden.“

„Ich glaub' es nicht. Und wenn auch, ich mag nicht davon hören. Auch nicht, wenn die Christen siegten, wie Du sagst. . . . Aber sieh, wie schön.“ Und dabei zeigte sie mit der Hand auf die vor ihnen ausgebreitete Landschaft, die sie jetzt erst, von dem hochgelegenen Stein aus, mit ihrem Blick umfassen konnten. Es war dasselbe Bild, das sie letzten Herbst schon von der Burg und dem Gemäuer aus vor Augen gehabt hatten, nur die Dörfer, die damals mit nichts andrem, als ihren Kirchturmspitzen aus dem Schattenstriche des Waldes hervorgeblüht, lagen heute klar und deutlich vor ihnen, und die Strohdächer mit ihren Storchennestern ließen sich überall erkennen.

„Weißt Du, wie die Dörfer heißen?“ fragte Grete.

„Gewiß, weiß ich's. Das hier rechts ist Buch, wo der Herr von Buch lebte, der einen Schatz in unsrer Tangermünder Kirche viele Jahre lang verborgen hielt, um ihn zuletzt als Lösegeld für seinen Herrn Markgrafen zu zahlen. Denn die Magdeburger hatten ihn gefangen genommen. Und er hieß Markgraf Otto. Otto mit dem Pfeil. Ein schöner Herr und sehr ritterlich, und war ein Dichter und liebte die Frauen. Weißt Du davon?“

„Nein. . . . Aber hier das Dorf mit dem blanken Wetterhahn?“

„Das ist Fischbeck.“

„Ach, das kenn' ich. Da wohnt ja der alte Pfarr. . . . aber nun hab' ich seinen Namen vergessen. O, von dem weiß ich. Der war eines Fischbecker Bauern Sohn und sollte seines Vaters Pferde hüten. Aber er wollt' es nicht und lief ihm fort, denn er wußt' es bestimmt in seinem Herzen, daß er ein Geistlicher und ein frommer Mann werden müsse. Und er wurd' es auch, und nun hütet er am selben Ort sein Amt und seine Gemeinde. Und sein alter Vater hat es noch erlebt.“

„Aber Grete, woher weißt Du nur das alles? Die Geschichte von der großen Tangerschlacht und von dem Tangermünder Schatze, die weißt Du nicht, und die von dem Fischbecker Pastor weißt Du so genau!“

Grete lachte. „Und weißt Du, wie lang ich sie weiß? Seit gestern. Und weißt Du von wem? Von Gigas.“

„Das mußt Du mir erzählen.“

„Freilich. Das will ich auch. Aber da muß ich weit ausholen.“

„Thu's mir. Wir haben ja Zeit.“

„Nun sieh, Balthin, Du weißt, ich bin immer weit fort; weit fort in meinen Gedanken. Und Du weißt auch, um deshalb halt' ich's aus. Und immer Abends, wenn ich mit der Regine bin, les' ich von Kindern oder schönen Prinzessinnen, die vor einem bösen König oder einer bösen Königin geflohen sind, und es giebt viele solche Geschichten, und nicht blos in Märchenbüchern, viel, viel mehr als Du Dir denken kannst, und mitunter ist es mir, als wären alle Menschen irgend einmal ihrem Elend entlaufen.“

Balthin schüttelte den Kopf.

„Du schüttelst den Kopf. Und sieh, das thu' ich auch. Oder doch von Zeit zu Zeit. Und so war es auch gestern, denn ich hatte wieder einen Traum gehabt, wieder von Flucht, und es war als flög' ich und mir war im Fliegen so wohl und so leicht. Aber als ich aufwachte, war ich bedrückt und unruhig in meinem Gemüth. Und da dacht' ich, das soll ein Ende haben: du wirßt Gigas fragen, der soll dir sagen, ob es etwas Böses ist, zu fliehen. Und so ging ich zu ihm, gestern um die Mittagsstunde, trotzdem ich wohl gehört hatte, daß er selber in Sorg' und Unruh' sei.“

„Und wie fandest Du ihn?“

„Ich fand ihn in seinem Garten zwischen den Beeten, und wir gingen auf und ab, wie er's gern thut, und sprachen vielerlei, und zuletzt auch von unserm Herrn Churfürsten, der, wie wir ja schon wußten, eine Nacht und einen Tag auf seiner Tangermünder Burg zu verbleiben gedenke. Und als ich sah, daß er sich in seinem Gewissen sorgte, gerade so wie sich's Trud und Gerdt, als sie von ihm sprachen, in unserm Hause schon zugeflüstert hatten, da saßt' ich mir ein Herz und fragt' ihn: Was er wohl mein'? Ob Flucht allemalen ein böß und unrecht Ding sei? Oder ob es nicht auch ein rechtmäßig und zuständig Beginnen sein könne?“

„Und was antwortete er Dir?“

„Er schwieg eine ganze Weile. Als wir aber an die Bank kamen, die zu Ende des Mittelganges steht, sagte er: „Setz' Dich, Gret'. Und nun sage mir, wie kommst Du zu solcher Frag'?“ Aber ich gab ihm keine Antwort und wiederholte nur alles, und sah ihn fest dabei an. Und all das konnt' ich, ohne mich ihm zu verrathen, denn ich hatte wohl bemerkt, daß er an nichts als an den gnädigen und gestrengen Herrn Churfürsten dachte, der genjerisch geworden, und daß er immer nur alles Fährliche vor Augen sah, was ihm selber noch bevorstehen könne. Und endlich nahm er meine Hand, und sagte: „Ja, Grete, das ist eine schwere Frag', und ich denke, wir müssen zum Ersten allemal beten, daß wir nicht in Versuchung fallen, und zum

Zweiten, daß uns die Gnade Gottes überall, wo wir zweifelhaft und unsicher in unfrem Gemüthe sind, den rechten Weg finden lasse. Denn die richtigen Wege sind oft wechselvolle Wege, und wenn es heut unsre Pflicht ist zu gehorchen und auszuharren, so kann es morgen unsre Pflicht sein nicht zu gehorchen und uns durch Flucht einem schlimmen Ansinnen zu entziehen. Aber Eines gilt heut und immerdar: wir müssen in unfrem Thun, ob wir nun fliehen oder auszuharren, einem höheren Rufe Folge leisten.“ Und nun erzählte er mir von dem Fischbeck'schen Pastor und seiner Flucht.“

„Aber er muß Dir doch noch mehr erzählt haben?“

„Nein. Vielleicht daß er's gethan, aber der alte Peter Gump kam und unterbrach uns. Und ich wußte ja nun auch, was ich wissen wollt' und daß auch eine Flucht das Rechte sein könne. Und als ich heimging, zählt' ich mir her, wer alles geflohen sei. Joseph und Maria floh. Und auch Petrus floh aus seinem Gefängniß.“

„Aber ein Engel des Herren führte sie,“ sagte Baltin. „Und sie flohen um Gott und Glaubens willen.“

Es schien, daß diese Worte Greten in's Gewissen trafen, denn sie schwieg. Endlich aber sagte sie: „Ja, um Gott und Glaubens willen. Aber auch um Lebens und Rechtes willen. Ich mag kein Unrecht sehen, und auch keines leiden.“

„Du weißt aber, daß wir Geduld üben und unsere Feinde lieben sollen.“

„Ja, ich weiß es; aber ich kann es nicht.“

„Weil Du nicht willst.“

„Nein, ich will es nicht.“

Und als sie soweit gesprochen, wandten sie sich wieder und sahen, daß der Sonnenball unter war und die Burgthürme bereits im Abendrothe glühten. „Es ist Zeit, daß wir heimgehen“, sagte Baltin, „oder wir verpassen's, und Trud ist eher zu Haus als wir.“

„Laß sie,“ sagte Grete leicht. „Ich mag nicht mehr nach Haus. Mir ist, als wäre dies mein letzter Tag, und als müßt' ich fort. Heute noch. Gleich. Willst Du?“

Baltin sah sie bang und fragend an.

„Du willst nicht? Sag's nur. Du fürchtest Dich.“

„Ich will, Grete. Ganz gewiß, ich will. Aber ich muß es einsehen, daß es nicht anders geht. Und hab' ich Dir's anders versprochen, damals auf der Burg, als die Mädchen sangen und die Sommerfäden zogen, so darfst Du mich nicht beim Worte nehmen. Es war ein Unrecht.“

Sie warf den Kopf, aber sagte nichts, und nahm seinen Arm. Und so schritten sie wieder auf die Fähre zu. Die Sterne waren bald herauf und spiegelten sich in dem stillen Strom, während Mückenschwärme wie Rauchsäulen über ihnen standen. Oben auf der Burg schimmerten noch die Lichter, sonst aber war alles still, und nur aus weiter Ferne her hörte man noch ein Singen, das mehr und mehr verklang. Es waren die kleinen Leute, die,

sammt ihrem Gesinde, vom Außenhose her wieder in die Stadt zogen. Und dazu klatschten eintönig die Ruderschläge des Fährboot's, und nun lief es auf, und Baltin und Grete sprangen ans Ufer.

Die Stadt gedachten sie soweit wie möglich zu meiden und nahmen ihren Weg an den Tangerwiesen hin, über die jetzt, mit ihnen zugleich, feuchte, weiße Nebel zogen. Die hohen Nachtkerzen ragten mit ihren Spitzen über die Nebelstreifen fort und mischten ihren Duft mit dem Dufte des Heues, das frischgemäht zu beiden Seiten des Weges lag. Sie sprachen nicht, und Baltin suchte nur den Fledermäusen zu wehren, die, von dem alten Kirchengemäuer her, neben und über ihnen flatterten. So kamen sie bis an das Wasserthor und bogen in denselben Zirkelgang ein, auf dem sie gekommen waren, immer zwischen den Gärten und der Stadtmauer hin. Und nun hielten sie vor der Mindeschen Gartenpforte.

„Gute Nacht, Baltin“, sagte Grete ruhig und beinah gleichgültig. Als dieser aber ging ohne sich umzusehen, rief sie noch einmal seinen Namen. Und er wandte sich wieder und lief auf sie zu. Und sie umarmten sich und küßten sich. „Vergiß, Baltin, was ich gesagt hab'. Ich weiß, daß Du Dich nicht fürchtest. Denn Du liebst mich. Und die sich lieben, die fürchten sich nicht. Und nun noch Eines. Komm in einer halben Stund' in den Garten, in Euren, und wart' auf mich. Mir ist so wunderbarlich, und ich muß Dich noch sehen. Denn sieh, ich weiß es, es geschieht etwas; ich fühl' es ganz deutlich hier.“ Und dabei legte sie die Hand auf's Herz und zitterte.

Und er versprach es, und sie trennten sich.

15. Flucht.

Die Pforte war nur angelehnt, und schon vom Garten aus ließ sich's erkennen, daß Trud inzwischen ins Haus zurückgekehrt sein müsse. Die Fenster-Vorhänge hingen noch herab und das rasch wechselnde Schattenspiel zeigte deutlich, daß ein Licht dahinter hin und her getragen wurde. Grete stieg nun die Stufen hinauf, die von dem Garten in den Hof führten, drückte das Gitter ins Schloß und fühlte sich, über Flur und Treppe hin, bis an das Hinterzimmer des oberen Stocks. Die Thüre stand noch offen, wohl der Schwüle halber, und Grete sah hinein. Was sie sah, war nur das Erwartete. Die Wiegendecke lag zurückgeschlagen, und Trud, in allem Fuß und Staat, den sie bei der Festlichkeit getragen, mühte sich in gebückter Stellung um das Kind, das still dalag, und nur dann und wann in Krämpfen zusammenzuckte. Ihre hohe Krause war zerdrückt, ihr Haar halb herabgefallen; ihren silbernen Hafengürtel aber, der ihr beim Aufnehmen und Niederlegen des Kindes hinderlich gewesen sein mochte, hatte sie von sich gethan und über das Fußbrettchen der Wiege gehängt. Und jetzt richtete sie sich auf und sah Greten vor sich stehen.

„Ei, Grete. Schon da!“ sagte sie bitter, aber ersichtlich noch mit ihrer inneren Erregung kämpfend. „Wo warst Du?“

„Fort.“

„Fort? Und ich hatt' es Dir doch verboten.“

„Verboten?“

„Ja! Und nun sieh das Kind. Ein Wunder Gottes, wenn es uns am Leben bleibt. Und wenn es stirbt, so bist Du Schuld.“

„Das darfst Du nicht sagen, Trud,“ antwortete Grete ruhig, während es um ihren Mund zuckte. „Schilt mich. Schilt mich, daß ich ging, das darfst Du, das magst Du thun. Aber Du darfst mich nicht schelten um des Kindes willen. An dem Kind ist nichts versäumt. Ich ließ es bei Reginen, und Regine, was sag' ich, ist dreißig Jahr im Haus. Und war Kinder-
muhme bei Gerdt, und dann war sie's bei mir, und hat mich groß gezogen.“

„Ja, das hat sie. Aber wozu? Du weißt es und ich weiß es auch. Und die Stadt wird es bald genug erfahren . . . Armes Ding Du! Aber 's ist Erbschaft.“

„Sage nicht das, Trud. Nichts von ihr. Ich will davon nicht hören.“

„Aber Du sollst es. Undankbare Kreatur!“

Grete lachte.

„Lache nur, Bettelkind! Denn das bist Du. Nichts weiter. Eine fahrende Frau war sie, und Keiner weiß, woher sie kam. Aber jetzt kennen wir sie, denn wir kennen Dich. Eine fremde Brut seid Ihr, und der Teufel sieht Euch aus Euren schwarzen Augen.“

„Das lügst Du.“

Trud aber, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, erhob ihre Hand und schlug nach ihr.

Grete war einen Schritt zurückgetreten, und es flimmerte ihr vor den Augen. Dann, ohne zu wissen was sie that, griff sie nach dem über der Wiege hängenden Gürtel und schleuderte ihn der verhassten Schwieger in's Gesicht. Diese, vor Schmerz aufschreiend, wankte und hielt sich mühsam an einem hinter ihr stehenden Tischchen, und Grete sah nun, daß die scharfen Ecken des langen silbernen Gehänges Trud's Stirn oder Schläfe schwer verletzt haben mußten, denn ein Blutstreifen rann über ihre linke Wange. Aber sie schrak vor diesem Anblick nicht zurück und hatte nichts als das doppelt selige Gefühl ihres befriedigten Hasses und ihrer errungenen Freiheit. Ja, Freiheit! Sie war dieses Haus nun los. Denn das stand fest in ihrer Seele, daß sie nicht länger bleiben könne. Fort. Gleich. Und sie slog die Treppe hinab und über Flur und Hof in den Garten.

Da wuchsen wieder die Himbeerbüschel wie damals, wo sie hier mit Baltin zwischen dem hohen Gezweig gestanden und über den Hänfling und sein Nest geplaudert hatte; aber ihre verwilderte Seele dachte jener Stunden stillen Glückes nicht mehr. Sie kletterte nur rasch hinauf und horchte gespannt, ob Baltin schon da sei. Er war es noch nicht. Und so sprang sie vom Zaun in den Bernig'schen Garten hinunter und versteckte sich in der Laube.

Denn daß er kommen würde, das wußte sie.

(Schluß folgt.)



Die Salzburger Emigranten.

Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchenpolitik der Hohenzollern.

Von

G. Baur.

— Leipzig. —

In den Sommermonaten des Jahres 1732 waren viele protestantische Städte des östlichen Deutschlands, insbesondere Sachsens, der Schauplatz eines regen und eigenthümlich bewegten Lebens. In größeren oder geringeren Zwischenräumen kamen große Pilgerzüge in ihnen an, Hunderte von Personen jeglichen Alters und Geschlechtes, in fremdartiger Tracht und eine fremdartige Mundart redend. In ernstem, geordnetem Zuge kamen sie, geistliche Lieder singend, von Süden heran. Vor der Stadt vom Magistrat, von der Geistlichkeit, von der Schuljugend und ihren Lehrern feierlich empfangen und unter festlichem Gesang und Glockengeläute zur Stadt geleitet, wurden sie in den Kirchen mit dem Brode des Lebens gespeist, in den Häusern von einer Gastfreundschaft, die sich selbst nicht genug thun konnte, mit leiblicher Nahrung und Kleidern versorgt und dann nach mehrtägiger Rast, reichlich beschenkt, auf ihren nach Norden führenden Weg unter Gebet und Segenswünschen für ihren Ausgang und Eingang weiter entsendet. Zwei von diesen Pilgern, Thomas Ammesser und Simon Schwäger, erreichten in Chemnitz das Ziel ihrer Pilgerschaft und fanden am 30. Juli 1732 auf dem dortigen Kirchhofe ihre letzte irdische Ruhestätte. Und die Inschrift auf dem Leichenstein, welchen Chemnitzer Bürger ihnen setzen ließen, sagt uns, was diese Pilger eigentlich für Leute gewesen sind. Es waren, wie es dort heißt, „Pilgrime aus dem Erzbischofthum Salzburg, welche um der alleinseigmachenden evangelischen Lehre willen mit ruhiger Seele und stillem Geiste ihr Vaterland und zeitliches Vermögen verließen.“ Den Blick von der Erde,

wo wir ja keine bleibende Statt haben, zu der unvergänglichen himmlischen Statt erhoben, zogen sie getrosten Muthes der neuen Heimat zu, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seinem Lande ihnen hochherzig angeboten hatte. Und was hatte es nun mit diesen Pilgern aus Salzburg für eine nähere Bewandniß? Eine Beantwortung dieser Frage durch eine kurze Geschichte der Salzburger Emigranten rollt ein eben so erhebendes als ergreifendes Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora vor uns auf.

Die Emigration oder Auswanderung steht in einem eigenthümlichen Verhältniß zur geoffenbarten Religion, und zwar nach zwei verschiedenen Richtungen hin, für welche die Auswanderung Abrahams nach Kanaan und die Auswanderung Israels aus Aegypten vorbildlich sind. Einmal nämlich hat die natürliche Religion, weil sie eben nichts anderes ist, als das Erzeugniß der natürlichen religiösen Anlage des Volkes, welchem sie angehört, immer einen nationalen Charakter, sie ist an ein bestimmtes Land und Volk gebunden und trachtet nicht, darüber hinaus sich auszubreiten. Die geoffenbarte Religion dagegen beruht auf einem höheren Princip, welches dem natürlichen Leben der Menschen eingepflanzt werden soll, und darum wohnt ihr mit Nothwendigkeit der Trieb, sich auszubreiten bei. Von diesem Triebe erfüllt, ist Abraham, sobald ihm das höhere Princip der alttestamentlichen Offenbarung aufgegangen war, aus der Umgebung seiner heidnischen Stammesgenossen nach Kanaan ausgewandert in das Land, von welchem, wie die vorbereitende Offenbarung des alten, so die vollendende Offenbarung des neuen Bundes über die Menschheit sich ausbreiten sollte. Auf der andern Seite hat die natürliche Religion von Seiten des Volkes, inmitten dessen sie erwachsen ist, keine Verfolgung zu gewärtigen, weil eben alle von Natur ihre Anhänger sind. Wohl aber kann der natürliche Volksgeist auf Grund des Aberglaubens seiner natürlichen Religion gegen den besseren Glauben der Bekenner der geoffenbarten Religion sich empören, welche unter einem Volke leben. Das haben die Israeliten in Aegypten erfahren, und darum sind auch sie ausgewandert, um sich eine Stätte zu suchen, an welcher sie dem wahren Gott, der sich ihnen geoffenbart hatte, ungehindert dienen könnten. Auch im Christenthum hat nun nach diesen beiden Seiten hin noch Auswanderung stattgefunden. Um das Evangelium auszubreiten, hat der Heiland seinen Aposteln geboten, hinauszugehen in alle Welt, und um das Evangelium vor Verfolgung zu bewahren, haben viele Glieder der ersten Christengemeinde Jerusalem verlassen, und auch das hat ja freilich der wunderbare Gott, der, was Menschen böse zu machen gedenken, gut zu machen weiß, seinem Evangelium zu Segen gewendet. Aber leider sind Auswanderungen der letzteren Art nicht bloß durch Verfolgungen veranlaßt worden, welche Juden und Heiden über die christliche Gemeinde verhängten, sondern auch durch solche, welche Christen gegen Christen ergießen ließen, insbesondere durch die, welche die römische Kirche gegen diejenigen

heraufbeschwor, denen Christus mehr gilt, als der Papst, und das feste Wort Gottes mehr, als die kirchliche Ueberlieferung.

In Frankreich war nach langen furchtbaren Kämpfen endlich im Jahre 1598 von Heinrich IV. durch das für unwiderrüflich erklärte Edict von Nantes den Evangelischen volles Staatsbürgerrecht, Glaubensfreiheit und unter gewissen Beschränkungen sogar das Recht öffentlichen Gottesdienstes verbürgt worden. Im darauf folgenden Jahrhundert aber suchte Ludwig XIV. in der zweiten Hälfte seiner zweiundsiebzigjährigen Regierung theils die von ihm angestrebte staatlliche Einheit seines Reiches auch durch Wiederherstellung der kirchlichen Einheit zu stärken, theils die Schuld seines früheren lockeren Lebens durch kirchliche Strenge gut zu machen. Nachdem durch Hofgunst und Bestechungen die Zurückführung Einzelner in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche gelungen war, griff man, um Massenbefehrungen zu bewerkstelligen, zu dem kräftigeren Mittel der grausamsten und raffinirtesten Verfolgung, und im Jahre 1685 wurde das „unwiderrüfliche“ Edict von Nantes kurzweg aufgehoben. Eine halbe Million der intelligentesten, kunstfleißigsten und rechtschaffensten Unterthanen Frankreichs entzog sich diesen Verfolgungen durch Auswanderung nach Holland und namentlich nach Brandenburg. Denn hier hatte der große Kurfürst, nachdem seine energischen Proteste gegen das Verfahren des französischen Königs sich als fruchtlos erwiesen hatten, auf die Aufhebung des Edicts von Nantes mit seinem Edict von Potsdam, vom 29. October 1685, geantwortet, durch welches er den verfolgten Glaubensgenossen unter den günstigsten Bedingungen in seinem Lande eine neue Heimat anbot.

Man sollte denken, daß solche Verfolgungen, wie sie in Frankreich stattfanden, in Deutschland infolge der Bestimmungen des westphälischen Friedens vom Jahre 1648 unmöglich gewesen seien. Aber es ist eben eine, obwohl noch weit verbreitete, doch irrthümliche Meinung, daß durch diesen Frieden allen Angehörigen der evangelischen wie der römischen Kirche freie Religionsübung gestattet worden sei. Vielmehr wurde nur den deutschen Reichsständen, d. h. den Fürsten und reichsstädtischen Obrigkeiten, dieses Recht eingeräumt. Daher blieben unter einer Regierung von der einen Confession die Befenner der andern nur geduldet, so daß sie beispielsweise mit einem bloßen Hausgottesdienste sich begnügen mußten. Wurde ihnen der Druck, welchen die herrschende Confession ausübte, unerträglich, so bot nur das ihnen vorbehaltene traurige Recht der Auswanderung das Mittel dar, sich ihm zu entziehen. Auch das Toleranz-Edict Josephs II., dessen hundertjähriges Gedächtniß in zwei Jahren gefeiert werden wird, hat den Evangelischen in Oesterreich neben dem vollen Staatsbürgerrecht nur die Freiheit eines stillen Gottesdienstes gewährt und in Tirol und Ungarn niemals Geltung erhalten. Ja sogar die Bundesacte von 1815 hat nur verordnet, daß die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied der bürgerlichen und politischen Rechte begründe, und das Revolutionsjahr 1848

hat hinzukommen müssen, um den österreichischen Protestanten das Recht zu verschaffen, anstatt bloßer Bethäuser wirkliche Kirchen mit Thürmen und Glocken zu erbauen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß evangelische Unterthanen unter Regierungen römischen Bekenntnisses sich übler befanden, als umgekehrt. Denn eben so gewiß, als die römische Kirche durch ihr Princip, weil sie sich eben für die alleinseligmachende hält, genöthigt ist, intolerant zu sein, muß die evangelische Kirche Toleranz üben, weil sie doch auch den Angehörigen anderer christlicher Bekenntnisse die Möglichkeit zum Heile zu gelangen nicht abspricht. Und eben so natürlich ist es, daß unter der Regierung geistlicher Fürsten die evangelischen Unterthanen jenen Druck ganz besonders schwer empfanden. Ein solches geistliches Fürstenthum war nun das Erzbisthum Salzburg.

Dieses deutsche Reichsland umfaßte in der Zeit vor der Emigration auf 180 Qu.-M. 250,000 Einwohner. Nach dem westphälischen Frieden war es neben den drei geistlichen Kurfürstenthümern, Mainz, Köln und Trier, das einzige deutsche Erzbisthum geblieben. Und sein Erzbischof war mit mancherlei werthvollen Vorrechten ausgestattet. Er durfte den Adel verleihen, Geld prägen und Zölle erheben, führte auf dem Reichstage, abwechselnd mit den Erzherzögen von Oesterreich, das Directorium des Fürstencollegiums und auf der geistlichen Fürstenbank den Vorsitz, seine Gesandten gingen den Fürsten in Person vor, und er wurde von kaiserlicher Seite „Ew. Liebden“ titulirt, während die übrigen geistlichen Kurfürsten sich mit der Anrede „Ew. Andacht“ begnügen mußten. An Macht und Ansehen also, seinen Willen durchzusetzen, fehlte es ihm nicht. Nun hatten sich bekanntlich um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens (1555) neun Zehntel aller Deutschen der Reformation zugewandt. Wie in Baiern und Oesterreich, so hatte sie auch in Salzburg Eingang gefunden. Anhänger jener von der römischen Kirche geächteten Männer, welche man als Reformatoren vor der Reformation bezeichnet hat, Waldenser und Hussiten, hatten sich in die salzburgischen Berge geflüchtet und ihr dort den Weg bereitet. Im Jahre 1520 wurde der bekannte Freund und Gönner Luthers, Johann von Staupitz, aus Meissen gebürtig, Hosprediger des Erzbischofs und blieb es bis zu seinem 1524 erfolgten Tode. Seine mystischer Beschaulichkeit zugewandte Geistesrichtung vermochte es, mit dem römischen Kirchenthume sich zurecht zu finden, und er trat der Reformation äußerlich nicht bei; aber seine weitverbreiteten, von evangelischem Geiste durchdrungenen Erbauungsschriften halfen ihren Ideen Eingang verschaffen. Und die Bauern und Bergleute Salzburgs horchten gern den Predigten, welche ein Sohn ihres Standes so hell und gewaltig aus Wittenberg erschallen ließ; und selbst in der Residenzstadt des Erzbischofs bekannten sich viele Bürger, und gerade die reichsten und angesehensten, zu Luthers Lehre.

Aber schon hatte jener Orden, welcher zuerst der Befehrung der Heiden zur römischen Kirche sich hatte widmen wollen, dann aber in der Zurück-

Bekehrung der evangelischen Ketzer eine nähere und wichtigere Pflicht erkannte, sein Werk der Gegenreformation in Angriff genommen. Von ihrem Geiste ergriffen, befahl der Erzbischof Wolfgang Dietrich von Raitmann, gleich nachdem er 1587 den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte, daß alle seine Unterthanen entweder zur römischen Kirche sich bekennen oder das Land verlassen sollten. Schon damals, sowie unter Wolfgang Dietrichs Nachfolger, wanderten viele Evangelische aus, während die Zurückbleibenden sich den äußeren Formen des Gottesdienstes der römischen Kirche bequemen und in der Stille ihren evangelischen Glauben zu hegen und zu pflegen fortführen. Einige nachfolgende mildere Herren ließen sie dabei auch gewähren, bis 1668 Maximilian Gandolf folgte. Wie damals viele deutsche Fürsten und Fürstchen in Ludwig XIV., der sich gern den Großen nennen ließ, ihr höchstes Vorbild erkannten, so schienen auch den neuen Erzbischof die Lorbeeren nicht schlafen zu lassen, welche der französische König durch Verfolgung seiner evangelischen Unterthanen sammelte. Im Jahre 1684, ein Jahr vor der Aufhebung des Edictes von Nantes, entdeckte man, daß die lutherische Lehre in dem Tefregger Thal eine besonders große Zahl von Anhängern gefunden hatte. Der Erzbischof ließ mehrere von ihnen gefänglich einziehen und auf das Härteste behandeln. Nach ihrer Freilassung mußten sie ein Glaubensbekenntniß ablegen; und als sie darauf die durch den westphälischen Frieden ihnen zugesicherte Erlaubniß auszuwandern erbat, wurden zuerst noch Bekehrungsversuche mit ihnen angestellt, indem man ihnen ihre Bergarbeit nahm, ihre väterlichen Erbgüter ihnen entzog und deren Verkauf untersagte, ihre evangelischen Bücher und Schriften verbrannte und sie vierzehn Tage lang bei Wasser und Brod schwere Zwangsarbeit thun ließ. Einige ließen sich dadurch einschüchtern und schworen den evangelischen Glauben ab. Andere entflohen heimlich und unter Zurücklassung ihrer Habe mit Weib und Kind. Die standhaft Gebliebenen wurden sammt ihren Frauen mit Gewalt zum Lande hinausgestoßen, mußten aber ihre Güter und Kinder zurücklassen, damit letztere katholischen Familien oder Instituten zur Erziehung übergeben würden. Unter den mehr als tausend Vertriebenen, welche so in dem kalten Winter 1684—85 ihre Heimat hatten verlassen müssen, befand sich auch jener Joseph Schaidberger aus Dürrenberg bei Hallein, welcher als Verfasser nicht bloß des berühmten Emigrantenliedes, sondern auch mehrerer belehrenden und erbaulichen Schriften bei seinen Glaubens- und Leidensgenossen in der Heimat und in der Fremde ein wohlverdientes Ansehen gewonnen hatte. Mehrmals hat er von Nürnberg aus, wo er mit seiner Hände Arbeit sich nährte und erst 1733 gestorben ist, sich wieder heimlich in seine lieben Berge gewagt und die Bedrängten zu geduldigem Ausdauern ermahnt, aber vergeblich versucht, seine Kinder wieder zu erhalten. Man fragt billig: Gab es denn keine Behörde, keine Macht im deutschen Reiche, um seine Bürger gegen solche himmelschreiende Bergewaltigung zu schützen und den Reichsgesetzten Ansehen und Geltung zu verschaffen? Allerdings befand sich bei dem

Reichstage zu Regensburg das sogenannte Corpus evangelicorum als die Behörde, welche die Rechte der evangelischen Reichsstände und Unterthanen zu bewahren hatte, und man ließ es auch an Beschwerden über die Rechtsverletzungen, welche der Erzbischof sich hatte zu Schulden kommen lassen, nicht fehlen. Der aber meinte, die Bestimmungen des westphälischen Friedens litten hier gar keine Anwendung, weil die Verfolgten weder Lutheraner noch Reformirte, sondern nichts als gottlose Schwärmer und Rebellen seien. Und als evangelische Fürsten auf diese Anmaßung, mit welcher der römische Bischof zu entscheiden sich unterstand, was evangelisch sei und was nicht, fast allzu geduldig damit antworteten, daß sie von ihren Theologen den Glauben der Emigrirten prüfen und seine evangelische Correctheit bestätigen ließen, da hieß es wieder, das Tefregger Thal gehöre zum Theil zu Oesterreich und der Erzbischof werde sich nach dem Vorgange des Kaisers richten. Und der Kaiser erließ in der That eine Verordnung, wonach einem jeden, der durch beglaubigte Zeugnisse bewiese, daß er der Augsburger Confession oder der Lehre der Reformirten angehöre, die freie Auswanderung sammt seinen Kindern zu gestatten und nach Entrichtung der gesetzlichen Abzugsgebühren zur freien Verfügung über Hab und Gut auch die erforderliche Zeit zu gewähren sei; aber der Erzbischof und seine Beamten und Geistlichen fanden Mittel und Wege, die Wirkung dieser Verordnung für die bedrängten Salzburger zu vereiteln. Einen kürzeren Weg zum Ziele versuchte auch in diesem Falle der große Kurfürst. Schon am 12. Februar 1685 richtete er an den Erzbischof ein energisches Schreiben. Er nahm sich darin der armen Emigrirten auf das wärmste an, gab dem Bischof zu bedenken, wie sein Verfahren schwerlich der römischen Kirche die Herzen gewinnen werde, wohl aber mit der Verfassung und den Fundamentalgesetzen des Reiches in entschiedenem Widerspruch stehe und ganz geeignet sei, evangelische Reichsstände zu gleichen Maßregeln gegen ihre römisch-katholischen Unterthanen zu veranlassen. Auch das half nichts. Die Vertriebenen, die eben erst als rebellische Schwarmgeister verleumdet worden waren, mußten nun wieder gute Lutheraner sein, und der Erzbischof hatte die Stirne, sich darüber verwundert zu stellen, daß ein reformirter Fürst ihrer sich anzunehmen wage, die doch in einigen Dingen den Katholiken näher ständen. Die Gefahr möglicher Repressalien aber, auf welche der Kurfürst hingedeutet hatte, fürchtete man nicht, weil man mit gutem Grunde sich darauf verlassen konnte, daß evangelische Obrigkeiten gegen ihre römisch-katholischen Unterthanen sich niemals erlauben würden, was römischerseits über die protestantischen Salzburger verhängt worden war. Man wußte eben schon damals, was neuerdings mit cynischer Offenheit ausgesprochen worden ist: Eure Schwäche ist, daß die evangelische Kirche ihrer Natur nach tolerant sein muß, und unsere Stärke, daß die römische nicht tolerant sein darf. So weit freilich ging auch der Erzbischof von Salzburg noch nicht, daß er die Verbindlichkeit deutscher Landes- und Reichsgesetze, insbesondere des westphälischen Friedensinstrumentes, darum geleugnet hätte, weil der Papst ihnen seine Bestätigung versagt habe.

Nachdem Maximilian Gandolf 1687 gestorben war, hatten die evangelischen Salzburger unter seinen minder eifrigen Nachfolgern vierzig Jahre lang leidliche Ruhe. Aber 1727 kam Leopold Anton Cleutherius von Firmian zur Regierung. Er war ein gelehrter Herr, dem auch eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt wird. Aber er war ein Freund des Bechers und der Jagd, unterhielt auch standesgemäß eine Maitresse. Das alles kostete Geld, und man hat behauptet, daß das Verlangen nach den Strafgeldern und Abzugsgebühren seiner evangelisch gesinnten Unterthanen nicht ohne Antheil an seinem Verfolgungseifer gewesen sei. Seinen Hauptgrund aber hatte dieser offenbar darin, daß der Erzbischof, nicht obgleich, sondern eben weil ihm alles tiefere religiöse Verständniß und Interesse fehlte, durch Herstellung einer festen und gleichmäßigen äußerlichen kirchlichen Ordnung sich Ruhe verschaffen wollte und dieses Ziel auch mit äußeren Maßregeln leicht erreichen zu können meinte. So rief er denn bairische Jesuiten in's Land, welche Missionen in's Werk setzten. Die Theilnahme der Unterthanen am Kirchenbesuch, an Processionen und Wallfahrten, an Rosenkranzbeten wurde strenge überwacht und wer in einem dieser Stücke sich lässig zeigte, als des evangelischen Glaubens verdächtig verfolgt. Das eigentliche Schiboleth der kirchlichen Correctheit bildete der 1728 von Papst Benedict XIII. anbefohlene Gruß: „Gelobt sei Jesus Christ!“ mit dem Gegengruße: „In Ewigkeit, Amen!“ In sich wäre ja dieser Gruß durchaus unverfänglich gewesen, und noch heute mag er auch einen Protestanten ansprechen, wenn er ihn in katholischer Gegend vernimmt. Aber der Papst hatte zugleich verheißen, daß einem Jeden für jeden solchen Gruß 200 Tage und für ein auf dem Sterbette gesprochenes „Gelobt sei Jesus Christ!“ 2000 Jahre von den Qualen des Fegefeuers sollten abgezogen werden. Damit war jener Gruß mit einem römischen Aberglauben in eine Verbindung gebracht, welche einem aufrichtigen Protestanten seine Aneignung unmöglich machte. Die evangelischen Salzburger verweigerten ihn denn auch mit richtigem Bauerntroß und wurden nun wieder als Rebellen verfolgt, ihrer Bücher beraubt, an Geld und Freiheit gestraft und in großer Zahl zur Flucht aus dem Lande genöthigt. Aber fortgesetztes Nachspüren ergab, daß ganze Gemeinden der verfolgten Lehre anhängen. Um das wuchernde Unkraut auszurotten, wurde jede Verschämniß der gottesdienstlichen Pflicht mit einer Geldstrafe belegt, die gesetzlich 5 Gulden 15 Kr. nicht übersteigen sollte, thatsächlich aber bis auf 100 Gulden gesteigert wurde, ja es ist überliefert, daß einer zu 100 Thalern Strafe verurtheilt worden ist, weil er in der Fastenzeit eine Wurstsuppe gegessen. Auf die von den Bedrängten wiederholt zu Regensburg erhobenen Klagen hatten sich die evangelischen Stände wiederholt mit dringender Beschwerde an den Erzbischof gewandt, als dieser sich endlich entschloß, eine Commission zur Untersuchung des Sachverhaltes niederzusetzen. Vor allem war zu ermitteln, wie viel Protestanten eigentlich in Salzburg seien. Sie wurden also aufgefordert, sich vor der Commission zu melden, offenbar in der Hoffnung,

daß nur wenige die natürliche Scheu der Landleute, eine öffentliche Erklärung oder gar etwas Schriftliches von sich zu geben, überwinden würden, und daß man dann die ganze Sache als eine Geringsfügigkeit darstellen könne, die nicht der Rede und Beschwerde werth sei. Aber wie erstaunten die Herren Commissarien, als binnen drei Tagen 20,678 Personen sich als evangelisch hatten einzeichnen lassen, darunter 850 reiche Familien. Nun wurde es doch dem Erzbischof und seinen Rathgebern bange. Am 30. Juli 1731 erließ er eine ungewöhnlich gnädige Verordnung, in welcher er gründliche Untersuchung, und Abstellung aller Beschwerden verhieß, dafür aber auch ermahnte, sich stille im Hause zu halten und alle Zusammenkünfte und Rottirungen zu unterlassen. Die dadurch hergestellte Beruhigung und gewonnene Zeit benutzte dann der Landesvater, um die am gefährlichsten scheinenden Punkte militärisch besetzen zu lassen und über sein Land einen factischen Belagerungszustand zu verhängen.

Denjenigen, welchen diese Maßregeln galten, blieb die ihnen drohende Gefahr nicht verborgen. Schon am 5. August kamen in dem Marktstecken Schwarzach im Goldegger Gericht gegen dreihundert evangelische Männer zusammen, um sich zur Bewahrung ihres Glaubens im Leben und Tod zu verbinden. Im 2. Buche der Chronik, Cap. 13, V. 5, heißt es, daß Gott mit David und seinen Söhnen einen „Salzbund“ geschlossen habe. Denn bei alttestamentarischen Bundschließungen pflegte man Salz zu genießen, weil dieses, vermöge seiner erhaltenden Kraft, ein natürliches Symbol der Dauer und Beständigkeit ist. Darum gaben auch diese Salzburger ihrem Bündniß den Namen und die Form eines Salzbundes. Auf einem Tische, um welchen die Aeltesten saßen, stand ein Salzfaß. Alle Versammelten traten, Einer nach dem Andern, hinzu, tauchten einen Finger in das Salz, führten es zum Munde und schworen dann mit erhobener Rechten ihrem evangelischen Glauben treu zu bleiben bis in den Tod. Noch heute wird in dem Wirthshause zu Schwarzach die Tischplatte gezeigt, welche die Inschrift führt: „Das ist der nämliche Tisch, worauf die Luterschen Bauern Salz gelect haben im Jahre 1729“ — es ist aber vielmehr 1731 gewesen. Sofort wurden einundzwanzig Aelteste und Vorleser an den Kaiser abgesandt, um persönlich dessen Schutz und Hilfe anzurufen. Aber außer zweien, die durch Baiern entkamen, wurden sie in Linz aufgegriffen und sodann in der Festung Hohensalzburg eingesperrt. Dagegen gelang es einer andern Deputation, in Regensburg die evangelischen Stände zu neuen fruchtlosen Beschwerden bei dem Erzbischof zu veranlassen, und zwei ihrer Mitglieder fanden über Kassel, wo sie mit dem König Friedrich von Schweden, einem geborenen Landgrafen von Hessen, in Unterhandlungen traten, die jedoch zu keinem Ziele führten, ihren Weg nach Berlin zu König Friedrich Wilhelm I. Dieser Monarch, den man gewohnt ist, in der Mitte seines Tabakcollegiums, oder an der Spitze seiner Wachtparade, oder als einen despotischen Vater gegenüber einem genialen Sohne sich zu denken, war gleichwohl ein nicht bloß

charakterfester, sondern auch weitsichtiger und hochherziger Fürst, welcher in jener Zeit, da man an den meisten deutschen Höfen seine Ehre darin suchte, die Niederlichkeit des französischen nachzuäffen, in seiner Einfachheit, Sparsamkeit und ehrenfesten protestantischen Zucht, um ein von ihm selbst ausgegangenes geflügeltes Wort zu gebrauchen, als ein „Rocher von Bronze“ dastelt. Schon hatte er die Proteste und Beschwerden seines großen Ahnherrn über das den salzburgischen Protestanten widerfahrene schreiende Unrecht öfter wieder aufgenommen. Vorsichtig, wie er war, ließ er jetzt die vielfach verdächtigten Salzburger erst von seinen Theologen auf die Reinheit ihres evangelischen Glaubens prüfen. Als sie aber diese Prüfung bestens bestanden hatten, entließ er sie mit dem Bescheide, er wolle, wenn auch gleich etliche Tausend von ihnen in sein Land kommen würden, sie alle aufnehmen, ihnen Haus und Hof, Acker und Wiesen geben und ihnen als seinen eigenen Unterthanen begegnen; zugleich wurden sie zur Rückreise nach Regensburg mit den nöthigen Geldmitteln ausgestattet.

Unterdessen fuhr man in Salzburg fort, die friedlichen Leute, die an keinen Aufstand dachten, selbst ihre Stützen ohne Widerstand sich abnehmen ließen, als Rebellen zu behandeln, ja der Erzbischof bat sich zu ihrer Ueberwältigung österreichische Militärhilfe vom Kaiser aus. Dieser aber erließ vielmehr am 26. August 1731 ein Manifest, welches den Salzburgeru Erledigung ihrer Beschwerden verhieß, wenn sie sich ruhig verhielten und ihre Klagen auf dem ordentlichen Wege vorbrächten. Der Erzbischof ließ es gar nicht zur Kunde seiner Unterthanen gelangen; und da nun die vom Kaiser erwarteten Beschwerdeschriften selbstverständlich ausblieben, so wurde auch er verdrießlich und gestattete, daß zunächst das Dragonerregiment des Prinzen Eugen, der von diesem Bütteldienst seiner Soldaten sehr wenig erbaut war, am 22. September in Salzburg einrückte. Die Dragoner wurden bis zur Zahl von 50 Mann in die Häuser und Höfe der Evangelischen einquartiert, besorgten aber doch, da sie größtentheils selbst Protestanten waren, das saubere Geschäft nicht mit der gewünschten Härte und Raffinirtheit und wurden daher durch gutkatholische Kürassiere ersetzt, die nun das Befehrwerk ganz nach dem Vorbilde von Ludwigs XIV. Dragonaden betrieben. Das Geschrei der wehr- und hilflos Unterdrückten, deren Vergewaltigung auch die Glaubenslehre der römischen Kirche zu den vier himmelschreienden Sünden rechnet, drang nicht vergeblich zu den Ohren des Corpus evangelicorum. Die evangelischen Stände forderten energisch, daß der Erzbischof ihren Glaubensgenossen entweder freiere Religionsübung oder freien Abzug unter den gesetzlichen Normen gestatte. Und nun antwortete Firmian mit jenem famosen Emigrationsmanifest, welches er, wie zum Hohn auf den Gedächtnistag der Reformation, am 31. October 1731 veröffentlichte. Es schlug den reichsgesetzlichen Bestimmungen des westphälischen Friedens geradezu in's Angesicht. War dort von einem Auswanderungsrecht die Rede, so wurde hier die Auswanderung allen evangelischen Salzburgeru unter Androhung

von Leibes- und Lebensstrafen zu einer grausamen Zwangspflicht gemacht. War dort für die, welche ihren Entschluß auszuwandern kundgegeben hatten, eine Vorbereitungsfrist von drei Jahren ausbedungen, so sollten jetzt alle Nichtansässigen, Arbeiter und Tagelöhner, Knechte und Mägde, sowie alle irgendwie im erzbischöflichen Dienste Beschäftigten, binnen acht Tagen auswandern, und nur den Ansässigen wurde nach Maßgabe ihres geringeren oder größeren Vermögens eine Frist von einem bis zu drei Monaten gewährt. Der Ruf der Entrüstung, welcher sich gegen diese brutale Gewaltthat erhob, bewirkte wenigstens so viel, daß für die Ansässigen der Auswanderungstermin auf den Georgstag, also den 23 April, 1732 verlegt, auch sonst Einzelnes gemildert wurde. Aber schon in den Schlußmonaten des Vorjahres waren zuerst 800, dann 500 gewaltsam ausgetrieben worden, ohne daß man ihnen Zeit gelassen, ihren festen Besiß zu veräußern, ihre bewegliche Habe und ihre Familienglieder zu sammeln. Und noch nach der Publicirung der mildernden Verordnung übte man dieselbe Härte gegen die Nichtansässigen, deren dritthalb Tausend im Januar und Februar 1732 in die grimmige Winterkälte hinausgestoßen wurden.

Die evangelische Welt blieb von den Leiden ihrer Glaubensgenossen nicht ungerührt. In die zu Regensburg errichtete Emigrantenkasse flossen aus den evangelischen Ländern Deutschlands, aus England, Holland, Dänemark, Schweden fast eine Million Gulden (888,381) zusammen. Vor allem aber gab jetzt König Friedrich Wilhelm seiner früher im Allgemeinen ausgesprochenen Einladung durch ein Patent vom 2. Februar 1732 bestimmtere Gestalt. Er wollte die Salzburger, welche seiner Einladung zu folgen gesonnen seien, als seine Unterthanen angesehen wissen und verlangte vom Erzbischof freien und unverkümmerten Abzug, von den Regierungen, deren Gebiet sie zu passiren hatten, freien Durchzug für sie. Er bewilligte jedem Mann täglich 4 Gr., jeder Frau und Magd 3, jedem Kinde 2, was damals wohl das Dreifache des Werthes bedeutete, den heutzutage ein solcher Behrpfennig haben würde. Endlich ordnete der König einen besonderen Commissar ab, der den Auswandernden mit Rath und That zur Hand sein, ihre Rechte wahren, ihre verschiedenen Züge eintheilen und dirigiren sollte. Seine Einladung fand in Salzburgs Bergen das freudigste Echo. Und nun wurde es dem Erzbischof und seinen Gesinnungsgenossen doch bange um eine herandrohende Verödung des Landes. Aber es war zu spät! Der gewaltigen Bewegung war weder durch freundliches Zureden, noch durch Gewalt mehr Einhalt zu thun. Im Gerichte Radstadt wanderten 3962 Personen aus und nur 442 blieben zurück, im Gerichte Werffen blieben von 500 ansässigen Bauern 7 übrig. Umsonst kam jetzt der Erzbischof mit dem überschlaunen Vorwurf, daß Preußen ihm seine Unterthanen zur Abtrünnigkeit verleitet habe; es war nur die alte, aus der Fabel her bekannte Anklage des Wolfes, dem das weiter unten am Bache stehende Lamm das Wasser getrübt haben sollte. Um den festgesetzten Termin des Georgstages 1732 verließen gegen

14,000 Salzburger ihre Heimat. Im Ganzen betrug die Zahl der Emigranten mindestens über 22,000, wahrscheinlich gegen 30,000. Einige ließen sich in Holland, andere in Schweden, eine größere Zahl im Württembergischen nieder; in den Jahren 1733 und 34 fuhren neunundneunzig nach Amerika hinüber und gründeten an der Grenze von Südcarolina und Georgia die Colonie Ebenezer. Bei weitem die Meisten aber folgten der Einladung nach Preußen. Dorthin hat der königliche Commissar Göbel vom 1. April 1732 bis zum 7. Mai 1733 in 32 Zügen 20,694 Salzburger dirigirt. Aber wenn sie nun auch ihre Heimat in der bestimmten Aussicht verlassen konnten, in der Ferne eine neue Heimat zu finden, so blieb doch der Abschied noch schwer genug. Sie wurden von Eltern, Geschwistern, Kindern getrennt, welche ihre Verbindung mit katholischen Familien in der Heimat nicht aufgeben wollten; auch wurden vielen Auswanderern ihre Kinder mit List oder Gewalt vorenthalten. Sie wurden im eilenden Drange ihres Auszuges mannigfaltig geschädigt an Hab und Gut, und hatten neben den Plackereien der Beamten den Hohn ihrer andersglaubenden Landsleute zu erdulden. Und wer bedenkt, wie innig gerade das Herz des Gebirgsbewohners an seinem heimatlichen Boden hängt, der wird leicht ermessen, wie den treuen Salzburgern ihr Herz bluten mußte, als sie ihren lieben Bergen das letzte Lebewohl zuriefen. Und so rollt denn die Geschichte der Salzburger Emigration von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ein ergreifendes Leidensbild aus der evangelischen Diaspora vor uns auf.

Aber auch als ein erhebendes Lebensbild stellt sie sich uns dar. Daß die Ausgewanderten in Ländern römischen Bekenntnisses nicht mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurden, darf uns nicht Wunder nehmen, doch fehlte es auch da nicht an Solchen, die sich lieber den barmherzigen Samariter als den Priester und Leviten zum Vorbilde nahmen. Aber auch von evangelischer Seite wurde ihnen hie und da mit Mißtrauen begegnet. Es bewährte sich eben an diesen als bössartige Schwärmer und Rebellen verlästerten stillen und friedlichen Leuten das alte Wort, daß auch von der unbegründetsten Verleumdung an dem Verleumdeten immer etwas hängen bleibt. Aber als man nun sah, wie ihr Glaube durch die schwersten Opfer sich bezeugte, da mußte man doch vor allem anerkennen, daß dieser Glaube jedenfalls existiren müsse. Und bei näherer Prüfung überzeugte man sich, daß diese Emigranten, obwohl sie größtentheils weder lesen noch schreiben konnten, doch in den wesentlichen Heilslehren des Evangeliums sehr wohl gegründet und in den Geschichten und Lehren der heiligen Schrift trefflich bewandert waren. Ganz besonders aber sprach zu ihren Gunsten die Art, wie ihr Glaube in ihrem Leben sich bethätigte. Ihr schlichtes, stilles und ordentliches Wesen, ihr anspruchsloses und sittsames Verhalten, ihre brüderliche Einigkeit und wechselseitig fürsorgende Treue und nicht zum wenigsten ihre lieblichen geistlichen Lieder — das Alles gewann ihnen die Herzen. Und nicht lange, so glichen ihre Züge einem Triumphzuge. Wo sie durchzogen, fanden sie

freundliche Aufnahme und Unterstützung und insbesondere zeigte sich Sachsen des Ruhmes würdig, das Mutterland des Protestantismus zu sein. In den Städten, in welchen sie eine längere Raft zu halten hatten, wurde ihnen ein festlicher Empfang bereitet. Zu ihrer Sammlung und Erbauung wurden theils außerordentliche Gottesdienste eingerichtet, theils die ordentlichen zu ihren besonderen Verhältnissen in Beziehung gesetzt. Und wie freuten sich die armen Emigranten, wenn sie nun zum erstenmal in großen und schönen, mit Thürmen und Glocken ausgestatteten Kirchen das reine Evangelium frei und öffentlich verkündigen, ihre alten lieben Lieder von einer zahlreich versammelten Gemeinde singen hörten, wenn sie draußen auf der Straße statt Spott und Verhöhnung die freundlichen Grüße evangelischer Brüder und Schwestern vernahmen, wenn sie dann als willkommene Gastfreunde in Häuser eintraten, deren Bewohner nicht umsonst die apostolische Mahnung vernommen hatten: „Herberget gerne, und nehmet euch der Heiligen Nothdurft an!“

Als der erste Pilgerzug am 29. April 1732 in Potsdam ankam, stellte der König selbst mit Einigen eine Prüfung ihres Glaubens an, und da diese sehr befriedigend ausfiel, tröstete er sie durch den Zuspruch: „Ihr sollt es gut haben, Kinder, ihr sollt es gut bei mir haben.“ Einem zweiten Zuge begegnete er am 25. Juni, zu Wagen von Berlin kommend, in der Nähe von Zehlendorf auf der Landstraße. Er ließ die Pilger an sich vorüberziehen, redete Einzelnen freundlich zu und bat sie dann, ihm das Lied von Weingärtner zu singen: „Auf meinen lieben Gott traue ich in Angst und Noth.“ Auf die Antwort des Commissars aber, daß den Salzburgern die Melodie nicht bekannt sei, sang der König selbst das Lied mit lauter Stimme vor, in welches nun die Pilger in freudiger Rührung einstimmten und es im Vorüberziehen zu Ende sangen, worauf der König mit einem herzlichen: „Reiset mit Gott!“ sich von ihnen verabschiedete. — Erzbischof Firmian hatte sich einst im Rausche verheißen, er wolle die Ketzer aus seinem Lande ausrotten, und wenn gleich Dornen und Disteln auf den Aekern wachsen sollten. Dieses Urtheil, welches er selbst über sein Land heraufbeschworen, schien jetzt in Erfüllung zu gehen: während Salzburg vor der Emigration 250,000 Einwohner hatte, zählt es heute keine 200,000 mehr; der König von Preußen aber gewann in den Emigranten über 20,000 geschickte, arbeitame und dankbar treue Unterthanen. Und noch größer war der geistliche Segen, welchen sie mitbrachten. Von der Gluth ihres Glaubens entzündet, flammte in manchem evangelischen Herzen das schon verglimmende Docht des Glaubens kräftig wieder auf. Man lernte die köstliche Perle wieder schätzen, für welche die Salzburger Alles hingegeben hatten, und den Werth eines gesicherten und wohlgeordneten kirchlichen Lebens, welches man nur darum nicht gehörig gewürdigt hatte, weil man es als etwas überall Selbstverständliches ansah. Auch die Lieder der Salzburger weckten ein einstimmiges Echo, vor allen Schaidbergers Emigrantenlied, welches nur in seiner ursprünglichen naiven Volksmundart noch herziger und rührender lautet, als in hochdeutscher Form:

Ich bin ein armer Exulant,
Also muß ich mich schreiben,
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist Dir auch so gungen,
Jetzt soll ich Dein Nachfolger sein,
Mach's, Herr, nach Deinem Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr,
Muß reisen fremde Straßen:
Drum bitt' ich Dich, mein Gott und Herr,
Du woll'st mich nicht verlassen.

Nach steh' mir bei Du starker Gott,
Dir hab' ich mich ergeben,
Verlaß mich nicht in meiner Noth,
Wenn's kosten sollt mein Leben.

Den Glauben hab' ich frei bekennet,
Des darf ich mich nicht schämen;
Ob man mich einen Keger nennt
Und thut mir's Leben nehmen.

Ketten und Band war mir ein Ehr,
Um Jesu willen zu dulden;
Denn dieses macht die Glaubenslehr
Und nicht mein böß Verschulden.

Ob mir der Satan und die Welt
All mein Vermögen rauben;
Wenn ich nur diesen Schatz behalt,
Gott und den rechten Glauben.

Herr, wie Du willst, ich geb mich drein,
Bei Dir will ich verbleiben,
Ich will mich gern dem Willen Dein
Geduldig unterschreiben.

Muß ich gleich in das Elend fort,
So will ich mich nicht wehren,
Ich hoffe doch, Gott wird mir dort
Auch gute Freud' bescheren.

Nun will ich fort in Gottes Nam'n;
Alles ist mir genommen;
Doch weiß ich schon, die Himmelskron'
Werd ich einmal bekommen.

So geh' ich heut von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen.
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus,
Zu wandern fremde Straßen.

Ach führ mich, Gott, in eine Stadt,
 Wo ich Dein Wort kann haben,
 Damit will ich mich früh und spat
 In meinem Herzen haben.

Soll ich in diesem Jammerthal
 Noch lang in Armuth leben,
 Gott wird mir dort im Himmelsjaat
 Ein' besser' Wohnung geben.

Wer dieses Liedlein hat gemacht,
 Der wird hier wohl genennet,
 Des Papstes Lehr hat er veracht,
 Und Christum frei bekennet.

Joseph Schaidberger.

Aber die Salzburger haben nicht bloß selbst gedichtet, sie haben auch durch ihre Erlebnisse zu einem der vollendetsten Werke deutscher Dichtung den Anlaß gegeben. Unter dem Titel „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten“ ist zu Leipzig 1732 ein Schriftchen erschienen, in welchem S. 31--36 folgende Erzählung zu lesen ist: „In Altmühl, einer Stadt im Dettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heirathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehn wolle, dieselbe zu heirathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Salzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf geht dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehlichen vermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalsen heirathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne als auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzet weiter: ob sie wohl bei seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm

treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heirathen wolle? Sie aber nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie beziren und antwortet: Ei, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeuget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wär sie es gar wohl zufrieden, und sie wolle ihn halten, wie ihr Mug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt, sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahlschaz geben, womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

Es ist jetzt von den Kennern der Goethe-Literatur anerkannt, daß Goethe in dieser Erzählung die Grundlage für Hermann und Dorothea gefunden hat. Den minder poetischen Zug von den 200 Ducaten hat er freilich weggelassen. Sonst aber hat er auch hier seine wunderbare Fähigkeit bewährt, auch die kleinsten Züge zur allgemeinen Weihe zu führen und das Wirkliche wie im Handumdrehen in die verklärende Sphäre der idealen Kunst zu erheben.

Goethe hat mit dichterischer Freiheit seinem lieblichen Idyll die weltbewegenden Stürme der französischen Revolution zum dunkeln, ernsten Hintergrunde gegeben. Die Aufgabe eines geschichtlichen Aufsatzes dagegen ist, die Ereignisse so darzustellen, wie sie auf ihrem ursprünglichen Boden sich zugetragen haben. Möge dem vorstehenden Versuche gelungen sein, was er beabsichtigte: von der leidens- und lebensvollen Salzburger Emigration ein getreues und lebendiges Bild zu geben und damit zugleich ein deutlich redendes Zeugniß von der hochherzigen und umsichtigen Kirchenpolitik der Hohenzollern.





Anton Rubinstein.

Von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Ist das gesteigerte und immer sich mehrende Bedürfniß nach unmittelbarer Aufregung die Ursache der übergroßen Vorliebe für Musik, bei welcher alle anderen Künste vernachlässigt oder doch viel weniger beachtet bleiben? Oder ist die Tonkunst in der That ein so übermächtiges culturhistorisches Moment, daß es alle anderen zurückdrängt: hat sie eine derartige ethische Bedeutung, daß ihre Pflege die der anderen Künste entbehren läßt, so zu sagen dieselbe mit in sich einschließt? Diese Fragen drängen sich jedes Mal hervor, wenn man irgend welcher bedeutenden Erscheinung in der Musikwelt Betrachtungen widmen will. Sie hier zu erörtern ist schon deshalb nicht möglich, weil diese Studie glücklicherweise mit einem wirklichen Wesen von Fleisch und Bein zu thun hat, das thatsächlich componirt und Clavier spielt, während jene Fragen aus dem Abstracten größtentheils wieder in Abstractes gelangen, und an den Thatfachen kein Jota ändern; jeder bedeutende Künstler leistet nur, wozu ihn seine Anlagen, seine Entwicklung und in letzter Instanz seine Selbsterkenntniß, nicht sein Wollen, bestimmen; seine Ansichten und Absichten haben hierbei nur insofern Bedeutung, als sie aus den Anlagen und dem Entwicklungsgange entspringen. Und was der Unbedeutende leistet, ist für Kunstanschauungen und Prinzipien höchst gleichgiltig; ob er keusche Gesinnungen hegt, oder ob bacchantisches Feuer in seinem Busen lodert, er komponirt und spielt darum nicht besser. Er wird je nach seinen Neigungen, vielleicht auch nach seinen Interessen, dort hypokritisch der Tugend, der Gesetzlichkeit huldigen, oder hier cynisch die Natur des Menschen und deren Befreiung vom Conventiellen mit großer Emphase verkündigen; sein künstlerisches Können wird darob weder dort noch hier gehoben.

Nichtsdestoweniger können die oben angeführten Fragen nicht ganz ignorirt werden. Denn sie drängen sich nicht bloß dem Betrachtenden auf, sondern sie stehen fast bei allen Beurtheilungen, den rein wissenschaftlichen, den der Tageskritiken, und bei den in Kunst- oder Salon-Gesprächen vorkommenden im Vordergrund. Die ‚Idee‘, die ethische Grundlage, die Tendenz, das reine Kunstfeuer, die sittliche Haltung: andererseits die Befreiung der Kunst von ästhetischer Polizei, vom hergebrachten Formenwesen, die Beseitigung der absoluten Musikmacherei, das Recht des Genias, der Selbstzweck des Menschenthums, der Mensch in seiner Urschöne, *la bohème artistique*, und wie alle die Dinge noch heißen mögen, sie geben gar oft den Maßstab für die Beurtheilung der künstlerischen Leistung, mehr als die eigentlichen Kunstgesetze. Stichworte sind nur zu oft die Grundlagen der Urtheile, und das Können, das künstlerische Vermögen, kommt da erst in zweiter Reihe. Daß nun das viel lesende Publikum in solcher Weise urtheile, kann nicht verwunderlich, auch nicht tadelnswerth erscheinen. Eine andere Frage ist die, ob die Künstler selbst sich dem schreibenden Parteiwesen anschließen, es unterstützen, ob sie das Kunstwerk als Ausfluß einer geistigen und entwickelten Anlage betrachten sollen oder als Product der Tendenz, die sich zur eigenen Geltendmachung der Farben oder der Klänge bedient? Die sittliche Bedeutung der Kunst leugnen ist unsinnig, denn jedes Kunstwerk ist der Ausfluß der Zeit-Ideen, die der Künstler, je nach seinen Anlagen (nicht nach seinem Willen) läutert und höher trägt, oder trübt und erniedrigt. Aber die sittliche Bedeutung als Maßstab für die Beurtheilung des Kunstwerkes anzunehmen, ist ein größerer Unsinn. Jedes wahrhaft bedeutende Kunstwerk befördert die Sittlichkeit insofern, als es den Geist vom Gemeinen abzieht und zum Zusammenfassen alles Denkens auf einen ästhetischen Gegenstand zwingt, dessen Endzweck eben das Nützliche nicht ist; jedes Kunstwerk unterliegt Gesetzen, die sich aus der Natur der Kunst, der es angehört, selbstständig entwickelt haben, die immer und immer erweitert, niemals ganz umgestoßen werden können. So lange diese Anschauungen einigermaßen festgehalten werden, so lange man versucht nicht bloß von oben nach unten Aesthetik zu decretiren, sondern von unten nach oben aufsteigend Gesichtspunkte zu gewinnen, so lange wird man auch einen Maßstab für die Erscheinungen in der Kunstwelt finden und handhaben können¹⁾; von dem Augenblicke an, als man an die Beurtheilung der Kunstwerke mit vorgebildeten Begriffen herantritt, die nicht aus den reinen Merkmalen der Kunst selbst gebildet sind, geräth man in eines der zwei großen Lager, in welche wir jetzt das musikalische Deutschland zersplittert sehen, davon jedes für sich das rechte Kunst-Princip in Anspruch nimmt. Für den Verfasser dieser Studie, der eben in keinem der Lager Dienste genommen und seine Unabhängigkeit vollständig gewahrt hat, ist es eine angenehme Aufgabe, den

¹⁾ Vergleiche Kants „Kritik der Urtheilskraft“ über den Geschmack § 13 und 16, und Fehners vortreffliche „Vorschule der Aesthetik“, Seite 4—7.

Leser zu einigen Betrachtungen über einen genialen Tonkünstler anzuregen, der ebenfalls, sowohl als Componist wie Clavierspieler, als Parteiloser dasteht, von keiner Partei unterstützt wird, ohne irgend welchen vorgefaßten Grundsatz nur den Regungen seines künstlerischen Naturells folgt, und seine glänzenden Erfolge nur den Leistungen und einer außerordentlich interessanten Persönlichkeit verdankt: Anton Rubinstein.

Ein Künstler, der schon als Knabe überall ungemeines Aufsehen erregte, und der nun als Mann seit etwa fünf und zwanzig Jahren, sowohl als ausübender, wie als schaffender Musiker, große und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, ist eine Erscheinung, werth, daß man sich eingehend mit ihr beschäftige, und sie nach allen Seiten hin prüfe, die Schwächen nicht verschweige, aber auch das Gute gebührend und mehr hervorhebe, als bisher geschehen ist. Denn während Rubinstein als Pianist allüberall höchster Anerkennung und prüfungslosem Enthusiasmus begegnet, steht er als Componist oft bedingungslos verwerfender Kritik gegenüber. Und daher wird diese Studie sich noch mehr mit dem Componisten beschäftigen, als mit dem ausführenden Musiker, dem neues Lob wenig Noth thut.

Es ist eine höchst interessante und bedeutsame Erscheinung, daß die Lehrer unseres Künstlers einer anderen Richtung angehörten, als er selbst vertritt. Herr Billoing, der ihm ersten Clavierunterricht gab, war gewiß ein recht tüchtiger Musiker, aber es ist kein Anzeichen von ihm geblieben, daß er ein glänzender Spieler gewesen, oder daß er der Ausbildung der Technik solch gründliche und ausgedehnte Lehrthätigkeit widmete wie Clementi und Czerny zu ihrer Zeit. Dehn, bei welchem Rubinstein Composition studirte, war nichts weniger als ein schwungvoller „Ton-dichter“, aber ein ausgezeichnete und sehr gründlicher Lehrer des Contrapunktes, der für andere Formen als die strengen wenig oder gar keine Sympathien hegte, und gegenüber der neuen Schule, zu welcher er Schumann, ja theilweise sogar Mendelssohn rechnete, eine gleichgiltige, wenn nicht ablehnende Haltung beobachtete. Nun besitzt aber Rubinstein als Pianist die weitest ausgebildete, die umfassendste Technik, als hätte er des größten Virtuosen Unterricht genossen; ja sein Vortrag erinnert oft am meisten an den Liszt¹⁾; aber als Contrapunktist wird er auch von seinen wärmsten Freunden nicht als einer aus der Dehn'schen Schule erkannt werden, und wäre vielmehr als von einem „Modernen“ gebildet zu betrachten. So sehen wir auch hier die alte Erfahrung bewährt, daß starke und reich angelegte Naturen ihren eigenen Weg gehen, und in ihrer Entwicklung durch äußere Einflüsse nur wenig bestimmt werden, vielmehr das Neußere sich unterthan machen. Rubinstein widmete sich bis zum sechzehnten

1) Ist es nicht sonderbar, daß gerade die bedeutendsten Schüler Liszt's, Bülow und Taubig, bei all' ihren hochkünstlerischen Leistungen doch nur wenig bieten, was direct von ihrem Lehrer stammt, und ihre ganz eigene Vortragsweise ausgebildet haben, während gerade der Künstler, der Liszt's Unterricht nicht genossen hat, am meisten an ihn erinnert?

Jahre vorzugsweise dem Clavierspiele; obwohl er schon Jugendcompositionen veröffentlicht hatte, waren seine Eltern und er selbst durchaus nicht überzeugt, daß ihm ein so bedeutendes schöpferisches Talent innewohnte; ja es gab eine Zeit, allerdings von kurzer Dauer, in der sein Bruder Nicolaus als der für Composition Begabtere erschien; dieser lebt heute als Director des Conservatoriums in Moskau, ist ein vortrefflicher Clavierpieler, hat aber den Ruf eines Componisten gar nicht angestrebt. In Anton erwachte das Bewußtsein seiner Kraft in der Mitte der vierziger Jahre. Er hatte seinen Vater verloren, der vielleicht der, rasche Ertragnisse bringenden, Virtuosität des Sohnes die meiste Aufmerksamkeit zuwenden mochte; der junge verwaisete Künstler war auf sich selbst angewiesen, reiste im Verein mit dem (schon lange gestorbenen, höchst genialen) Flötisten Gaidl in Ungarn umher, fand in diesem ziel- und planlosen Leben keine Befriedigung, und ließ sich in Wien nieder, wo er unter bescheidensten Verhältnissen als Musiklehrer wirkte. In jener ersten Zeit sammelte sich sein Geist zu erstem Wirken; er widmete der Virtuosität weniger Aufmerksamkeit, und begann sich in Liedern und größeren Clavierwerken zu versuchen; so wurde er seines Werthes inne. In jener Wiener Zeit, in jener Abgeschlossenheit ward zuerst die Fantasie unsers Künstlers rege, die seither in immerwährender Thätigkeit, fast in ungestümem Drange Werke auf Werke häuft. Nach zwei Jahren verließ er Wien und ging nach Berlin, im Jahre 1848 nach seinem Vaterlande, nach Petersburg. Hier gewann er allmählich den Boden, auf welchem er in angenehmeren Verhältnissen, mit Muße die Ausarbeitung größerer Compositionen unternehmen konnte. Die Großfürstin Helene, jene unvergeßliche unersetzliche Freundin und Beschützerin der Kunst, erkannte sein Genie, und lud ihn auf ihr Schloß Kamanoi Ostrow, das er später in seinem Opus 10 verherrlicht hat: „Album de portraits“, 24 Stücke, deren jedes einen Frauennamen als Inschrift trägt, den der Großherzogin, ihrer Töchter und der Hofdamen.

Fünf Jahre verlebte der junge Künstler mit kurzen Unterbrechungen im Vaterlande, immerwährend schaffend, bis er endlich im Jahre 1854 sich entschloß, seine Laufbahn als Componist in Deutschland zu beginnen. Er kam nach Leipzig. Dort erinnerten sich noch Viele eines genialen Clavier spielenden Knaben Anton Rubinstein, der auch noch später manchmal Concerte gegeben hatte. Aber von einem Componisten Rubinstein ahnte Niemandem Etwas, und die Besucher blickten erstaunt und mißtrauisch auf die großen Kisten mit Manuscripten, die der Neuangekommene in seinen Zimmern stehen hatte. Doch der ließ sich nicht beirren. Er veranstaltete ein Concert für geladene Gäste, führte eine Armee von Trios, Duos, Sonaten u. s. w. in das musikalische Feld; und am selben Abende war er ein berühmter Mann in Deutschland. Denn Leipzig, dessen Urtheil noch jetzt bedeutenden Einfluß übt, war damals die Stadt, welche die Künstler-Diplome für Deutschland, theilweise selbst für England, verlieh. Bald nach diesem Ereignisse trat Rubinstein im Gewandhausconcert auf, als Componist und als ausübender Künstler; seine Ocean-Symphonie

schlug mächtig durch, sein Clavierpiel entzückte die Hörer, und sein Ruf erscholl aller Orten. Man war erstaunt über die Schaffenskraft des jungen Meisters, der vier und zwanzig Jahre alt, bereits so Vieles und darunter so Bedeutendes componirt hatte, man pries den Fluß und die Eigenthümlichkeit seiner musikalischen Gedanken, die Vielseitigkeit seines Talentes, das sich in verschiedenartigsten Gattungen mit Leichtigkeit und Glück bewegte, das ernste und gehaltvolle Trios, originelle und von warmer Empfindung zeugende Lieder und brillante zierliche Salonstücke schuf. Und allgemein stand die Ueberzeugung fest, daß er noch sehr Bedeutendes, Einheitliches, Großes schaffen würde. Wir wollen später darlegen, warum sein Ruf als Pianist immer mehr wuchs, während der des Componisten nicht in demselben Maße zunahm.

Rubinstein verweilte damals etwa zwei Jahre in Deutschland, kehrte dann nach Petersburg zurück, besuchte aber bald wieder den Schauplatz seiner ersten Triumphe und führte neue Compositionen vor, unter denen mehrere Lieder, wir nennen beispielsweise „Asra“ und „Gelb rollt mir zu Füßen“ seither in allen Concertsälen und Musikzimmern widerhallen und nicht mehr verschwinden werden. Im Jahre 1857 ging er nach Paris, und dort errang er die glänzendsten Erfolge. Sein G-dur Concert fand begeisterte Aufnahme und sicherte ihm den Ruf als genialer Componist. Die „Philharmonische Gesellschaft“ und die „Musical Union“, die beiden bedeutendsten Concert-Vereine Londons — jener für Orchester-Werke, dieser für Kammermusik — beeilten sich, die Mitwirkung des berühmten jungen Künstlers zu gewinnen; er kam im Juni 1857 und fand auch in der englischen Hauptstadt wärmste Anerkennung, trotz der eigenthümlichen Gegnerschaft des sehr einflußreichen Berichterstatters der „Times“, der ihn heftig angriff, wogegen der eben so geachtete des „Athenaeum“ nur Worte des Preises für ihn hatte. In London ist jenes B-dur-Trio entstanden, dessen erste drei Sätze zu den frischesten Compositionen Rubinstein's gehören; er spielte es — kaum war noch die Tinte getrocknet — in der Musical Union, das Scherzo mußte wiederholt werden; (die Engländer sagen „encored“ nach dem französischen encore*). Trotz seiner Erfolge fühlte er sich damals nicht sehr behaglich in der Themsestadt. Er kam aus Paris, aus der Stadt, welche dem Künstler, der ihr gefällt, die größten Annehmlichkeiten bietet, in welcher die hervorragendsten Persönlichkeiten aller Kreise ihm persönlich näher treten, in welcher also die angenehmste gesellschaftliche Stellung ihm als schönster Lohn für seine Leistung geboten wird. London dagegen ist die Stadt, die den Ruhm und die bedeutende Leistung zuerst bezahlt, und erst nach und nach sich herbeiläßt, der Persönlichkeit näher zu treten. Selbst der berühmteste und bestempfohlene Künstler wird erst nach öfterer Wiederkehr Aufnahme in die Gesellschaft finden. Nur sehr Wenigen war es vergönnt, daselbst eine feste Stellung zu gewinnen; nach Mendelssohn, dessen Compositionen gleich bei ihrem Erscheinen den Engländern

*) Der Verfasser berichtet als Augenzeuge.

ganz besonders zusagten, dem die Königin ihr Wohlwollen kundgab, der neben reichen und edlen Gaben, einen berühmten Familiennamen mitbrachte und im vollen Glanze des reichen Gentleman erschien, der Bezahlung für seine Mitwirkung nicht annahm — haben nur Joachim und später noch Rubinstein eine solche Stelle einzunehmen vermocht. Der große Geiger genießt hierbei den in England unermesslichen Vortheil, daß er seit seiner Jugendzeit alljährlich wiedergekehrt, sich in die Gewohnheiten und Sitten des Landes ganz eingelebt hat, und von den Londnern als ein Ihriger betrachtet wird, wie einst Händel. Rubinstein ging im Jahre 1858 wieder nach Petersburg. Dort fand er nicht bloß die begeistertste Aufnahme und alle möglichen Beweise der Verehrung und Bewunderung, die ihm in seiner Eigenschaft als berühmter Russe gezollt wurden, sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die ihm als Künstler die angenehmsten erscheinen mochten. Wir müssen ihnen einige kurze Betrachtungen widmen, weil sie nicht ohne Einfluß auf seine Denkungsart, und mittelbar auf sein Wirken geblieben sind. Ich will hier, um dem Verdacht eines Widerspruches mit den eigenen Ansichten in vorhinein zu begegnen, gleich wiederholen, daß nach meiner Ueberzeugung starke, entschiedene Anlagen durch äußere Einflüsse nicht bestimmt werden können; wohl aber ist zu prüfen, ob die Verhältnisse geeignet waren, manche Neben-Neigungen zu begünstigen oder zu behindern, und ob hiedurch die Selbsterkenntniß der Anlagen befördert, oder zurückgehalten worden ist. Die Fortschritte der Physiologie und der mit dieser sich verbündenden Psychologie haben für die entschiedenen Vertreter des absoluten Idealismus nur wenig Bedeutung, da, was sich ihrem Systeme nicht anpassen läßt, ihnen als der philosophischen Forschung unwerth erscheint, oder als erst in der Entwicklung begriffen, deren letztes Resultat ihr System sein wird. Doch Eines haben diese Fortschritte festgestellt, was auch selbst die Gegner der auf Physiologie sich stützenden Seelenlehre nicht bestreiten können: daß die Lebensgebräuche, die gesellschaftlichen Gewohnheiten und die daraus entspringenden moralischen und ästhetischen Anschauungen, untrennbar sind von klimatischen und geographischen Verhältnissen, daß die Sitten und Gebräuche von Paris ebenso verschieden sein müssen von denen Berlins, als der Boden, der Himmel, die Bewässerungsverhältnisse und die zugänglichsten Nahrungsmittel der beiden Städte von einander verschieden sind. Zwar richtet sich die elegante Gesellschaft der meisten Großstädte in vielen Dingen nach dem, was Paris vorschreibt; sie weiß genau, wie lang die Schleppen und wie klein die Hüte getragen werden, und ob die Schleifen, die Schnallen und die Blumen mehr nach vorwärts zu sehen sind; welche Farbe der berühmteste Schneider von Paris, der für keine Robe unter 1500—2000 Franken seinen crayon rührt (die Nadel nimmt er nie zur Hand), besonders affectionirt, ob und welche Gemüse in den dritten oder vierten Gang kommen, und dergleichen mehr; aber bei jedem Ereignisse, das nicht unter dem Scepter der Mode steht, zeigt es sich, daß in jeder Großstadt Anschauungen und Sitten der Gesellschaft von ihren eigen-

thümlichen organischen Gesezen geregelt werden, die wenn auch latent, doch im entscheidenden Momente maßgebend hervortreten. Hof, Adel und Bürgerthum eines großen Staates, sie folgen in ihrer Lebensweise, ihren Meinungen, ihren gerechten Urtheilen und ungerechten Vorurtheilen, in ihren Neigungen und Abneigungen gewissen physischen und moralischen Urgesezen, die sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung nach und nach erweitert haben, deren Grundlage aber dieselbe bleibt. Die Oberfläche ändert sich vielfach, nicht der Boden, und was seiner Eigenschaft nicht entspricht, und durch künstliche Mittel emporgetrieben wird, das vergeht bald. Und was im nationalen Leben gilt, das ist auch für die Kunst bestimmend. Die Kunstwerke sind nicht zu trennen von dem Boden und der Zeit, aus welchem und in welcher sie entstanden sind. Der größte Künstler ist der, welcher die Ideen seiner Zeit am höchsten getragen hat, er ist der geistige Samen, der sich am besten entwickelt hat. Taine in seinem vortrefflichen Buche „Philosophie de l'art“ zeigt, wie jeder große Künstler, dessen Werke wir jetzt bewundern, nur der Hervorragendste einer Gruppe von zeitgenössischen Künstlern war, die über ihm vergessen worden sind; wie jedes Kunstwerk mit den Ideen und den Sitten seiner Zeit in einem inneren Zusammenhange steht, und wie die Umgebung, in welcher es entstanden ist, von großem Einflusse war. Der Künstler behandelt den Stoff je nach seinen Gaben und seinem ganzen Naturell; will er jedoch bei der Behandlung allen von der Natur bestimmten Einflüssen der Umgebung, der nationalen Ideen u. s. w. sich gewaltsam entziehen, aus den künstlerischen Traditionen seiner Nation heraustreten, und sich fremden Stil aneignen, dann wird er, wenn mit Talent begabt, geistreiche, interessante Manier erfinden, aber nicht ein bleibendes Kunstwerk schaffen. Rubinstein hat nach seiner Rückkehr von der oben erwähnten Kunstreise (1857) zehn Jahre fast ununterbrochen in Petersburg gelebt. Sein eigentlicher Wohnsitz ist auch jetzt noch daselbst, oder vielmehr ein ihm gehöriges, in der Nähe der Hauptstadt liegendes Landgut. Aber während er daselbst nur den Sommer verbringt, im Winter dagegen nach anderen Ländern reiset, hat er während jener zehn Jahre zwei künstlerische Aemter verwaltet, die ihn gerade im Winter an die Hauptstadt banden. Er leitete die Concerte „der Musikalischen Gesellschaft“ und war Director des vom Staate errichteten Conservatoriums. Jene, aus Mitgliedern des Adels- und Finanzaristokratie gebildet, hatte sich das Ziel gesteckt, die Musterwerke aller Zeiten aufführen zu lassen, und alle bedeutenden Künstler anzuwerben; dieses sollte eine Pflanzschule für russische Tonkünstler werden. Man muß sich nun die Ausdehnung der Thätigkeit einer solchen Stellung und besonders deren gesellschaftliche Bedeutung vergegenwärtigen, um darnach die Einwirkung auf Rubinstein's künstlerisches Sein und Schaffen zu ermessen. Rußland ist der jüngste Civilisations-Staat von Europa, so auch seine Gesellschaft. Aber wie jener in dem kurzen Zeitraume von kaum 150 Jahren durch Waffengewalt und unvergleichliche Kunst der Diplomatie eine Höhe erreicht hat, daß er noch in einer nicht fernliegenden Periode großen Einfluß auf manche Regierungen üben,

daß er selbst noch in jüngster Zeit Unglaubliches unternehmen und durchführen konnte, so auch hat sich „die Gesellschaft“ in einer Weise entwickelt, daß sie in der Geschicklichkeit und Eleganz der Formen, im Raffinement der geistigen und physischen Genüsse, sich der von ältesten Staaten gleichstellen darf. Ja, in einem Punkte steht sie als ein Unicum in der Culturgeschichte da. Man sollte doch gewiß meinen, daß eine Gesellschaft, die ihre Bildung nicht wie die anderer Nationen aus dem Boden des eignen nationalen Lebens gezogen hat, sondern nur aus der Literatur¹⁾ und Kunst anderer Länder sich aneignen mußte, daß eine solche Gesellschaft vollständig kosmopolitisch denken und fühlen, überall heimisch sein, in jedem Lande sich zurecht finden mußte. Das vollständige Gegentheil entspricht der Wahrheit. Keine Nation der Welt besitzt solche Leichtigkeit fremde Sprachen zu lernen und mit Sicherheit handzuhaben, deren Literatur aufzufassen, sowie die Meisterwerke fremder Kunst zu erkennen, gleich den Russen — keine Nation ist je in ihrem Denken und Trachten von den Einflüssen fremder Civilisation unberührt geblieben, als der elegante Russe. Mag er für deutsche oder italienische Musik schwärmen, englischer oder französischer Literatur den Vorzug geben, realistischer oder idealistischer Malerei seine Neigung schenken; mag er philosophische Ansichten und Phrasen aus Hegel oder Schopenhauer schöpfen (das Letztere ist meistens der Fall): die Eindrücke, die er von der Kunst und Wissenschaft empfängt, werden an seiner ursprünglichen Sinnesart nichts ändern, seine Denk- und Empfindungsweise wird immer dieselbe bleiben; er betrachtet Welt und Menschen nicht mit dem Auge des gebildeten Mannes, der bei allem Geschehenen einer inneren Nothwendigkeit nachforscht, der die Geschichte als eine Reihe solcher Nothwendigkeiten ansieht, und aus der Erkenntniß der menschlichen Natur die Ueberzeugung schöpft, daß nur das Streben nach dem Guten einigermaßen Befriedigung gewährt, und daß die Kunst allein im Stande ist, das Schöne mit dem Guten insofern zu verbinden, als sie momentan den Geist von niedrigeren Regungen fern hält und zur Schätzung einer Erscheinung um ihrer selbst und nicht um des relativen Nutzens willen anregt; der gebildete Russe betrachtet Welt und Menschen als ein zielloses Entstehen und Vergehen, dem nachzuforschen eitle Mühe wäre; die Kunst ist ihm die angenehmste Abwechslung geistig-sinnlicher Anregung und Aufregung nach bloß materiellem Genüsse, und was moralische Grundsätze betrifft, so lehrt ihn die Geschichte seines Landes, in dessen innerer Entwicklung, wie in den Beziehungen zu anderen Ländern, daß Ausdauer, Energie und gänzliche Unbekümmertheit um alles Andere am sichersten zum Ziele führt; er ist auch überzeugt, daß seinem Lande die Zukunft gehört, und in dieser Ueberzeugung trifft der

1) Ich verwahre mich gegen einen etwaigen Verdacht, als wollte ich die großen Dichter und die Gelehrten russischen Stammes ignoriren. Doch wird auch ein Ultra-Panslavist nicht leugnen können, daß das eigentliche Studium der Wissenschaften und Künste in Rußland auf den Grundlagen der ausländischen Civilisation beruht.

allerconservativste Russe mit dem überspanntesten Nihilisten zusammen. In früheren Zeiten, bis gegen die Mitte der fünfziger Jahre, mag das altadelige deutsch-russische Element, das damals in den höchsten Beamten- und Militär-Regionen stark vertreten war, einigermaßen mildernd gewirkt, eine kühlere Temperatur in den Anschauungen und Tendenzen erhalten haben — schon der Umstand, daß der größte Theil des Adels aus den Ostseeprovinzen protestantisch ist, spricht für die Richtigkeit dieser Vermuthung —, aber seit den letzten fünf und zwanzig Jahren, ist es den Anstrengungen von zwei verschiedenen Seiten gelungen, dieses Element immer mehr zu verdrängen; das specifische Russenthum hat die Oberhand gewonnen, es vereinigt die widerstrebendsten, politischen Elemente, durchdringt alle Schichten der Bevölkerung und findet entschiedensten Ausdruck in der eleganten Gesellschaft der Hauptstadt.

Daß die russische Gesellschaft die denkbar angenehmsten Formen besitzt und dem Künstler die beste Aufnahme bietet, ist bereits gesagt worden, und daß sie unserem Künstler mit Enthusiasmus und Verehrung entgegen kam, muß selbstverständlich erscheinen. Gehörte er doch zu ihr; er ist Russe, genießt europäische Berühmtheit, bekleidete eine staatliche Stellung und ist, was sehr schwer wiegt, mit einer hochachtbaren und lebenswürdigen Dame aus sehr guter russischer Familie verheirathet. Wenn nun der Künstler Jahre hindurch in fast ununterbrochenem und ausschließlichem Verkehr mit einer Gesellschaft von so entschiedener Richtung lebte, so läßt sich zwar nicht behaupten, daß sie seinem musikalischen Wirken einen besondern Stempel aufprägen konnte — denn hierzu waren seine Gaben zu mächtig, zu eigenthümlich; aber nicht zu leugnen ist, daß manche seiner Gaben sich mehr nach der Seite entfalteten, auf welcher sie bereitwilligste Bewunderung fanden, daß andere einer stärkeren Anstrengung bedurften, um zur vollen Thätigkeit zu gelangen. Es muß hier noch ein Anderes festgestellt werden: Das Kunstwerk ist in erster Reihe ein Product der individuellen Anlage; die Idee, die Erfindung, auch die Arbeit ist alleiniges Eigenthum des Künstlers; aber gewisse Färbungen, die Formen der Entwicklung, auch manche äußerliche aber charakteristische Wendungen, stehen unter dem Einflusse der Umgebung. Bach hätte auch in Italien nur strenge und hehre Werke geschaffen, aber die herbe Größe mancher seiner Composition ist vom Leben inmitten eines streng protestantischen Bürgerthums untrennbar, sowie der Aufenthalt Händels in Italien und der Umstand, daß er für italienische Sängere in England componirte, viel beitrug zu der glanzvollen Schönheit seiner Gesänge. Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert, sie haben Jeder einen ganz eigenen Styl, aber österreichische und ungarische Weisen klingen öfters in ihren Werken durch. Das Leben und Wesen des Landes, in welchem der Künstler bleibend wohnt, wird manchem seiner Werke ein Colorit verleihen, das eben nur als ein locales zu bezeichnen ist, die Verwendung ist des Künstlers Kunst. Es kann auch nicht genug betont werden: der Künstler steht mit seiner Umgebung im Einklange oder im Widerspruche; aber dieser Widerspruch ist nur dann ein ganz natürlicher und berechtigter, wenn er auf gleichem

Boden kämpft, die nationale Grundlage nicht verläßt, wenn er, um eine alte Phrase der Logik zu gebrauchen, Contradictorisches nicht aber Conträres anstrebt. Der deutsche Componist, der um die neudeutsche Dichtung zu bekämpfen, in seinen Werken italienische Melodik anwenden wollte, wird einfach lächerlich erscheinen. Und als der geniale, edel denkende Berlioz in der Opposition gegen den Pariser Geschmack, anstatt diesen läutern zu wollen, Alles unternahm, was dem französisch musikalischen nationalen Kunstgeiste, der Klarheit und Leichtfaßlichkeit der Form, der strammen Gruppierung, den kurzen Rhythmen, der Neigung zum eleganten Ausdruck der Empfindung ganz und gar widersprach, da hat er nach meiner Ueberzeugung einen Irrthum begangen — schuf weder Deutsches noch Französisches: Geistreiches, hoch Interessantes, Geniales, aber als Kunstwerk nicht Einheitliches; wohl strebte er nach aufwärts und berührte „mit dem Scheitel die Wolken“; aber die „unsicheren Sohlen“ ermangelten des nationalen Bodens.

Rubinstein hat nun eine Reihe von Jahren in einer Stadt und in einer Gesellschaft gelebt, die bei allem Geistreichthum dennoch Anregungen zur musikalischen Productivität nicht verleihen kann, weil ihr künstlerisches Leben ein künstlich erzeugtes, nicht aus dem nationalen Boden hervorquellendes ist. Man hört zwar in Petersburg die besten und theuersten italienischen und deutschen Sänger, auch alle berühmten Instrumental-Virtuosen; man hat ein ausgezeichnetes Orchester, das die Meisterwerke alter und neuer Componisten vortrefflich wiedergibt; Wagner und Berlioz sind in Petersburg ebenso enthusiastisch aufgenommen worden, als in Deutschland, und man hat in den Petersburger Salons die Principien des Musikdramas gewiß mit ebenso viel Feuer und Geist besprochen, als in irgend einem deutschen aristokratischen Zirkel. Aber vom rein künstlerischen Standpunkte betrachtet, verhält sich das musikalische Leben Petersburgs zu dem anderer Städte wie das Bad in einem Bassin zu dem im fließenden Wasser und in freier Luft. Jenes ist viel bequemer, sehr behaglich, oft luxuriös eingerichtet und gewährt Schutz vor Zugluft und Witterungswechsel; dieses verlangt eine gewisse Kraft und Widerstandsfähigkeit des Körpers, Sicherheit des Schwimmens und ist auch manchmal gar nicht bequem — aber für die Gesundheit ist die Wirkung jenes mit diesem nicht vergleichbar. So auch läßt sich behaupten, daß der Aufenthalt in einer kleineren Stadt, die aber ein reges organisches Musikleben besitzt, ein künstlerisch gesünderes ist, als das einer Großstadt, die so zu sagen nicht aus sich heraus Musik macht. Und was ich hier von Petersburg sage, gilt ebenso gut von London. Die Themsestadt birgt so viel regen Sinn für Musik als irgend eine, ja man hört dort noch viele ältere Compositionen, die schon lange von deutschen Concert-Programmen verschwunden sind; aber sie bezieht ihren Tonkunst-Bedarf eben aus fremder Quelle, und seit gar langer Zeit ist kein bedeutendes großes Musikwerk in England entstanden. Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse muß man staunen über die Anzahl großer und Bedeutendes enthaltender Werke, welche Rubinstein während der

Jahre in Petersburg geschaffen hat, als er zu gleicher Zeit dem Conservatorium vorstand und daselbst lehrte, die Concerte der Musikgesellschaft einstudirte und dirigirte, und dabei noch das seiner Stellung und seinem Ruhme angemessene Haus führte, was in Petersburg noch ganz andere Ausgaben bedingt, als in den übrigen Großstädten¹⁾. Es darf aber wohl auch behauptet werden, daß er ohne jenen längern Aufenthalt in der russischen Hauptstadt jene Vorliebe für orientalische und slavische Melodik nicht in dem Maße ausgebildet und ihr weniger Raum in seinen Opern und Liedern gewährt hätte. In einer Gesellschaft, welche alles Neue, Originelle mit besonderem Vergnügen aufnimmt, der selbst das Excentrische willkommen ist, wenn es nur dem Raffinement dient, wird der Künstler gar leicht verleitet, manche Eigenthümlichkeit, mit welcher er glückliche Erfolge errungen, immer mehr auszubilden, ohne zu prüfen, ob diese Eigenthümlichkeit nicht eigentlich mehr als eine Beigabe, als ein nur gelegentlich anzuwendender Zierrath betrachtet werden müsse, denn als eine künstlerische Uranlage und als Grundlage für größere Werke, d. h. ob solche Effecte dem künstlerischen Urtheile als Stil oder als Manier erschienen? In einer Gesellschaft die ohne culturhistorische Uebergangsperiode so schnell auf die Spitze der durch den Luxus geschaffenen Genüsse gelangt ist, und immerwährende, durch künstliche Reizmittel beförderte Erregung anstrebt, sich zwischen Enthusiasmus und Apathie bewegt, in einer solchen Gesellschaft wird der Künstler leicht verleitet, der imponirenden Kraft mehr Werth beizulegen, als der rein künstlerische Maßstab ihr zuerkennt, und das Uberschwängliche auch in den Werken walten zu lassen, in welcher die Einheitlichkeit, die musikalisch folgerichtige Durchführung der Gedanken als nicht zu beseitigende Bedingung des Kunstwerthes feststeht. Wenn nun zu solchen Umständen noch das hinzutritt, daß des Künstlers Naturell selbst in manchen Dingen den Neigungen des Landes und der Gesellschaft entspricht, daß er die Gefahren gar nicht meiden will, weil sie ihm als solche nicht erscheinen: so zeigt sich Manches als leicht erklärlich und nothwendig, was, wenn vereinzelt betrachtet, geradezu räthselhaft erscheinen könnte. Rubinstein's Bedeutung und seine Schwächen sind also aus der Wechselwirkung zwischen seinen Uranlagen, seinen Neigungen, und dem Einflusse der russischen Gesellschaft auf diese Neigungen herzuleiten.

Ruhmvoll und unermüdet verwaltete er seine Aemter; aber er mußte zuletzt doch fühlen, daß solche Thätigkeit und solches Leben seine Schaffenskraft lähmte; und er faßte den Entschluß, seine Stellung aufzugeben, die Sehnsucht nach einem bewegten Centrum des Musiklebens zu befriedigen. Er ging 1868 nach Deutschland und Oesterreich, wo ihn überall Enthusiasmus empfing, und wo er in drei Wintern nacheinander Concertreisen unternahm. Im Jahre 1872 dirigirte er das Musikfest in Düsseldorf und

¹⁾ Neben einer Masse großer und kleiner Instrumentalwerke die geistliche Oper: „Thurm von Babel“ und „Jeramors“!

brachte seinen „Thurm von Babel“ zur Aufführung, dann ging er nach Amerika; die großen und reichen Clavierbauer in New-York Steinway & Sons hatten ihm eine sehr bedeutende Summe zugesichert, wenn er auf ihren Flügeln concertiren wollte, und er nahm den Antrag an, um, wie er sagte, eine Summe für seine Familie zurückzulegen und dann nur der Composition großer Werke sich widmen zu können. Im Jahre 1874 ist er nach Europa zurückgekehrt; 1877 ging er nach London, wo er eine ganz außerordentliche Aufnahme fand, und in den letzten zwei Jahren hat er Deutschland und Paris besucht; im Sommer geht er immer nach Rußland, wo er in der Nähe von Petersburg eine schloßartige Villa besitzt und mit Muße und Ruhe arbeitet. In Rußland war auch Alles geschehen, um ihn an das Vaterland zu fesseln. Als er im Jahre 1868 seine officielle Stellung aufgab, ernannte ihn der Kaiser zum Ritter des Vladimirordens. Diese hohe Auszeichnung ist mit dem erblichen Adelsrang verbunden, und nur mit Genehmigung des Ordenskapitels verleihsbar; der große Künstler fühlte sich verpflichtet, seinen Dank durch das Versprechen kund zu geben, daß er nie einen andern bleibenden Wohnsitz nehmen würde, als im Vaterlande.

Die Thätigkeit, welche Rubinstein in den letzten zehn Jahren als Componist entwickelt hat, während er gleichzeitig die aufregendsten Concertreisen durchführte, ist eine wahrhaft riesige zu nennen. Neben einer großen Anzahl von ein- und mehrstimmigen Liedern und einer Masse von kleineren Compositionen für Clavier sind in dieser Periode entstanden: Drei Opern „Maccabäer“, „Dämon“ (russisch) und „Nero“ (der nächsten November in Hamburg aufgeführt wird); die große „Symphonie Dramatique“, zwei große Clavierconcerte, ein Violoncelloconcert, ein Quartett für Piano und Streichinstrumente, ein Trio desgl., eine Fantasie für Clavier und Orchester und noch andere. Wir sind nun an dem Punkt angelangt, wo wir uns mit dem Componisten Rubinstein und seinen Werken beschäftigen können, ohne alle weiteren Nebenbetrachtungen über Einflüsse und Neigungen.

Wer sich die heutzutage nicht leichte Aufgabe stellen will, irgend welche Compositionen mit vorurtheilsfreiem Auge zu prüfen, wer seine künstlerische Meinung nicht von Partei-Tendenzen regeln läßt, und sich eine gewisse Zeit nimmt, um die Werke Rubinsteins zu prüfen, der wird finden, daß eine Fülle von Schönheiten darin enthalten ist; allerdings liegen diese oft zerstreut wie edle Metalle zwischen dem Gestein; aber wir denken, obgleich viele Leute Silber von wenigem Gehalte hoch schätzen, wenn es nur recht hübsch gearbeitet ist, so wird der Kenner doch das echte Gold höher achten, wenn es auch erst aus unedleren Beimischungen hervorgeholt werden muß. Man kann uns vielleicht entgegenen, daß bei einem Kunstwerke der richtigen Arbeit, der Form ein sehr wichtiger Antheil gebührt, den man nicht außer Acht lassen darf; und daß ein gut und einheitlich gearbeitetes Werk ohne tieferen Gehalt oft mehr künstlerisches Wohlgefallen erzeugen kann, als eines, das besondere einzelne Schönheiten bietet, aber ungleich ausgeführt ist; daß auch dem Publicum nur

zugemuthet werden darf, ein Werk in seiner Gesamtheit zu erfassen, nicht aber, daß es Alles erkenne und schätze, was nur der Forscherblick des Kenners zu entdecken vermag. Wir wollen auch hier nicht behaupten, daß alle Compositionen Rubinsteins unbedingte Anerkennung verdienen, dagegen aber sehr stark betonen, daß viele derselben größere Anerkennung verdienen, als ihnen von mancher competenten Seite zu Theil geworden ist; daß manche seiner Compositionen entschieden mehr Schönes als Schwaches enthalten, und daß wenn sie von einem Componisten stammten, der einer entschiedenen Partei angehörte, ihr Ruhm weit getragen und ihre Schwächen geschickt bemäntelt würden, während sehr oft das Gegentheil vorkommt. Das Talent Rubinsteins ist ein eigenthümliches, poesie- und schwungreiches. Die meisten seiner größeren Werke enthalten überraschend frische, fest gegliederte oder liebliche gesangreiche Motive. Man begegnet vielfach dem gewichtigen Zeugnisse, daß ein Geist thätig ist, der nicht mit geschickter und angenehmer Maché Effecte zu erzielen bestrebt ist und versteht, sondern mit urwüchsiger Kraft der Erfindung eigene Gedanken erzeugt und sie in der Form wie sie ihm kommen, entschieden und prüfungslös zu Tage fördert. So wenig er in der Maché besondere Stärke entfaltet, so weit ist er auch entfernt, durch Combination überschwänglicher Harmonie, durch wilde hastige Rhythmen, scharfe Accente und jähe Tonartwechsel im Hörer jenen Nervenreiz hervorzurufen, bei welchem das eigentliche künstlerische Urtheil durch Gefangennahme der Sinne beeinträchtigt wird. Er wirkt am meisten durch seine Melodien und durch klare Harmonisation. In Beiden steht er in seinen besseren Werken Mendelssohn am nächsten, in den Liedern hat er allerdings eine ihm ganz eigenthümliche Gattung geschaffen, in welcher seine Erfolge überall und unbestritten sind, obwohl einige exclusive berühmte Sänger sie nicht in ihr Programm aufgenommen haben. In manchen seiner Werke hält der Reichthum der Phantasie, die Originalität der Gedanken gleichen Schritt mit der Formgestaltung; beispielsweise seien hier angeführt die Sonate in A-moll für Clavier und Violine, die meisten Sätze der Ocean-Symphonie, die sehr schöne Sonate für Clavier und Viola, das Quartett für Clavier und Streichinstrumente in C-dur, der erste Satz, das Scherzo und das Finale der Symphonie Dramatique, dessen Motiv von großartiger Schönheit und ganz neu ist, der erste Satz und das Scherzo aus dem B-dur-Trio, und die meisten Sätze aus einer Suite (Op. 38), zehn Stücke, 1855 in Biebrich binnen 14 Tagen componirt, voll geistreicher origineller Motive und fast durchweg vortrefflich gearbeitet. Sein Quartett in F. ist selbst von Joachim der Vorführung würdig gehalten worden. Sein Octett bietet viele überraschende originelle und gut ausgeführte Gedanken. Sein „Thurm von Babel“ enthält Schönheiten, welche bei der Aufführung in Düsseldorf selbst das im Allgemeinen schwierige und misstrauische Publikum der rheinischen Musikfeste zu lautestem Beifalle hinriß. Ein Liedichter, der Solches geschaffen hat, verdient wohl eine andere Beachtung, als ihm von mancher Seite zugestanden wird. Als Operncomponist hat

Rubinstein einen allgemeinen großen Erfolg, wie seine Opern-Symphonie und die dramatische Symphonie erlangte, noch nicht verzeichnen können; aber der eine glänzende und andauernde Erfolg, den er mit „die Maccabäer“ in Berlin errungen, und die warme Theilnahme, die auch sein „Seramors“ daselbst gefunden, sind Zeugen, daß er auch in dieser Richtung zu sehr Bedeutendem berufen ist; die „Maccabäer“ enthalten viele großartige dramatische Momente und schöne Melodien; „Seramors“ ist rein lyrisch gehalten. Daß in Beiden eine gewisse Vorliebe für die orientalische Gesangsweisen hervortritt, die im Liede oft zauberhaft wirken, dagegen in der Oper leicht Einförmigkeit erzeugen, kann nicht geleugnet werden; aber man soll doch auch die Schönheiten nicht ignoriren, die nicht in der erwähnten Form erscheinen, es sind deren noch immer genug in beiden Opern vorhanden, um von Rubinstein sehr Bedeutendes erwarten zu lassen. Hervorzuheben ist auch, daß Rubinstein in beiden Opern niemals auch nur die leiseste Annäherung an Richard Wagner zeigt, dessen Richtung doch in diesem Augenblick die Bühnencomponisten beherrscht, dem sie bewußt oder unbewußt Alle nachfolgen! Fest und ohne Wanken schreitet Rubinstein in den Opern seine eigene Bahn, und schon bei der Ausführung des „Seramors“ in Wien bemerkt Ed. Hanslick, diese Oper ist so componirt, als hätte niemals eine Wagner'sche existirt! Wir wollen das nicht etwa als ein ganz besonderes Lob anführen, wohl aber als einen Beweis für die Selbstständigkeit des Rubinstein'schen Talents. Von der Fruchtbarkeit seiner Muse kann man nur eine Vorstellung gewinnen, wenn man den Katalog seiner Compositionen durchsieht. Er hat bis jetzt 102 Werke veröffentlicht. Unter diesen sind viele in einzelne kleinere Stücke (Lieder und Clavierstücke) getheilt, welche für sich allein nach einer flüchtigen Berechnung 257 Nummern betragen; dann vier Symphonien, fünf Concerte für Piano, Quartette, Sonaten und lauter größere Werke, die einzelne Theile enthalten; zwei große Oratorien: „das verlorene Paradies“ und „Thurm von Babel“; endlich sind die Opern in den mit Zahlen versehenen Werken gar nicht mit inbegriffen! Wahrlich, solche Schaffenskraft, solcher Schaffensdrang mit der angestrengtesten Thätigkeit des Virtuosen vereinigt, ist eine merkwürdige Erscheinung!

Aber es ist auch das Verhängniß des Componisten Rubinstein, daß der Pianist Rubinstein gar so wundervoll Clavier spielt! Die außerordentlichen Erfolge, welche dieser überall erlangt, müssen jenen in Schatten stellen. Und das ist ganz naturgemäß! Der ausführende Künstler wirkt unmittelbar, nur der Augenblick entscheidet; im nächsten sind die Töne des Stückes für immer verklungen und das Urtheil, das nicht sofort gefällt worden war, hat auch keine Geltung mehr, der kühlfte Kritiker kann nur über den unmittelbaren Eindruck berichten und daraus seine Schlußfolgerungen ziehen. Die Erfolge des Virtuosen haften auch zum Theil an seiner Persönlichkeit; die äußere Erscheinung, die gesellschaftlichen Beziehungen, die Theilnahme der Frauen, also viele Dinge, die mit der künstlerischen Leistung nicht im Zusammenhange

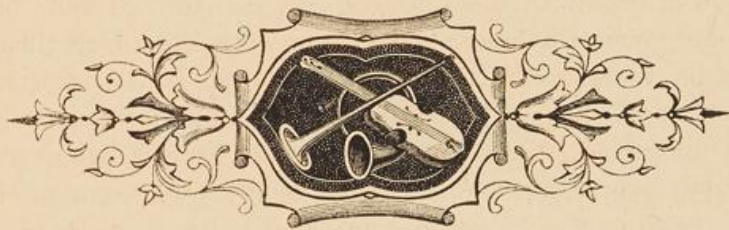
stehen, wirken bei deren Beurtheilung in hohem Grade mit. Aber der Componist hat einen andern Weg: der Moment ist für ihn nicht entscheidend; zwar wird das Publicum das Bedeutende und Schöne eines Werkes immer ahnen, aber es je ganz erkennen, wird kaum der Fachmann; selbst dieser bedarf noch eines zweiten Anhörens, um sein Urtheil ganz festzustellen; der gewissenhafte Kritiker wird nach dem unmittelbaren Eindruck seine endgiltige Meinung nicht aussprechen, sondern sich mit dem Werke vertrauter machen. Auch ist die Persönlichkeit des Componisten von bei weitem geringerem Einflusse auf den Erfolg, als bei dem Virtuosen. Die Freunde und Verehrer können zwar Vieles zum Erfolge beitragen, aber nur zu einem rein örtlichen; in der nächsten Stadt entscheidet ein Publicum über das Werk, das den Componisten nicht sieht, vielleicht gar nicht kennt. Allerdings sind die Parteien von Bedeutung; durch sie kann, wie wir schon angedeutet haben, das Schöne weit gepriesen, das Schwache verdeckt werden, aber Parteien haften am Principe mehr als an der Persönlichkeit. Wagner hat sich eine Partei durch seine Schriften gebildet, aber auch durch seine Opern. Es wäre thöricht, jenen allein seine immensen Erfolge zuzuschreiben, ja es ist sogar hier festzustellen, daß ohne jene Schriften die Bildung einer Gegenpartei, die sich um Brahms'schaart, gar nicht oder nur in einem viel schwächeren Maße stattgefunden hätte. Brahms selbst wirkt nur durch seine Werke — man kann von ihm gewiß nicht behaupten, daß er seine Person in den Vordergrund stellt, seine Partei kämpft unter seinem Namen gegen die neudeutsche Schule, aber nicht unter seiner Anführung. Für Rubinstein wirkt allerdings eine Partei nicht und schon aus dem einfachen Grunde, weil er selbst ein ausgesprochenes Princip nicht befolgt und weil mit seiner Doppelthätigkeit, seiner großartigen Virtuosität, seiner dämonischen Natur das consequente Befolgen und Durchführen eines ausschließlichen Principes von vornherein gar nicht vereinbar ist. Er überläßt sich als Componist ebenso dem vulkanischen Ausbruche seiner genialen Natur, die oft Feuerfäulen und Asche zu gleicher Zeit emporzuschleudert, wie als ausübender Künstler. Hier jedoch ist die so mächtige Natürlichkeit von überwältigender Wirkung, dort dagegen manchmal von störender, verwirrender. In der schaffenden Kunst ist eine gewisse Selbstkritik unerläßliche Bedingung; der Dondichter kann selbstverständlich nicht beurtheilen ob seine Melodie und Harmonie schön und originell sind oder nicht; aber er kann beurtheilen, ob die Durchführung seiner Gedanken eine musikalisch-logische ist, ob die Themata als Gegensätze wirken, oder nur als ein Nebeneinander, ob sie entwickelt sind oder nicht; solches Urtheil kann der Musiker über sich fällen; er befindet sich bis zu einem gewissen Grade in besserer, freierer Stellung seinem Werke gegenüber, als der dichtende oder bildende Künstler. Ich will durchaus nicht behaupten, daß Rubinstein eine solche Selbstkritik nicht übt, oder nicht üben will, glaube jedoch, daß er sie bei der so großartig entwickelten Doppelthätigkeit nicht immer üben kann. Er selbst hat in früheren Zeiten oftmals die Absicht geäußert, als Concertgeber so

viel zu erwerben, daß er in unabhängiger Muße und mit voller Sammlung die großen Werke, die er in seinen Gedanken trägt, ausführen, die Virtuosenlaufbahn ganz aufgeben könne. Ich habe schon vor neun Jahren in einem kleinern Artikel Zweifel dahin geäußert, daß er über sich gewinnen werde, die glänzenden Triumphe und Einnahmen des Virtuosen aufzugeben und die in jeder Hinsicht mühsamere Laufbahn des Componisten allein einzuhalten, und meine Zweifel erwiesen sich als gerechtfertigt. Dagegen glaube ich heute die sichere Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß er nach und nach die Ruhe und Selbstbeherrschung gewinnen wird, um seine hohen Gaben zu Einheitslichem und Hochbedeutendem zu concentriren. Ein Künstler, der es vermochte, mitten in einem so bewegten Virtuosen-Leben Compositionen zu schaffen, wie die oben angeführten Opern und größeren Instrumentalwerke, denen selbst der Voreingenommene bedeutende, großartige Einzelheiten nicht absprechen kann, der muß zuletzt zur Erkenntniß seiner selbst durchdringen und die Hindernisse, die sich ihm auf dem Wege zum höchsten Ziele entgegenstellen, siegreich überwinden. Rubinstein befindet sich momentan in dem Uebergangsstadium der Ueberzeugung; er schreibt den geringeren Erfolg seiner Compositionen dem Umstande zu, daß er nicht eine Partei hinter sich hat, wie Brahms und Wagner, und daß er als der große Claviervirtuose wirken müsse, um dem Componisten Eingang im Publikum zu verschaffen. Was die Parteibildung betrifft, so ist schon oben dargelegt worden, wie weit dieselbe als maßgebend, als auf die Dauer entscheidend anzunehmen sei. Jedes Uebermaß trägt den Keim des Gegensatzes in sich; für Unbedeutende mag es sehr nützlich und nothwendig sein, einer Partei anzugehören, und aus dieser heraus ein Parteilichen für sich zu gewinnen; der Bedeutende wird durch Ausdauer und Energie auf die Dauer langsamer, aber sicherer weiter kommen und festeren Fuß fassen, als mit Hülfe der Partei. Allerdings eine Partei muß jeder Künstler gewinnen: ein überzeugtes Publicum, eine Masse von Leuten, in welchen seine Werke einen künstlerischen nachhaltigen Gesamteindruck erzeugen, aber für die Bildung dieser Partei ist die Leistung doch der einzige Hebel; oder hätte Wagner ohne „Lohengrin“ seinen Ruhm, wäre Brahms ein so Vielgepriesener ohne sein Sertett, ohne sein Deutsches Requiem, ohne sein Schicksalslied? Und wenn der Verfasser dieser Studie für die letztgenannten Compositionen eine große Verehrung hegt, ohne sich der Partei anzuschließen, darf es Wunder nehmen, wenn die Partei auch das, was Andere nicht so hoch schätzten, als Meisterwerk proclamirt? wenn er Manches im Nibelungen-Ring zu den großartigsten Tonschöpfungen rechnet, gegenüber anderen Stücken derselben Tetralogie seine volle Unabhängigkeit wahr, muß er nicht eingestehn, daß eben die großen Leistungen die Parteibildung erklären? Wenn Rubinstein die Schönheiten, welche er zwischen die verschiedenartigsten Werke gestreut hat, in zwei oder drei Werke einheitlich zusammengefaßt hätte, dann würde er wohl heute schon eine große Partei für sich zählen, denn an Freunden fehlt es ihm, denn so hoch interessanten und liebenswürdigen Menschen, gewiß nicht. Daß der Clavier-

spieler in ihm dem Componisten helfe, ist ein Irrthum, den er zuletzt selbst einsehen muß; wenn er einmal weniger Concerte giebt, dann werden seine größeren Compositionen für Clavier weniger von dem reinen Concert=Sache enthalten, der nur durch seine kolossale Ausführung zur vollen Geltung gelangen kann, er wird dann dem rein Musikalischen unwillkürlich mehr Sorgfalt widmen; heute hört sein inneres Ohr beim Componiren zu viel vom Spiele des großen Rubinstein; wenn es einmal nur die Stelle selbst vernimmt, wie die Feder sie eben niederschrieb, dann wird der Geist Manches ganz anders formen. Und hat er einmal begonnen, so wird er auch weiter gehen, und auch in den größeren Instrumentalwerken und den Opern eine strenge Controle seiner selbst üben. Und dann wird Rubinstein allgemein als der hochbegabte, bedeutende Componist anerkannt werden, als den ihn jetzt nur die Freunde kennen, die vom Einzelnen auf das Ganze schließen, nicht umgekehrt, wie die Partei es thut, die vom Ganzen gepackt sein muß, um dann alles Einzelne prüfungslos anzunehmen.

Ich möchte mir zum Schlusse ein Gleichniß erlauben: Ein sehr reicher Mann wunderte sich, daß sein Nachbar, der bei Weitem nicht so vermögend war, in den Augen vieler Leute für reicher galt, und mehr Credit genoß als er, zu allerhand Unternehmungen als Verwaltungsrath und Vertrauensmann herangezogen ward, während er viele Höflichkeiten zu hören bekam, aber keine eigentliche Ehrenstellung erhielt. Ein Freund, bei dem er sich einmal über diese sonderbare Erscheinung beklagte, erklärte ihm, daß sie eine ganz naturgemäße war: der Nachbar ging mit seinem kleineren Capitale haushälterisch um, und wenn er sich zu größeren Ausgaben herbeiließ, dann wußte er es immer so anzustellen, daß die Leute darüber erstaunten und sie noch bedeutend höher anschlugen, als sie in der That waren; der reiche Mann aber zerplitterte sein großes Einkommen nach zu vielen Seiten, und wenn er auch nicht für Werthloses Geld ausgab, so verstand er doch nicht der großen Masse einen rechten Begriff von seinem Reichthum beizubringen. Während der Nachbar sein Haus recht schmuck verzierte, eine recht zusammenpassende Einrichtung besaß, und sein Gärtchen recht ordentlich halte, imponirte des reichen Mannes Haus zwar durch die Ausdehnung des Grundstückes, durch den Glanz und den Werth einzelner Möbel, entbehrte jedoch des Einheitlichen; und im Garten ständen gar schöne Bäume und blühten seltene Blumen, aber nur die darin Wandelnden wußten etwas davon, die Vorübergehenden sahen nur, daß die zierliche Ordnung des Andern fehlte, und urtheilten daher vorschnell über das Ganze. Wenn der Reiche die Meinung der Leute für sich gewinnen wolle, dann müsse er zuerst über sich selbst gewinnen, daß er dem Reize kleiner Ausgaben für kleine Genüsse widerstehe, eine nur kurze Zeit lang recht wirthschaftlich mit dem Gelde verfare, dann aber eine große Ausgabe für einen großen Zweck mache. Der Berathene besolgte den Rath; nach einem Jahre fiel es ihm ein, sein Haus umzubauen, er errichtete einen großartigen, auf's Glänzendste eingerichteten Palast und bezahlte Alles baar — kein Heller Schulden lastete auf seinem Besizthum. Jetzt schrieen die Leute: „der

ist ja ein Millionär; er hat nur bisher seinen Reichthum versteckt; ja der versteht's, den rechten Effect zu machen!" Der Nachbar wollte nun auch sein Haus vergrößern, aber er mußte eine Hypothek aufnehmen; er fand sie — sein Credit bestand ja noch immer — aber der Werth seines Besitzes war nicht mehr derselbe. Auch in der geistigen Welt giebt es reiche Männer, die nicht richtig haushalten, und solche, welche mit einem kleinen Capitale zum Rufe großer Reellität gelangen; will der Reiche sein Gut eine Zeit lang richtig verwalten, seine kleinen zerplitternden Ausgaben beschränken, dann wird er bald einen Palast aus eigenen Mitteln errichten können und zeigen, was er vermag; der kleinere Capitalist aber, wenn er dasselbe versucht, müßte dann Hypotheken aufnehmen, und am Verfallstage wird der Unterschied klar zwischen der Kraft des großen eigenen geistigen Vermögens und dem durch Credit unterstützten.





Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.

Von

Isidor Sonka.

— München. —

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Cholera, eine bis dahin in Europa ungekannte Seuche, in nichtgeahnter Weise ihre Verheerungen auszudehnen begann, da wurden vielfach ärztliche Stimmen laut, die eine Invasion Europa's durch dieselbe förmlich herbeiwünschten, in der festen Ueberzeugung, man werde, nach dem dermaligen Stande der Wissenschaft, leicht Herrschaft über dieselbe erlangen, ihr wahres, innerstes Wesen leicht ergründen und damit auch die Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung finden. Die damalige, naturphilosophische Richtung der Medicin, ebenso reich an a priori erfundenen Theorien als an unendlichen Recepten, und in dem Bewußtsein, „wie sie's denn zuletzt so herrlich weit gebracht“, pochte stolz auf ihre bisherigen, vermeintlichen Erfolge und fühlte sich gerüstet gegen jedes neue Uebel.

Unsere Generation ist, auch ohne Berücksichtigung der demüthigenden Erfahrungen dieser Vergangenheit, in der Schätzung des Maßes ihrer Leistungen bescheidener geworden, und wenn es eines Beweises bedarf, daß die heutige, auf naturwissenschaftlichen Principien aufgebaute Medicin, trotz der gerade durch diese Richtung erzielten, so bedeutenden Fortschritte, sich der Grenzen ihrer Erkenntniß, ihrer Leistungsfähigkeit bewußt ist, so liefert ihr das Verhalten ihrer Vertreter in der allerneuesten Zeit, wo wieder einmal das grause Gespenst der Pest seine mächtigen und weitreichenden Fangarme drohend nach Europa ausstreckt, Tod und Entsetzen durch seine Annäherung verbreitend.

Dem neben dem Bestreben, die Natur dieser Krankheit kennen zu lernen, war die erste und hauptsächlichste Sorge darauf hin gerichtet, dieser verheerenden Seuche den Zutritt überhaupt zu verwehren, ihre Ausbreitung, ihre Weiter-

wanderung zu verhindern, da der Kampf mit der einmal ausgebrochenen Krankheit als ein mindestens sehr zweifelhafter erschien.

Welches sind aber die Maßregeln, die mit einiger Aussicht auf Erfolg in prophylaktischer Beziehung ergriffen werden sollen? Da unserer Generation zum größten Theile die eigenen Erfahrungen in Bezug auf die Pest mangeln, so können sie nur den Vorkehrungen früherer Epochen entnommen und vielleicht höchstens dem jetzigen Stande unserer Anschauungen von der Ausbreitung epidemischer Krankheiten angepaßt sein. Es dürfte nun, auch mit Rücksicht auf eine eventuelle Kritik dieser Maßnahmen, nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie sich dieses System der Abwehr allmählig herausgebildet hat, und können wir dies wol dadurch am besten erzielen, daß wir die, einzelnen Jahrhunderten angehörenden, zum größten Theil amtlichen Verordnungen, die gegen die Ausbreitung der Pest gerichtet sind, darauf hin untersuchen. Wir gewinnen hiedurch auch ein recht anschauliches, culturhistorisch wichtiges Bild von der Entwicklung der Medicin, die sich ja in diesen so hochwichtigen, vom Stadtmagistrat oder von der Regierung erlassenen Verordnungen wieder spiegeln muß. Wir wollen hiebei von den Heilversuchen, die die einzelnen Epidemien mit sich brachten, ganz absehen, gilt ja hier so recht die Klage Faust's:

„Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: wer genas?“

Auch wäre es kaum möglich, diesen Wust an Mitteln, herbeigeht aus des gesammten Arzneischazes verborgenen Tiefen, und gestützt durch die wunderbaren, oft ganz mystischen Theorien, zu bewältigen. Die Abfassung der betreffenden Schriften erleichtert uns dieses Vorhaben schon dadurch, daß sie meist aus zwei Theilen bestehen:

„Das Regiment hat zwen Theil.

„Der erst. Wie sich die gsunden verhietten sollen/ das sy nit mit dem „Bresten inficiert werden.

„Der annder Theyl. Wie man die Kranckhen Curirn und haylen „soll xc. (1553).“

Bevor allerdings daran gedacht werden konnte, durch menschliches Eingreifen etwas gegen das Wüthen und die Ausbreitung der Seuche zu thun, mußte die fatalistische Auffassung, in derselben nur eine wolverdiente Strafe Gottes zu sehen, mußte der mystische Glaube an den Einfluß der Gestirne beseitigt oder wenigstens gemildert werden, und da war es das 14. Jahrhundert, wo die schreckliche Zahl der Opfer, die dem schwarzen Tod verfielen, nur zu reichlich dazu beitragen konnte, etwas Licht über die Propagation dieser Pandemie zu verbreiten; so wird denn auch schon aus dieser Zeit von erfolgreichen Schritten gemeldet; Mailand und Balletidone (bei Piacenza) sollen durch strenge Absperrungsmaßregeln durch ungefähr 2 Jahre (bis 1350) sich der Pest erwehrt haben. In Reggio verordnete Visconti Barnabo im Jahre 1374, es solle jeder, der von der Pest befallen werde, seinen Wohnort verlassen, und sich auf das Land oder in den Wald begeben, und seine

Geneſung oder den Tod erwarten. Wer Peſtfranke gepflegt, ſolle ſich 10 Tage lang jedes Verkehrs mit andern enthalten, den Prieſtern wurde befohlen, die Kranken zu beſuchen und der Behörde zu melden. Alles Gut der Verſtorbenen ſollte der Kirche zuſallen.

Ebenſo beſtand bereits im Jahre 1471 auf Mallorca eine vollſtändig eingerichtete, nach einem von Lucian Colomines entworfenen Reglement verwaltete Peſtquarantaine (Haeſer). Sehen wir nun, wie es in Mitteleuropa, ſpeciell in Deutschland, mit der Abwehr beſchaffen war. Als älteſtes Denkmal officieller Fürſorge gegen die Peſt liegt mir vor:

„Min wunderbare inſtruction vnd unterwyſung wider die peſtilenz herſtiefſend von kayſerlichem Hoff vnd allerbewärteſten doctoribus in criſtinlicher vn haydeſcher nacion funden worden mügen, Memmingen 1494.“

Dieſe Verordnung beſchäftigt ſich nun größtentheils mit der — wie wir ſagen wollen — individuellen Prophylaxe; für alle Verrichtungen des täglichen Lebens, Schlafen, Aufſtehen, Waſchen ꝛc., werden heilſame Rathſchläge ertheilt, ja auch die geiſtige Sphäre wird in den Capiteln, die da handeln „von zorn und vort“ „von trewren vnd trübsal“ in das Bereich der ärztlichen Fürſorge gezogen. Wir erfahren ſodann, daß die verſchiedenen Winde, je nach ihrer Richtung verſchiedene hygieniſche Bedeutung haben: „die vom Aufgang der Sonne ſind gut, die von Mitternacht ſind noch beſſer — die allerbeſten. „Die von Niedergang der Sonne ſin böß und die von mittentag ſind noch bößer „und die allerbößeſten,“ vor dieſen und allen Abendwinden ſoll man ſich hüten.

Allzugroße Wärme in der Wohnung während des Winters wird widerathen, dann ſolle man ſich hüten beſonders „vor bößer Luft und peſtilentiſcher Materie“, erſte ſoll man reinigen durch Anzünden großer Feuer, durch Verbrennen wolriechenden Holzes.

Beim Ausgehen ſoll man ſowol Mund als auch Hände mit wolriechenden Subſtanzen verſehen.

Wir vermiſſen hier noch jene Maßregeln allgemeiner Natur, die doch ſchon in einer frühern Periode in Anwendung gekommen waren. Auch das, ein halbes Jahrhundert ſpäter veröffentlichte „Regiment/ geſtelt allain für die/ „ſo vnuermeydlich in Peſtilentiſchen luſften verharren vnd beleiben müſſen. „Salzburg 1553,“ zum großen Theil in ſeinen hygieniſchen Maßregeln mit dem Vorigen übereinſtimmend, enthält noch wenig weitergehendere Verordnungen, doch wird ſchon auf die Schädlichkeit der Ausdünſtungen von Düngerhaufen „niderſchittung“, Friedhöfen, Meßgereien, „Biſchbänden“ hingewieſen, man ſoll Winde meiden, die da „weyend von ſterblichen Orten.“ Der Krankheitskeim wird hiebei gemeiniglich als „giftiger Dampf“ gedacht, „ſo umb die „pruſt ſich enthelt/ dem Herzen ondas zueht.“

Dieſelbe Grundanſchauung von dem höchſt nachtheiligen Einfluß der Verunreinigung des Bodens, der Luft, von der Begünſtigung, die ſolche Verhältnisse der Entwicklung und raſchen Ausbreitung des Krankheitskeims geben, finden ſich dann in:

„Eins Erbar Rathß der Statt Nürnberg vernewte Gesezt und Ordnung „von wegen besorgender einreißender Sterbensleufft 1575.“

Die Anordnungen, die hier zur Assanirung der Stadt getroffen waren, stehen entschieden schon auf einer relativ hohen Stufe.

Da wird vor Allem vor Verunreinigung der Gassen und Straßen durch Abfälle des menschlichen Haushalts gewarnt; die flüssigen Abfälle sollen in die Pegnitz oder den Bischofsweg ansgelert werden, und durften auch die Bader — bei Androhung großer Strafe — das Blut, das sie entnommen, nicht anders wohin, als in fließendes Wasser gießen.

Wir erhalten übrigens ein ganz interessantes, wenn auch nicht sehr ästhetisches Culturbild von dem damaligen Aussehen einer Stadt wie Nürnberg, die zu der Zeit doch gewiß zu den blühenderen und bedeutenderen gezählt werden konnte. Wir lesen:

„Dieweil auch von den Misten, so allhie in den Gassen hin vnd wider/
„etwas lang ligen bleiben/ vil böß vnd vbelß geschmackß entspringt/ der
„sonderlich diser zeit also zu gedulden/ nit allein beschwerlich/ Sondern auch
„gefehrlich vnd nachtheilig/ So sezt ein Erbar Rathe/ im selben dise maß/
„Das einichen Mist lenger nit/ dem zwen tag also auff der Gassen liegen
„bleiben/ Sonder in solcher zeit hinweck vnd hinauß gefürt/ Insonderheit
„aber gar kein Mist mitten inn die Gassen/ nider geschütt oder gelegt
„werden/ Im fall aber das solchs durch jemand/ wer der were/ nicht
„beschehen/ vnd also verlast würde/ des derselbig Mist alsdann/ zu sampt
„verwurdung der gesezten peen/ einem Pfund Roui/ einem jedem preiß vnd
„frey sein soll/ den seines gefallens weck zu füren.“

Nur nebenbei sei hier der sich öfter wiederholenden Eigenthümlichkeit gedacht, nach der überall das Wort „Geschmack“ seinen Platz findet, wo wir den Ausdruck „Geruch“ erwarten.

Die prophylaktischen Maßregeln erstreckten sich ferner auch auf die Hausthiere; Schweine mußten innerhalb zehn Tage weggeschafft werden:

„Dieweil derselben Mist vnd Gestand diser krankheit fürderlich ist.“

Für die von der Krankheit Befallenen war für den Genesungsfall eine Art Quarantaine festgestellt; sie mußten sich wenigstens einen Monat von allen Gemeinschaften, Versammlungen, Kirchenbesuch u. fern halten. Bezüglich der Erkrankten selbst wurde für thunlichste Isolirung gesorgt durch Errichtung eines Lazareths, in welches alle Befallenen geschafft werden sollten. Der Verkehr mit Kranken, ja selbst die Begleitung des Leichenzuges, sollte möglichst vermieden werden. Mit großer Strenge wurde einem etwaigen Verkaufe von Kleidern, Wäsche und sonstigen Gebrauchsgegenständen Pestkranker entgegengetreten; „das Leynen dinglach der franken person sollte nindert „anderstwo/ dann beim außfluß der Pegnitz“ gewaschen werden, „nicht einmal „im Bischofsweg,“ der ja durch die Stadt floß.

Das an Pestepidemien so reiche 17. Jahrhundert bringt uns zahlreiche mitunter recht voluminöse Pestordnungen, auch Consilia antiloëmica betitelt.

Wir wollen wieder eine von Amtswegen erlassene herausheben, als ein Criterium der damals maßgebenden Anschauungen.

Die „Pestordnung, nach welcher in des Durchlauchtigsten Fürsten und „Herrn Bernhards Herzog zu Sachsen, Jülich . . . u. Landen Sr. Fürstl. „Durchl. Unterthanen Angehörige und Schutzverwandte wider die jezo „anderswo grassirende Pest/ oder wenn dieselbe durch Gottes Verhengniß „künftig auch in ein oder andren Ort dero Landen einschleichen solte/ mit „Göttlichem Beystande sich zu richten und zu verwahren haben. Meiningen 1681“

Hier tritt uns bereits eine bis in's Detail ausgearbeitete Organisation des gesammten Sanitätsdienstes entgegen, die, wenn strenge befolgt, gewiß manches Gute im Gefolge haben mußte.

Vor Allem sucht man sich gegen die Gefahren, die der Verkehr mit sich brachte, zu schützen. Niemand durfte in eine Stadt eingelassen werden, der nicht einen richtig ausgestellten, unverdächtigen Paß besaß, aus dem ersichtlich war, daß er sich innerhalb 40 Tage an keinem inficirten Orte aufgehalten. Leuten, die aus inficirten Orten kamen, oder auch jenen, die mit solchen verkehrt hatten, war jeder Eintritt untersagt. Hieran schloß sich ein vollständiges Verbot der Einfuhr von Waaren aus inficirten Orten, sowie anderseits ein Befehl zur Verproviantirung der Bewohner.

Vieh, das aus verdächtigen Orten stammte, mußte zuerst in's Wasser getrieben, geschwemmt und rein abgewaschen werden.

Hervorzuheben ist auch das Verbot, wonach „den Pappiermüllern nicht „zu gestatten ist, daß sie zu den Pappiermachen aus frembden Herrschaften/ auff „ihre Pappier-Mühlen/ Haderlumpen zuführen lassen.“

Für Ankömmlinge, die verdächtige Orte berührt hatten, war eine sechs-wöchentliche Quarantaine an einem unverdächtigen Ort festgesetzt. Briefe und Packete mußten vor dem Thore unter freiem Himmel von dem Ueberbringer geöffnet und durchräuchert werden. Das Recept für das hiezu erforderliche Räucherpulver lautet:

„Nehmet: Schaffgarbe/ Kauten/ Bocksbart/ Wermuth jedes 2 Büschel.

Virdenrinden/ Bockshorn, jedes 1 Pfund.

Gemeinen Schwefel $\frac{1}{2}$ Pfund. —

Briefe aus inficirten Orten mußten durch Essig gezogen und nachher getrocknet werden.

Bei Annäherung der Pest wurden aber diese Maßregeln noch verschärft. Die Pässe durften gar nicht angefaßt werden, sondern mußten von Ferne auf die Erde niedergelegt, dann mit einer Zange oder einem vorn gespaltenen Stock aufgehoben und durchräuchert werden, ehe sie aufgemacht und gelesen wurden, die Säuberung der Straßen und Häuser, die Assanirung der Stadt, wie wir dies jetzt nennen würden, wurde noch strenger gehandhabt, als dies im vorigen Jahrhundert geschehen. Der Unrath wurde durch von der Obrigkeit bestellte Behikel entfernt, sodann Revisionen in den Häusern und Höfen vorgenommen, ob überall für gehörige Reinhaltung Sorge getragen

wird. Alle Gewerbe, die mit übelriechenden Stoffen zu thun hatten, mußten außerhalb der Stadt betrieben werden.

Große Sorgfalt wurde der In stallirung eines ausgiebigen Sanitäts-Dienstes für den Fall des Ausbruchs einer Pestepidemie gewidmet; das betreffende Capitel betitelt sich: „Von Annahm- und Bestellung allerhand „Personen auf eine Vorforge zur Aufsicht- Wart- und Beerdigung derer/ so „von der Pest inficiret werden oder daran gar versterben möchten.“

In jeder Stadt wurden Gesundheits-Directoren bestellt (der Gerichtshalter, Pfarrer, Schultheiß) die in stetem Contacte mit den Aerzten bleiben mußten und die ganze Handhabung der Sanitätspolizei zu überwachen hatten. Für jede Gasse wurden sodann zwei Gassenmeister bestimmt, die die inficirten Häuser und Personen zu beaufsichtigen und über ihre Beobachtungen Bericht zu erstatten hatten. „Weiters sollen gewisse „Pastores, Medici Chirurghi und Pestilentiarii angenommen/ und ihnen vorjedo „ein gewisses Wartgeld/ bey einreißender Contagion aber eine ordentliche „Besoldung gegeben werden/ dargegen sie bey ereignender Gefahr so wol in „Flecken und Dörfern auf dem Lande/ als in den Städten, wo sie von der „Obrigkeit hinbeordert werden/ sich zur Seelen- und Leibes-Cur der Inficirten „brauchen lassen.“

Auch an Arme wurden Wartegelder vertheilt, wogegen sie sich verpflichten mußten, gegen Besoldung die Wartung von Kranken, Todtengräberdienste u. zu übernehmen. Schließlich wird die Instandsetzung von Siechenhäusern und die Reservirung von Wohnungen für Aerzte und Wartepersonal in's Auge gefaßt.

Beim Erscheinen eines Pestfalls wurde das inficirte Haus vollständig versperrt, den Inzassen Victualien, Arzneien durch die Gassenmeister zugetragen, die Nachbarn wo möglich delogirt oder wenigstens Fenster und Thüren gegen das inficirte Haus zu sorgfältig geschlossen, alle Ritzen und Spalten fest zugestopft. Die auch gesund gebliebenen Inwohner eines inficirten Hauses durften sechs Wochen nicht mit andern Leuten in Verkehr treten, die Betten, Kleider u. Verstorbener mußten verbrannt, die übrigen Sachen mit Lauge oder Essig gewaschen und ausgeräuchert werden.

Beim Ueberhandnehmen der Pest sollten alle Wohnungsänderungen verboten sein, die inficirten Häuser wurden durch weiße Kreuze ersichtlich gemacht. Ein jeder Verkehr aus der Stadt oder in dieselbe wurde aufgehoben, Jahr- Wochenmärkte verboten, Schul- und Kirchenbesuch eingestellt. An Hochzeiten durften, inclusive das Brautpaar, nicht mehr als 8 Personen theilnehmen, keine Schaustellungen der Leichen, keine Leichen-Processionen sollten gestattet sein. Die Todten mußten so rasch als möglich, innerhalb 8—10 Stunden, beerdigt werden: vor dem eventuellen Lebendig Begrabenwerden, sollte die obligate Todtenschau schützen, wie aus folgender Stelle erhellt: „Jedoch ist allezeit „durch den Medicum oder Chirurghum Pestilentiarium wol zuzusehen, daß „nicht ein in Ohnmacht liegender/ sonst aber noch lebendiger Mensch vor tod

„ausgetragen und begraben werde.“ Die Gräber selbst waren mindestens $1\frac{1}{2}$ Elle tiefer als gewöhnlich anzulegen, und bei „Lebensstraffe“ keine Erhumirung vorzunehmen.“

Zu den Curiositäten aus der streng gehandhabten Marktpolizei, die besonders auch auf das Obst invigilirte, zählt das Verbot des Verkaufs von Schweinefleisch, ferner: „es sollen die Leuthe nicht selbst in ihren Häusern „den Teig einsäuern“ und andererseits „die Bäcker aber bei Leibesstrafe das „Brot nicht warm aus den Backhäusern geben/ sintemal nichts mehr/ als „warmes Brot/ das Gifft an sich ziehet.“ Auf dieser Annahme basirte auch „die Gepflogenheit, den an der Pest Sterbenden „warm oder in warm „Wasser geneztes Brot auf den Mund zu legen/ damit der giftige Athem „sich dareinziehe/ und durch seine Zertheilung das Haus nicht anstecke. Solch „Brot aber muß darnach alsobald tief in die Erde vergraben werden.“ Die Stelle des Brotes konnte hier auch warmes, „nicht dampfendes“ Wasser vertreten.

Damit wir auf unsere so viel gepriesenen Maßregeln der Desinfection nicht allzu stolz werden, und sie etwa als eine Errungenschaft der neuesten Zeit ansehen, sei hier citirt: „In die heimlichen Gemächer/ sonderlich/ wenn „ein Kranker darauf gegangen/ soll öfters lebendiger oder ungelöschter Kalk „geworfen und Essig gegossen werden/ wie dann auch zu den Leichen in die „Särge dergleichen Kalk gethan werden kan/ damit sie desto eher verwesen/ „auch giftige Ausdampffungen verhütet werden.“

Bei den obligaten Räucherungen spielt, wie wir auch schon früher gefunden haben, neben den aromatischen Stoffen, der Schwefel eine große Rolle. Auch eine Art Falle für das Pestgift wird „recommandiret, daß „nämlich Gefäße mit laulichem Wasser oder Milch gesezet werden, da denn war- „genommen/ daß sich der Gifft als ein dünnbläulich Häutgen oben aufgelegt „habe/ solche Gefäße seien alle zwölf Stunden an einem abgelegenen Orthe „auszuschütten und mit Wasser anzufüllen“ (das 18. Jahrhundert huldigte auch noch dieser Ansicht und suchte durch eine Zuthat von Zwiebeln oder ungelöschtem Kalk den Erfolg noch zu steigern). Die individuelle Prophylaxe stimmt mit der des vorigen Jahrhunderts überein, empfohlen wird unter anderen lieber Wasser von Quell- und Rohrbrunnen zu trinken, als von Bächen und Wasserflüssen, die von verdächtigen Orten herfließen; da oft die Seuche nach Flußläufen sich ausbreite. Das Uebermaß im Genuß von Spirituosis wird bescheidenlich „ein zweifelhaftiges und verbotenes Praeservativmittel“ genannt.

Lassen wir nun noch einige Vertreter des 18. Jahrhunderts sich aussprechen. Wir können wol eine Steigerung der Leistungen kaum erwarten, und auch die neueste Zeit konnte nicht viel thun, um die hier angeführten Maßregeln zu überbieten. Als Fortschritt, wenigstens in Bezug auf die Therapie können wir jedenfalls das Geständniß betrachten, das uns in der „kurzen Anleitung zur Austilgung des betrohlichen Pest-Nebels, an die Hand gegeben von einem Pestforger in Wien 1713“ verschämt entgegen tritt: Was

nun die Cur anbelanget/ ist selbe/ sofern das Uebel in seiner Vollkommenheit/
 etwas schwer/ und fast mehrertheils umsonst, nicht zwar/ als ob
 wider diese Landesverderbliche Straf=Krankheit der allgütige Gott/ gleich
 anderen/ kein Mittel erschaffen und noch nicht erfunden wäre worden; sondern/
 weiln dieses anklebende und in seiner Erhöhung vollkommene Pest Gift/
 sonderlich bei jungen/ hitzigen und vollblütigen Leuten dermassen geschwind
 „durchringet/ daß/ ehe und bevor/ sonderbar arbeitame/ unmißfuge/ auch
 „mehrerz zu leiden gewohnte Menschen die Wirkung solches Uebels empfinden/
 „allbereits das ganze Geblüt schon in ein verderbliche Zerrin= und
 „Zertheilung gebracht worden.“ Deshalb legt der Verfasser größeres
 Gewicht auf die Praeservatoria, die er in Praeservatoria politica und
 Praeservatoria Praesidia medica theilt. Aber auch aus seiner Darstellung
 leuchtet die Unzulänglichkeit der ersteren ein, indem man wegen Erfolglosigkeit
 derselben nur zu häufig zu den Praeservatoriis Praesidiis medicis greifen
 mußte, die dann auch nicht allzuviel ausgerichtet haben sollen.

In diesem Jahrhundert treffen wir auch noch die einer frühern Periode
 entstammende Verhängung der „allgemeinen Quarantaine“ an, bei welcher,
 nach erfolgter Verproviantirung der Stadt, sämmtliche Einwohner sich in
 ihre Häuser einschließen mußten, und jeder Verkehr, mit Ausnahme von
 Seiten der Commissäre und sonstiger Amtspersonen, so lange aufgehoben war,
 bis man einsah, daß diese Maßregeln von keinem Erfolg begleitet waren, ja
 sogar das Uebel verschlimmerten, und daß man, da fortwährend neue Pest=
 fälle auftraten, die Quarantaine bis in's Unendliche hätte fortsetzen müssen. Solche
 Erfahrungen hatten denn auch zur Folge, daß sich allmählig die Reaction
 gegenüber dieser Maßregel geltend machte und man selbst das Verschließen
 inficirter Häuser aufzugeben begann. Interessant durch seine Motivirung ist
 das betreffende Capitel in den „approbirten Anstalten in Pestzeiten“ zc.
 Regensburg 1719. Hier heißt es: „Und da sonst zu Anfang dieser Krank=
 „heit/ sobald sie jemand in einem Hause befällt/ fast durchgehends es also
 gehalten worden/ daß selbige Häuser unverzüglich geschlossen oder vernagelt/
 und niemanden aus oder einzugehen verstattet/ und also die Gesunden mit
 „den Kranken zugleich eingesperrt gehalten worden; so haben wir/ nach reiffer
 „Ueberlegung/ solches/ wo nicht unchristlich/ dennoch höchst schädlich/ und dem
 „darunter gesuchten Zweck selbst entgegen befunden/ massen auf solche Weise
 „der Schrecken/ sowol außer Hauses und in der ganzen Stadt/ als auch
 „sonderlich bei den Verschlossenen vermehrt, und dadurch das Uebel nur ärger
 „und vielfältiger ausgebreitet wird/ indem die mit denen Kranken eingesperrte
 „Gesunden/ da ihnen alle freye und gesunde Luft benommen/ fast nothwendig
 „auch erkranken/ auch bloß aus Mangel der nöthigen Wartung beyde zugleich
 „zu Grunde gehen müssen/ weiln auch die sorgfältigsten Anstalten nicht
 „zulänglich/ ihnen das Behörige zu reichen.“ „Es war deßhalb bloß am
 „Anfang bey den ersten drey oder vier Häusern die Verschließung vorzunehmen
 „wann aber solchem ungeachtet/ das Malum weiter greiffen sollte/ würde solche

„Versperrung ganz unnützlich/ ja schädlich und unpractisch werden.“ Daß von den Räucherungen noch immer ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, ist nicht zu verdenken, es fungirt unter den hierzu verwendeten Kräutern auch der Rauchtobak, ferner abermals der Schwefel, mit welchem die zur Reinigung inficirter Häuser Bestellten ihre Kleider alle Abend stark durchräuchern mußten. (Regenspurgischer Unterricht zc. 1714). In welcher großartigen Dimensionen aber diese Ausräucherungen oft vorgenommen wurden, lehren uns „Herrn von „Antrehaus merkwürdige Nachrichten von der Pest in Toulon 1721, übersetzt „von Adolf Freyherrn von Knigge. Hamburg 1794.“ Auf Andringen der Bevölkerung wurde der Befehl gegeben, „vor jedem Hause Materialien anzu- „häufen, die man in Brand stecken könnte, welches dann Abends um 7 Uhr „geschehen sollte. Wie ist eine Verordnung pünktlicher befolgt worden. Ein „allgemeines Feuer deckte die Stadt während der Nacht mit einem so dicken „Rauche, daß derselbe am folgenden Tage noch nicht einmal zerstreut war.“ Der Autor fügt noch resignirt hinzu: „Es war ein ganz unnützer Aufwand von Holz und Rauchwerk.

Auch die Anwendung des kalten Wassers als Desinfections-Mittel tritt uns hier schon entgegen; wir lesen in einem Buch, betitelt:

„Kurzer und bewerteter Rath/ wie sich der gemeine Mann und alle „arme Leuthe in Sterbensläufften verhalten sollen zc. Herausgegeben durch „Ezechiel Bautscher, Wienn 1713.“ „Daß/ wenn man von des Kranken Beth „das Leinwath oder Leilachen hinweg thut/ man erstlich solches alsobald in „ein kalt Wasser legen solle/ und nicht/ wie etliche pflegen zu thun/ in warmes/ „denn das kalte solchen Gifft sehr schwächen thut.“

Nur noch um zu zeigen, wie naiv die Vorstellung von der Natur und Wirkung des Pestgiftes gewesen, führen wir hier aus der „kurzen Anleitung 1713“ eine von den Vorsichtsmaßregeln gegen das Eindringen des „Pestgiftes“ und die Begründung hiezu an: „und zwar die Nasen belangend: ist selbe mehrere- „theils unctuosus, oder fetten Sachen/ als Balsam zu versichern/ damit das „Nebel entweder in der Fette seinen Pestangel abstoße/ und ein- „wickle/ oder in der Nasen das Präservativum länger hafte.“

Wir gelangen nunmehr zu dem Jahrhundert, in dem wir selber leben, und welches ja vielleicht noch immer Europa mit einer neuen Pestinvasion bedroht. Haben wir nun irgend welche bedeutende Fortschritte und Neuerungen, in den Präventiv-Maßregeln zu verzeichnen? Wol kaum; wir können höchstens mit Genugthuung anführen, daß wir uns von vielen, zum mindestens überflüssigen, wenn nicht direct nachtheiligen Verordnungen glücklich emancipirt haben. So, um eines zu erwähnen, hat sich der, im verflossenen Jahrhundert erst schüchtern auftretende Gedanke, daß die „allgemeine Quarantaine,“ so wie auch das hermetische Versperren der inficirten Häuser nicht nur keinen Nutzen bringe, sondern sogar ein mächtiges Mittel zur Steigerung der Intensität der Epidemie sein könne, allmählig Bahn gebrochen. Man vermeidet es, durch

Einpferchen der Menschen in enge, dumpfe Stuben, die Verhältnisse in diesen so zu gestalten, daß solche Häuser hierdurch erst recht zu wahren Pestherden werden und sucht der Luftverpestung nicht so sehr durch allerhand Räucherungen als vielmehr durch häufige Lusterneuerung, durch Verhinderung, daß sich der Keim anhäuft, entgegenzuarbeiten.

Doch anstatt eine detaillirte Darstellung, Begründung und vielleicht auch Kritik der jetzigen Vorkehrungen zu geben, wollen wir lieber den gegenwärtigen Standpunkt der Infectionsfrage darlegen; die nothwendigen Maßregeln der Abwehr ergeben sich dann aus denselben mit strenger Consequenz, da ja die Verhütung von Krankheiten vor Allem von der Natur und Verbreitungsweise desjenigen abhängt, was wir als die Krankheitsursache zu bezeichnen gezwungen sind, und die Pest wol ohne Widerspruch zu den Infectionskrankheiten gezählt wird, d. h. jenen Krankheiten, die durch ein von außen in den Körper eindringendes Gift entstehen, das die Fähigkeit hat, sich theils im Körper, theils auch außerhalb desselben in der Umgebung des Menschen zu vermehren, innerhalb des Organismus aber Störungen in dem gesammten Stoffwechsel hervorzurufen in einer Weise, daß seit langer Zeit an die Analogie mit Gährungserscheinungen gedacht wurde und diese Krankheiten auch als Gährungs- oder zymotische Krankheiten bezeichnet wurden. Diese Analogie scheint auch ihre Berechtigung darin zu finden, daß wir, soweit der jetzige Stand naturwissenschaftlicher Forschung es zuläßt, gezwungen sind, als Erreger, als Ursache dieser Erkrankungen Organismen anzusehen die den Gährungserregern eben sehr nahe verwandt sind, auf der niedrigsten Stufe der Organisation überhaupt und an der Grenze des auch mikroskopisch Wahrnehmbaren stehen, die sogenannten „Spaltpilze“, die kleinsten jetzt bekannnten Organismen, weit kleiner als die vielfach irrthümlicher Weise dafür gehaltenen „Sonnenstäubchen“.

Wol ist der Beweis, daß sie wirklich auch die Ursache der Pest sind, bisher nicht geführt worden; allein der Umstand, daß für einzelne Infectionskrankheiten dieser Nachweis mit Sicherheit geliefert ist, neben vielen anderen, theoretischen Gründen, führt uns unabweislich zu dieser Annahme, die ja auch Virchow, einem in diesem Punkte vorsichtigen Skeptiker, plausibel erscheint.

Die nächste Frage nun, die sich uns zur Beantwortung aufdrängt, ist die nach der Verbreitungsart der Infectionserreger, oder um direct an den Gegenstand heranzutreten und nach althergebrachten medicinischen Begriffen zu reden, die Frage, ist die Pest contagiös oder ist sie miasmatisch, oder vielleicht gar contagiös-miasmatisch.

Ich glaube wir können auch hierauf — selbst ohne die Resultate der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Commission abzuwarten — antworten, wenn auch vielleicht keine endgiltige Entscheidung treffen, nur wollen wir uns vorher eine kleine Abschweifung erlauben.

Die Ausdrücke Contagium, Miasma entstammen einer alten Zeit, entsprechen demnach auch den Anschauungen von damals, ihre Begriffe sind in ihrem ursprünglichen Sinne einander ziemlich entgegengesetzt. Contagiös sollen

Krankheiten, wie z. B. Blattern, genannt werden, welche sich vom Menschen auf den Menschen wieder übertragen lassen, wo die Annäherung oder die Berührung die unmittelbare Veranlassung ist zur Uebertragung des Krankheitskeimes auf den Nachbar, der nun selbst von demselben inficirt wird, aber ihn auch weiter verbreiten, auf andere übertragen, kurz verschleppen kann, ohne selbst von der Krankheit ergriffen werden zu müssen. Mit dem Ausdruck *miasmatisch* sollen dagegen solche Krankheiten bezeichnet werden, bei welchen, wie z. B. beim Wechselfieber, die schädliche Potenz, das Krankheitsgift außerhalb des Menschen meist im Boden oder in der Luft sich erzeugt, und eine größere Anzahl von Menschen mit einem Male befällt, ein Krankheitsgift (*Miasma*), dem vielfach eine gasförmige Natur zugeschrieben wurde und das wol den Menschen inficiren, aber nicht durch das Medium des Menschen weiter verbreitet werden kann, das, indem es im Menschen seine verderbliche Wirkung ausübt, auch seine Eigenartigkeit, seine inficirende Kraft verliert. Als ein weiterer Gegensatz zum *Contagium* erscheint dann noch der Umstand, daß nach damaligen Begriffen das *Miasma*, das dem Boden entstammende Krankheitsgift, immer an Ort und Stelle entstehen mußte, also nicht eingeschleppt werden konnte.

An der Hand derartiger Anschauungen würde jetzt eine Erklärung der Weiterverbreitung mancher Infectionskrankheiten kaum möglich sein, besonders da mit dem Worte *Miasma* meist wirklich noch das autochthone Entstehen des Krankheitsgiftes gemeint ist, und viele hiebei sogar noch an gasförmige Körper denken. Wir müssen deshalb, gerade in Verbindung mit der Theorie der parasitären Infection, d. h. der Infection durch Organismen, eine andere Eintheilung treffen, und können hier die von v. Pettenkofer bereits 1872 vorgeschlagene acceptiren. Denn da man jetzt zu der Voraussetzung gezwungen ist, für beide Gruppen, als deren Repräsentanten wir oben Blattern und Wechselfieber genannt haben, ähnliche Infectionsträger — niedrigste Organismen, die Spaltpilze — anzunehmen, so handelt es sich nur um den Ort ihrer eigenartigen Entwicklung, ihrer Vermehrung von dem aus sie auf den Menschen wirken und weiter verbreitet werden können. Dieses kann nur der Fall sein innerhalb des menschlichen Organismus. Die Infectionsträger sind dann entogene, und von Menschen auf Menschen übertragbar, oder aber, sie finden die geeigneten Bedingungen zu ihrer Reproduction und specifischen Entwicklung außerhalb des Menschen, etwa im Boden oder im Hause, und treten von da aus in den menschlichen Organismus ein. Solche, außerhalb des menschlichen Organismus zur Reproduction und eigenartigen, specifischen Entwicklung gelangenden Infectionsträger nennen wir dann ektogene. Diese bedürfen hierzu eigenthümlicher Verhältnisse, die zumeist im Boden, aber auch in gewissen klimatischen Einflüssen zc. gelegen sind, so daß also an Orten oder zu Zeiten, wo derartige Bedingungen nicht vorhanden sind, auch jene Krankheiten nicht entstehen, und, wenn auch eingeschleppt, nicht zur Ausbreitung gelangen können. Als Beispiel von an derartige Verhältnisse gebundenen Krankheiten nenne

ich nur den Typhus (Abdominaltyphus), die Cholera, das gelbe Fieber, dann auch das Weichselfieber.

Solche Bedingungen nun, die zur Entwicklung und Ausbreitung eines ektogenen Infectionsträgers führen können, nennen wir auch — da sie eben von Ort und Zeit abhängen — die örtliche und zeitliche Disposition; diese giebt entweder zur autochthonen Entwicklung des Infectionskeimes Veranlassung, wie dies beim Weichselfieber der Fall ist, oder sie ermöglicht es, daß der eingeschleppte Krankheitskeim sich vervielfältigt und zur epidemischen Ausbreitung der Krankheit Veranlassung giebt, wie bei Cholera, Abdominal-Typhus u. Fehlen aber diese Bedingungen, dann kann der eingeschleppte Keim keinen festen Fuß fassen, keine Ausbreitung gewinnen. Diese Darstellung hat den Vortheil, jene unglückselige Verquickung ganz widersprechender Begriffe, wie sie in dem Ausdruck miasmatisch-contagiös zu Tage tritt, zu vermeiden, wo man einer Krankheit willkürlich bald den Charakter einer contagiösen, bald den einer miasmatischen zuschreiben wollte. Wenn wir zusehen, wie man sich hiebei die Thatfachen zurechtlegt, so werden wir finden, daß die Krankheit immer erst contagiös genannt wird, wenn sich die örtliche und zeitliche Disposition einstellt, so lange dies nicht der Fall ist, wird, trotzdem auch vielfach Einschleppungen des Krankheitskeimes vorkommen, die Krankheit für „nicht contagiös“, „noch nicht contagiös“ oder „nicht mehr contagiös“ erklärt, wie es eben am besten paßt.

Es soll hiemit nicht in Abrede gestellt werden, daß es auch Infectionskeime gebe, welche sich sowohl auf entogenem als auf ektogenem Wege vermehren, aber es darf nicht angenommen werden, daß ihre Vermehrung nach Belieben bald so, bald so erfolge; sondern, daß sie stets an die gleichen Bedingungen geknüpft ist. Wenn wir nun sehen, daß eine epidemisch sich verbreitende Krankheit zu gewissen Zeiten oder an gewissen Orten trotz Einschleppung und trotz ungehinderten Verkehrs sich nicht ausbreitet, so müssen wir schließen, daß ihre epidemische Verbreitung wesentlich nur auf ektogenem Wege erfolge.

Untersuchen wir nun an der Hand der Geschichte der einzelnen Pestepidemien, wie sich dieselben in Bezug auf das ento- oder ektogene Entstehen des Infectionskeimes verhalten; es ist die Entscheidung hierüber, mit Rücksicht auf die Frage nach der Verhütung der epidemischen Ausbreitung, von eminentester Wichtigkeit.

Schon aus den im ersten Theil angeführten Vorbauungsmaßregeln kann man ersehen, wie sich die Anschauung über die Art der Ausbreitung dieser Seuche entwickelt hat. Nur zu bald wurde es Aerzten wie Laien klar, daß es zum Ausbruch einer Pest-Epidemie der Einschleppung eines Krankheitsfalles oder wenigstens des Krankheitsstoffes durch Waaren und anderweitige Provenienzen aus befallenen Gegenden bedürfe. Diese Erfahrungen wurden in besonders auffallender Weise in See- und Hafenstädten gemacht, wo der Verkehr nach einer Seite hin wenigstens leichter zu controliren, speciell der

Nachweis einer Verbindung mit einem überseeischen verdächtigen oder offenkundig inficirten Hafen leichter herzustellen war, und von dort aus datiren auch wol die ersten, auf Absperrung gerichteten prophylaktischen Maßregeln; waren ja auch die Hafenstädte fast stets die zuerst und vielfach auch am heftigsten heimgesuchten. Mit der so sicher gestellten Thatsache der Einschleppung des Krankheitskeimes mußte aber nach damaligen Anschauungen der contagiöse, also entogene Charakter des Pestkeimes angenommen werden. Zwar drängten sich auch zu jener Zeit schon Thatsachen auf, die den nüchternen, unbefangenen Beobachter in andere Bahnen leiteten, und so bemerkten schon die beiden Geschichtsschreiber der Justinianischen Pest (531—580), Procopius und Evagrius, übereinstimmend, daß die Pest dieser Zeitperiode Momente zeige, die sich mit der Theorie der directen Uebertragung vom Menschen aus nicht vereinbaren lassen, so z. B., daß die Pest überall, wo sie auftrat, an ein bestimmtes Zeitgesetz gebunden war (wo wir wol jetzt sagen würden, an eine zeitliche Disposition), daß häufig in befallenen Gegenden einzelne Orte anfangs verschont blieben, bis dann später auch sie heimgesucht wurden; daß Aerzte, Wärter nicht mehr, ja vielleicht seltener ergriffen wurden als die übrigen Einwohner, während viele, die sich absonderten, der Krankheit erlagen. Auch Saladino Ferri hat schon im 15. Jahrhundert den Vertretern des contagionistischen Standpunktes unter anderen die mit deren Doctrin unvereinbaren Fragen vorgelegt: Warum verbreitet sich die Pest nicht in bestimmter räumlicher Ordnung, sondern sprungweise; weshalb liebt sie besonders feuchte, niedrige, sumpfige Gegenden? Allein diese Thatsachen, diese Einwände wurden theils vergessen, theils ignorirt, man hätte ja sonst die Krankheit für eine miasmatische ansehen müssen, und damit ließ sich die unleugbare Constatirung der Einschleppung nimmermehr vereinigen; bei einer miasmatischen Verbreitungsweise hätte ja die Krankheit spontan, autochthon entstehen müssen. So wurden denn die Aerzte und Laien immer mehr in das Fahrwasser der reinen Contagionisten geleitet, und fast alle Maßnahmen, von den wir lesen, sind aus diesem Bewußtsein hervorgegangen. Es wurden aber auch fast die gesammten Beobachtungen, die uns vorliegen, in diesem Sinne beeinflusst, so daß sie nur mehr als Stütze für diese Lehre heranwuchsen.

Erst wieder in neuerer Zeit, besonders als in Folge der Expeditionen der ersten französischen Republik nach Aegypten die Pestfrage von Seite der französischen Aerzte studirt zu werden begann, erhoben sich immer mehr Stimmen, die den rein contagiösen Charakter des Pestkeimes bestritten.

Fassen wir nun die Thatsachen zusammen, die dafür sprechen, daß der Pestkeim ein ektogener ist. Sie gruppiren sich nach zwei Richtungen, einmal einer negativen, insofern sie die Unmöglichkeit oder das Unberechtigte der contagionistischen Anschauung documentiren, sodann einer positiven, indem sie auf den Einfluß der außerhalb des Menschen gelegenen Bedingungen mit unabweißlicher Consequenz hinweisen.

Was nur Thatsachen der ersten Reihe anbelangt so wäre vielleicht vor

Allem auf die so vielfach constatirte Erfolglosigkeit einer strengen Absperrung, Isolirung, innerhalb einer von der Pest ergriffenen Stadt hinzuweisen. Es liegen derartige Beobachtungen besonders aus dem 19. Jahrhundert in reicher Auswahl vor, die hervorragenden Gegner des Contagionismus, Bruner, Clot Bey u. A., haben sie in großer Menge gesammelt; doch wollen wir den Werth derselben nicht allzu hoch anschlagen, da ja immerhin ein vielleicht heimlicher Verkehr stattgefunden haben kann. Wird ja andererseits von den wissenschaftlichen Vertretern des Contagiumstandpunktes jenen Experimenten, die angeblich eine Uebertragung durch Impfung, durch Kleider Pestkranker hervorriefen, keinerlei Werth beigemessen. Will man nämlich auch — ausgehend von dem Grundsatz, daß ein positives Resultat tausend negative überwiegt — davon absehen, daß nur in der Minderzahl der Fälle das Experiment von Erfolg begleitet war, so muß dagegen bestritten werden, daß hier überhaupt positive Resultate vorliegen, da ja zu Zeiten einer allgemeinen Epidemie immer wieder die Frage offen bleibt, ob denn nicht in diesen scheinbar gelungenen Fällen der Uebertragung die Infection ganz unabhängig von dem Experimente aufgetreten war, wie dies eben bei tausend anderen zur selben Zeit Erkrankten der Fall war. Als positiv könnte in diesen Fällen nur die zufällige Coincidenz der Infection und der Operation angesehen werden.

Wichtiger sind jedoch jene Vorkommnisse, wo trotz ununterbrochenen Verkehrs, trotz häufigster, unmittelbarer Berührung keine Infection, keine Ausbreitung der Pest stattfand. In diese Kategorie gehört vor Allem jene schon den beiden bereits citirten Autoren Procopius und Evagrius auffallende Erscheinung, daß Aerzte und Wärter von Pestlazarethen, denen ja, wie Niemand Anderem, Gelegenheit zur Ansteckung geboten ist, im Verhältniß nicht mehr, nicht häufiger ergriffen werden, als die übrige Bevölkerung, sogar relativ verschont bleiben. Wir begegnen diesen Beobachtungen von der Pest des Justinian an bis in die allerneueste Zeit.

Vom gleichen Gesichtspunkte aus muß das Verhalten der Pest auf Schiffen betrachtet werden. Wenn irgendwo, wäre ja hier für eine nur durch directe Uebertragung sich fortpflanzende Krankheit die beste Gelegenheit zu auf einen engen Raum beschränkten Epidemien gegeben. Wol sind die Nachrichten über das Umsichgreifen der auf ein Schiff eingeschleppten Pest nicht zahlreich, aber die wenigen zeigen doch ein auffallendes Freibleiben der Schiffsmannschaft, trotz stattgefundener Einschleppung, so daß dieses Verhalten der Pest es war, welches Clot Bey, einen französischen Arzt, zuerst zu Zweifeln an der contagiösen Natur der Pest anregte. So wird denn auch von Gregson aus dem Jahre 1835, wo eine heftige Pestepidemie in Alexandrien herrschte, berichtet, daß in der Zeit ihres größten Wüthens mehrere eingeschleppte Pestfälle unter der Schiffsmannschaft der dort stationirten Flotte sich zeigten. Alle Contagionisten prophezeiten damals der Flotte ein trauriges Schicksal — und trotzdem blieb die übrige Schiffsmannschaft gesund und pestfrei.

Wir erinnern uns hiebei unwillkürlich an die analogen Erfahrungen bei Cholera, wo allerdings eine Reihe sorgfältiger Beobachtungen vorliegt, besonders ein reichhaltiges statistisches Material, den Auswandererschiffen entnommen, und wo auch diese Beobachtungen als die kräftigsten Belege für die entogene Natur des Krankheitskeimes gelten dürfen.

Damit soll jedoch die Möglichkeit von Schiffsepidemien nicht geleugnet werden, wie sie ja auch bei der Cholera in einzelnen Fällen vorkommen; sie sind aber seltene Ausnahmen, und müssen durch ganz besondere Umstände ermöglicht werden, auf die einzugehen hier nicht der Platz ist.

Ein weiterer, gegen die entogene, contagiöse Natur des Krankheitskeimes sprechender Umstand ist das oft explosionsartige Auftreten, Ausbrechen der Epidemien, wo dann, wie mit einem Schlage, eine große Menge Menschen, und meist unter heftigen Symptomen, an der Pest erkrankte, was wol damit erklärt werden muß, daß der Keim, welcher eine gewisse Zeit zu seiner Entwicklung und Vermehrung bedarf, diese endlich erreicht hat und nun plötzlich zur Verbreitung gelangt und die Menschen befällt.

Für diese Annahme, daß der Keim eine gewisse Zeit zu seiner speciifischen Entwicklung bedarf, selbst nachdem er eingeschleppt worden, sprechen jene zweifelhaften, und immerhin schon verdächtigen Fälle, die vielfach Epidemien voranzugehen pflegen, und die dem vorsichtigen Beobachter schon das Nahen der Epidemie verrathen; es gilt das ganz besonders von großen Städten, wo bei dem immensen Verkehr der Zeitpunkt der Einschleppung nicht immer genau festgestellt werden kann, und ist vielleicht der sensationelle Fall Bokkin's und die sich hieran anschließenden sieben andern, die von englischen Journalen registrirt wurden, doch in diese Kategorie zu stellen; nur sei hiebei erwähnt, daß es trotzdem nicht zum Ausbruch einer Epidemie kommen müsse, da die davon abhängt, ob die Stätte, die örtlichen und zeitlichen Bedingungen der vollständigen und massenhaften Entwicklung des Keimes günstig sind.

Gegen die Theorie des Contagiums spricht auch noch, wenigstens zum Theile, das sprungweise Weiterschreiten der Epidemie. Bei der Annahme eines entogenen Krankheitskeimes, der vom Menschen auf den Menschen übertragen wird, müßte die Seuche unmittelbar und ununterbrochen mit dem menschlichen Verkehre weiter schreiten, es läge kein Grund vor, daß eine oder die andere Stadt, welche der Verkehr berührt, verschont bliebe; wir haben gesehen, daß dieser Umstand bereits im 15. Jahrhundert Saladiono Ferri gerechten Anlaß zu Bedenken gegeben hat.

Wir gelangen nun allmählig bei der Anführung und Würdigung der Thatfachen in die Kategorie jener, die mehr weniger direct auf den Einfluß der außerhalb des Menschen sich vorfindenden Bedingungen hinweisen.

Schon durch das verhältnißmäßige Freibleiben der Schiffe wird man zu der Annahme geführt, daß hier die geeignete Localität, die örtlichen Bedingungen fehlen, die zur Entwicklung der Krankheit als Epidemie nothwendig sind. Dasselbe gilt von jenen Fällen, wo die Pest in Städte, Ortschaften

verschleppt wurde, ohne daselbst zu einer epidemischen Ausbreitung Veranlassung zu geben. Es giebt derartige Gegenden, die überhaupt bisher für die Pest unempfänglich waren. Schon während des schwarzen Todes wurden einzelne Städte genannt, die gänzlich verschont blieben, trotzdem ringsum die Pest wüthete, und die Vorsichtsmaßregeln der betreffenden Städte weder bessere, noch besser gehandhabte waren, als die anderer inficirter Orte. So blieben Maara el Nooman in Syrien, Schizour und Harssem in Mesopotanien, ferner Arragon pestfrei.

Charakteristisch für diese Erscheinung ist das Verhalten eines Berges fünf französische Meilen von Constantinopel entfernt, Alem Dag genannt. Unweit des Gipfels befindet sich ein kleines Dorf, wohin zur Zeit einer heftigern Pestepidemie in Constantinopel viele armenische Familien sich flüchten und hier in Zelten ihre Wohnung aufschlagen. Trotzdem nun ein lebhafter Verkehr mit Skutari unterhalten wird, schon wegen der unerläßlichen Zufuhr von Lebensmitteln, trotzdem oft Pestfranke selbst hingeschafft werden, soll sich dort doch niemals die Pest in epidemischer Ausbreitung gezeigt haben; sie verlischt, wenn eingeschleppt, vollständig. Ein eine halbe (französische) Meile tiefer gelegenes Dorf erfreut sich jedoch nicht mehr derselben Immunität; hier hat sich die Pest, obwol selten, doch einige Male gezeigt.

Auch Malta besitzt eine Localität, die ein ganz ähnliches Verhalten darbietet. Es ist ebenfalls ein Berg, der als Zufluchtsstätte benutzt wird, und auf dem sich die Pest noch niemals gezeigt hat. Dieser Eigenthümlichkeit halber, wird er auch Safi (der gesunde) genannt.

Analoge Beobachtungen liegen bezüglich der Citadelle Cairo's und anderer Localitäten vor; es gehört in dieselbe Kategorie auch die Erscheinung, daß Epidemien oft durch Ortswechsel zum Stillstande gebracht werden können, wie sich dies besonders bei den militärischen Dislocationen in Aegypten zur Zeit der französischen Invasion wiederholt gezeigt hat. Eine Erklärung aller dieser Thatsachen bei Annahme der Contagiosität ist kaum möglich; wir sehen hier das Freibleiben oder Freiwerden einer ganzen Bevölkerung, einer ganzen Truppe, der es gewiß nicht an individueller Disposition zur Erkrankung fehlt, wir haben alle Mittel und Wege, um die Ausbreitung der Krankheit zu befördern, die unmittelbare Uebertragung zu bewerkstelligen; wenn diese Uebertragung wirklich so direct vom Erkrankten aus (eventuell auch durch dritte Personen) stattfände, warum bleiben die genannten Orte verschont, warum erlischt die Epidemie bei dem Ortswechsel? Es führen uns diese Erwägungen mit zwingender Nothwendigkeit dazu, anzunehmen, daß der Krankheitskeim erst außerhalb des Organismus gewisse Bedingungen vorfinden muß, welche seine spezifische Entwicklung und Vermehrung begünstigen oder ermöglichen, erst dann kann eine Infection in größerem Maßstabe, eine Epidemie eintreten.

Welches sind nun wol diese Bedingungen? Es ist von großer Wichtigkeit, bei der Feststellung derselben nicht einseitig vorzugehen, und nicht etwa bloß einen zufällig vorhandenen Factor herauszuheben, und diesem allein die

Immunität oder im umgekehrten Sinne die locale Disposition zuzuschreiben. Es wäre z. B. ganz verfehlt, der höhern Lage allein, der sich die soeben angeführten Orte erfreuen, die Immunität zu vindiciren; wol scheint sie dazu beizutragen, aber doch nur im Verein mit anderen Momenten. In der Geschichte des schwarzen Todes wird bereits bemerkt, daß die Gebirgsgegenden Irlands (und anfangs auch Schottlands) kaum von der Krankheit zu leiden hatten, dasselbe soll auch von der Schweiz, vom Thüringer Wald u. A. gelten, daß jedoch die höhere Lage hierbei nicht das einzige maßgebende Moment sein konnte, erhellt aus dem Verhalten der Seuche in einer etwas spätern Periode, wo 1349 in Canton Wallis die Pest gerade in den bergigen Gegenden heftiger wüthete, als in den tieferen. Noch deutlicher wird jedoch dieser nur beschränkte Einfluß der hohen Lage durch das Verhalten der Pestepidemien in Malta illustriert, wo gegenüber dem Berge Saffi ein ebenso hoch und ebenso lustig gelegener Ort Zebug 1813 von der Pest sehr heftig heimgesucht worden ist. Insofern konnte auch Covino in seiner farbenreichen Schilderung des schwarzen Todes mit Recht singen:

Aurales populos dum sterneret aut orientis
 Hesperie gentes, aquilonis frigida regna
 Frustra confidunt, quod sit sibi purior aër.
 Non calor aut frigus seu temperies regionis
 Profuit, aut patrie, quanquam sit congrua, sedes.
 Si fuerant alti montes vallesve profunde,
 Si medocris erat locus aut maris insula, vel si
 Campi planicies, scopulis aut aspera tellus,
 Si nemus aut littus sabulosum, sive paludes,
 Serpit ubique lues, quasi sauciat omne quod est sub
 Sole solum; solumque solum non circuit, ymo
 Persequitur fluvios homines pelagique per undas.

„Nicht die Verschiedenheit des Himmelsstriches, nicht der Süden oder „die reine Luft des Nordens, nicht Wärme noch Kälte des Klima's vermag „die entsetzliche Krankheit aufzuhalten. Sie dringt in die Gebirge, wie in „die Thäler, in Binnenländer wie zu Inseln, in Ebenen wie in hügeliges „Gelände, nicht Wald, noch See, noch Sumpf läßt sie verschont. Sie folgt „dem Menschen auf den Wellen des Oceans, sie dringt in Dörfer, Lager, „Städte. Vergebens wird die Kälte des Winters herbeigeschnt; die Seuche „achtet nicht der Milde des Frühlings, noch der Gluth des Sommers, nicht „des Wechsels des Mondes und des Standes der Gestirne, nicht des feuchten „Südwindes und des rauhen Nordes“ (Haefer). Um einen Ort immun zu machen, müssen eben verschiedene Factoren zusammen wirken; allein für sich sind sie nicht im Stande, das Uebel aufzuhalten. Zu diesen Factoren müssen wir nun unstreitig auch die Witterung, die Wärme, die geographische Lage zählen. Es wird ja vielfach das Erlöschen der Seuche mit der größten Hitze oder auch — in unsern Gegenden — mit großer, trockener Kälte erwähnt. Wichtiger aber noch als dies ist die Beschränkung der Ausbreitung,

nach der geographischen Lage, da die Pest gegen Süden, gegen die Tropen zu den 24 Breitengrad nie überschritten hat. Auch wird schon eine Veränderung der Culmination der Seuche mit der geographischen Lage in Zusammenhang gebracht, wo also direct die Entwicklung des Krankheitskeimes bis zu seiner höchsten Entfaltung beeinflusst würde.

Während wir aber bisher mehr von jenen Bedingungen gesprochen haben, die den Ausbruch der Epidemie, die Entwicklung des Krankheitskeimes verhindern, seien noch jene Einflüsse, soweit sie aus der Literatur ersichtlich, angeführt, die eine Entwicklung begünstigen; wie wichtig eine genaue und vollständige Kenntniß derselben wäre, giebt die einfache Erwägung an die Hand, daß uns diese Erkenntniß auch wol die Mittel angeben könnte, sie zu vermeiden, zu bekämpfen oder zu paralyßiren. Daß es solche, an der Localität haftende Bedingungen giebt, ersieht Bruner aus der 1843 in Unterägypten herrschenden Pestepidemie, wo die Bildung, Beschränkung und außerordentliche Verheerung in einzelnen bestimmten Localitäten bemerkenswerth erschien, das geht ferner aus den vielen kleinen Epidemien hervor, die sich an einzelne Häuser knüpften, am evidentesten aber vielleicht daraus, daß gewisse Localitäten bei neuerlichem Ausbruch immer wieder und in heftiger Weise ergriffen werden. In der 1713 in Wien beobachteten Epidemie wird von Ferro und van Swieten das auffallende Factum constatirt, daß dieselben Häuser wie im Jahre 1664 resp. 1677 befallen wurden und zwar früher und heftiger als die anderen.

Im Speciellen nun giebt uns die Literatur als solche die Ausbreitung der Epidemie begünstigende Momente gewisse Eigenthümlichkeiten des Bodens an. Eine bestimmte Durchfeuchtung des Bodens, wie sie auch manchmal nach Ueberschwemmungen sich einstellt, scheint von großer Bedeutung zu sein, dafür sprechen die Erfahrungen in Aegypten, das haben schon die Pestschriftsteller des Alterthums und Mittelalters hervorgehoben. Es tritt dies auch in der Thatfache zu Tage, daß in der Wüste, wo also vollständige Trockenheit des Bodens herrscht, es zu keiner Pestepidemie komme, während zur selben Zeit in den Oasen dieselben verheerend auftreten können, und ist dies förmlich experimentell durch in verschiedene Gegenden dislocirte Truppen und nachträglichen Vergleich der Sterblichkeitsverhältnisse nachgewiesen worden.

Für diesen positiven Einfluß niedriger, feuchter Lage, der von so vielen Schriftstellern behauptet wird, sprechen wol auch die Beobachtungen, welche von den Verfechtern der autochthonen Entstehung der Pest (ohne Einschleppung) als Argumente in's Feld geführt werden, daß nämlich den Pestausbrüchen heftige und bössartige Malariafrankheiten vorangegangen wären; dies deutet auf eine bestimmte feuchte, jumpfige Beschaffenheit des Bodens, die zur örtlichen Disposition beitrug, und wo dann auch der Krankheitskeim zuerst die günstigste Stätte fand. Wol dürften dann einzelne der erwähnten Krankheitsfälle schon wirklich Vorläufer der Epidemien gewesen sein, in dem Sinne, wie es S. 234 ausgeführt wurde.

Ein weiteres Moment, das ja auch bei andern Infectionskrankheiten, besonders den von localen Verhältnissen abhängenden, eine wichtige Rolle spielt, tritt uns entgegen in der Verunreinigung des Bodens mit Abfällen des menschlichen Haushalts, in den ungünstigen hygienischen Verhältnissen der Städte, Häuser, besonders wenn sich auch sociales Elend, Mangel, Wohnungsüberfüllung u. hinzugesellt. Wenn wir vielleicht auch nicht allzuviel Gewicht darauf legen wollen, daß wol alle Pestordnungen, besonders die etwas neuern Datums, vom sechszehnten Jahrhundert an, die Fortschaffung des Unraths als eine Hauptaufgabe der Prophylaxe ansehen, so muß uns doch jedenfalls auffallen, daß schon zur Zeit des schwarzen Todes und von da an auch immer wieder constatirt wird, die Pest habe am ärgsten in engen, schmutzigen Quartieren gehaust, oder hätte meist dort ihren Ursprung genommen und sich von da aus verbreitet.

Hervorgehoben sei nun nochmals, daß alle hier aufgezählten Momente, einzeln genommen, nicht als die vollständigen, hinreichenden Bedingungen zur Ausbreitung einer Epidemie angesehen werden dürfen, hierzu gehört ein gewisses zeitliches Zusammentreffen verschiedener Momente, wie etwa Durchtränkung eines porösen Bodens mit Schmutz bei einer gewissen Feuchtigkeith und Temperatur u. In diesem zeitlichen Zusammentreffen liegt dasjenige Hilfs-Moment, das wir mit dem Ausdrucke zeitliche Disposition benennen, und das uns die einzige Erklärung giebt dafür, daß in so vielen Epidemien einzelne Städte, Ortschaften trotz Einschleppung eine Zeit lang von der Pest verschont blieben, förmlich übersprungen wurden, bis dann in einem spätern Zeitpunkt der Pestepidemie auch sie befallen wurden.

Indem wir schließlich die Resultate, die sich aus dem Studium der Geschichte der Pestepidemien ergeben, zusammenfassen, können wir sagen: Es liegen bereits jetzt so viele und sichere Thatsachen vor, daß an der Hand dieser allein schon die Pest in jene Kategorie von Infectionskrankheiten einzureihen ist, in welcher auch der Abdominaltyphus, die Cholera, das gelbe Fieber ihren Platz gefunden, d. h., daß es zum Zustandekommen einer epidemischen Ausbreitung der Pest zweier, respective dreier Factoren bedürfe. Vor allem der Einschleppung des Krankheitskeimes, sodann aber der örtlichen und zeitlichen Disposition, d. h. jener außerhalb des menschlichen Organismus liegenden Momente, die zur Vermehrung, zur specifischen Entwicklung des eklogenen Krankheitskeimes nothwendig sind.

Man wird nun wol fragen: Haben wir durch diese Erkenntniß auch einen praktischen Vortheil, werden die Epidemien hierdurch seltener und milder gemacht werden können? Es wäre für die Achtung, die man vor der Wissenschaft hegt, und die doch im Allgemeinen meist nach ihren praktischen Erfolgen sich richtet, nicht gerade günstig, wenn wir die Frage verneinend beantworten müßten. Glücklicher Weise ist dem aber nicht so, wir sind im Stande zu zeigen, wie wir von diesen Gesichtspunkten aus in der Lage sind, Vorkehrungen gegen die Pest zu treffen, die Aussicht auf Erfolg haben.

Im Allgemeinen können ja die Mittel zur Bekämpfung der Pest, auch nach dem hier ausgeführten Standpunkte, in drei Richtungen sich geltend machen. Diese Aufgaben wären 1) Verhütung der Einschleppung, 2) Verhütung der Ausbreitung, 3) Individuelle Prophylaxe. Wir werden natürlich allen drei Punkten die nöthige Aufmerksamkeit zuwenden, es handelt sich nur darum: von wo aus können wir am erfolgreichsten eingreifen? Die Verhütung der Einschleppung ist oft kaum zu erzielen. Wenn wir zugeben müssen, daß auch gesunde Personen, ferner Waaren, überhaupt alle Provenienzen aus Pestgegenden den Krankheitskeim verschleppen können, so hilft wol nur gänzliche Absperrung und Aufhebung eines jeden Verkehrs, was schon auf kleinen Gebieten kaum vollständig durchzuführen und, wo es sich um die Absperrung eines ganzen Landes handelt, ganz hoffnungslos ist, und wo auch die Desinfection nicht so sorgfältig gehandhabt werden kann, daß von ihr ein sicherer Erfolg zu erwarten wäre. Der dritte Punkt, der Schutz des Einzelnen, die individuelle Prophylaxis, läßt auch noch manches zu wünschen übrig. Die Mittel hiezu könnten einmal darauf gerichtet sein, die Menschen bei drohender Pestgefahr an Orte zu bringen, die erfahrungsgemäß immun sind. Es wäre dies aber doch nur ein Schutz für relativ Wenige. Ein anderes Bestreben, durch Einverleibung von Medicamenten die individuelle Disposition zur Pest aufzuheben, ist noch nicht vom gewünschten Erfolge gekrönt, die Theorie der parasitären Infection giebt wol bereits die Gesichtspunkte, von denen aus dies vielleicht zu ermöglichen ist. Es bleibt uns noch der zweite Punkt, Verhütung der Ausbreitung. Von diesem können wir noch am sichersten Erfolge erwarten, besonders wenn ein genaues, unbefangenes Studium der Ausbreitung der Pest, vorzunehmen von Seite einer permanenten, internationalen Seuchencommission, uns jene äußern Momente angegeben haben wird, die die örtliche und zeitliche Disposition zur epidemischen Ausbreitung der Pest ausmachen. Denn das sind Factoren, die wir am ehesten noch beeinflussen können. Es ist dies nicht etwa ein zu idealer Standpunkt. Sehen wir ja, daß bei einer Anzahl von analogen Erkrankungen der Einfluß gewisser Maßregeln, die sich kurz mit dem Ausdruck Affanirung einer Stadt, eines Bodens bezeichnen lassen, bereits deutlich hervortritt. Ja, nach Parkes, dem berühmten englischen Hygieniker, soll sich dieser Einfluß auch bereits der Pest gegenüber in Aegypten, besonders in Cairo geltend gemacht haben. Freilich ist diese Art der Prophylaxe nicht eine ad hoc anzuwendende, nicht erst bei herannahender Gefahr, sondern methodisch und consequent müssen alle hier inbegriffenen hygienischen Maßnahmen ergriffen werden, die in neuerer Zeit so oft erörtert wurden, daß wir von einer Anführung derselben Umgang nehmen können. Es gilt hiebei der Spruch: Si vis pacem, para bellum; dafür aber haben wir in ihnen die Gewähr, daß sie nicht bloß ein Schutzmittel gegen eine eventuelle Pest sind, wie dies auch schon Hirsch, einer der Delegirten, ausgesprochen, sondern daß sie überhaupt auch noch vielen andern aus dem Zusammenleben der Menschen hervorgehenden Schädlichkeiten entgegen arbeiten.



Die staatliche und sociale Entwicklung Japans in den letzten zehn Jahren.

(1868—1878.)

Von

Asiaticus.

Es sind in diesem Sommer zehn Jahre, daß die Militär-Dictatur der Taikune mit ihren feudalen Einrichtungen zusammenbrach und eine neue Aera über Japan hereinzog. Das Jahr 1868 schließt das japanische Mittelalter, jene achthundertjährige Periode der Herrschaft der Kriegerkaste und des Verfalls der kaiserlichen Macht; unter dem verjüngten Kaiserthum dringt die europäische Cultur unaufhaltsam ein, durchbricht die starren Schranken der Abschließungspolitik und erfüllt Gesellschaft und Staat mit neuem Leben.

Daß ein Wendepunkt in seinem Geschehe eingetreten ist, weiß selbst der gemeine Mann; zwar findet er seine Lage noch immer drückend, auch weiß er die neuen Freiheiten noch nicht recht zu schätzen und an den Vorgängen hat er keinen Antheil genommen; aber er begreift, daß die Welt um ihn herum eine andere geworden, und daß das Alte unwiederbringlich verschwunden ist. So ist es Volksgebrauch geworden, die Restauration — „Tschin“ zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung zu machen; von den Zeiten, die davor liegen wird nur selten noch gesprochen.

Auch in Europa hat die Restauration einen großen Eindruck hervorgebracht. Die Vernichtung des Feudalwesens, die Befehrung des Volkes zu den Grundsätzen des freien Völkerverkehrs und die unzähligen Neuerungen im Sinne der europäischen Civilisation wurden mit wahrem Enthusiasmus begrüßt; man sah die Zeit nicht mehr fern, wo Japan den Ländern der alten Cultur ebenbürtig an die Seite treten, und sich zur Reformatorin des fremden, feindlichen Ostasiens aufschwingen würde.

Diese überschwänglichen Vorstellungen von den Fortschritten und Bestrebungen Japans, das an Verhättselung grenzende Wohlwollen, welches ihm bei jeder Gelegenheit zu Theil ward, die Bereitwilligkeit, mit der man seine Ansprüche auf Gleichstellung mit den civilisirten Nationen anerkannte, sind

Irrungen gewesen, deren unheilvolle Folgen, für das Land sowohl, wie für uns, nicht ausbleiben konnten; sie sind jedoch in der menschlichen Natur begründet und daher wohl zu entschuldigen. Nichts war natürlicher, als daß die Befehung gerade desjenigen Volkes, welches sich Jahrhunderte hindurch als der hartnäckigste und fanatischste Feind des freien Völkerverkehrs erwiesen hatte, Europa mit Stolz und Jubel erfüllte. Es war die Freude über den ersten Erfolg der civilisatorischen Mission Europas in Ostasien, ja im Oriente überhaupt; — selbstverständlich hatte die Begeisterung des realistischen Europas auch einen materiellen Grund: Befriedigung in diesen Jahren der Ueberproduction einen neuen vielversprechenden Consumenten für seine Manufacturen gefunden zu haben.

Wie dem aber auch sei, und ohne abzuwarten, wie das Urtheil über die Culturentwicklung Japans in dem vergangenen Decennium endgültig ausfallen wird, darf von vornherein behauptet werden, daß es auf Europas Sympathien vollen Anspruch hat. Kein Volk hat die christlich europäische Cultur so freiwillig und verständnißvoll aufgenommen, wie das japanische; sein rühriges Wesen, seine Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, sein Streben nach Vervollkommnung muß jedem wohlthun, der daneben die geistige Stumpfheit, die Selbstgenügsamkeit und den Fremdenhaß der nach Abkunft, Gefittung und Wissenschaft gleichartigen Völker Chinas und Koreas vor Augen hat.

In der öffentlichen Meinung Europas aber scheint jetzt die Reaction eingetreten zu sein. Die volkswirthschaftliche Entwicklung des Landes hat, wenigstens so weit der fremde Handel in Betracht kommt, den Erwartungen nicht entsprochen; sein Wohlstand ist vernichtet, sein Vermögen für Unternehmungen geopfert worden, die nur dem Ehrgeiz der einen, der Habucht der andern zu dienen scheinen; die wahren Hülfquellen des Landes werden uneröffnet gelassen, im internationalen Verkehr erhebt die Regierung nur Ansprüche, ohne ihrerseits zu Concessionen sich bereit zu finden, und im Innern ist die Ordnung fortwährend bedroht; zumal die letzten vier Jahre bilden eine ununterbrochene Kette von Verschwörungen, Bürgerkriegen, Agrarexcessen, Meuchelmorden und Militäraufständen.

Das Ausland ist ernüchtert; der Bewunderung ist die Enttäuschung gefolgt, an die Stelle des Wohlwollens bittere Kritik getreten, das frühere Urtheil ist in das Gegentheil umgeschlagen. Ob es aber recht ist, jetzt das Ganze zu verdammen und Japan alle Befähigung auf Fortentwicklung abzusprechen, ob alle diese Mißstände nicht die natürliche Folge des Regenerationsprocesses sind, der sich jetzt im Volke vollzieht, und ob nicht die Bedingungen des Gelingens dennoch vorhanden sind? Indem ich in Nachfolgendem die Restauration und die Ereignisse der letzten zehn Jahre zu schildern versuche und die hauptsächlichsten Veränderungen aufführe, welche sich im staatlichen und gesellschaftlichen Leben vollzogen haben, wird es vielleicht gelingen, ein Gesamtbild der jetzigen Verhältnisse zu gewinnen und über den Werth der civilisatorischen Bestrebungen Japans, den Grad seiner Culturfähigkeit und seine Bedeutung für den Völkerverkehr ein Urtheil zu finden.

Ursachen der Restauration der Kaisergewalt.

Die Restauration ist durch die Fremden herbeigeführt worden; wäre das Land ihnen verschlossen geblieben, so führte das Taikunat jetzt noch gerade so wie vor zwei Hundert Jahren sein despotisches Regiment. Die gewöhnliche Annahme, daß die alten Zustände an und für sich unhaltbar geworden, und ihr Umsturz über kurz oder lang hätte von selbst erfolgen müssen, entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Das Land befand sich wie in einem Todes-
schlafe; alles geistige Leben war durch die harten Ordnungen des Taikunats zu Boden getreten, und es bedurfte eines gewaltigen, welterschütternden Ereignisses, um den alten Heldensinn des Volkes wieder zu wecken. Ein solches Ereigniß war für das seit Jahrhunderten als eine Welt für sich bestehende Japan die Ankunft der Fremden; seitdem sie unter den ersten Taikunen ausgetrieben, war kein Versuch mehr gemacht worden, die Barrieren, welche ihnen gezogen waren, zu sprengen; so von Außen durch nichts gestört, im Innern durch keine Fehden und Bürgerkriege mehr aufgeregt, hatte man sich nach und nach einem beschaulichen Stillleben hingegeben und Alles um sich herum vergessen.

Da auf ein Mal kam die dumpfe Kunde von der Einnahme von Kanton durch die Engländer und dem vereinten Vorgehen der fremden Mächte gegen die chinesische Regierung. Unaufhörlich durchdampften Kriegsschiffe die Meere längs der Küsten, und nach und nach stellten sich die Geschwader der fremden Mächte in der Bay von Jedo ein (1856—1858) und verlangten Aufhebung dessen, was bisher als ein Grundstatut des Reiches, als die Garantie seines Bestehens war angesehen worden. Das Taikunat suchte durch Aufschub und Ausflüchte die ungebetenen Gäste zu entfernen; das Volk aber, vom obersten Norden bis zum tiefsten Süden, durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. Der lange Traum von der Unverletzlichkeit des japanischen Bodens war ausgeräumt, die Fremden waren wieder da, hundert Mal furchtbarer als in jenen Tagen von Nagasaki und Hirado, ausgerüstet mit Kanonen und Gewehren; ihre Schiffe nicht mehr den Zufällen des Windes und Wetters unterworfen, sondern durch die Kraft des Dampfes im Stande, dem geringsten Wunsche ihrer Leiter zu gehorchen; und Japan war ungerüstet. Die Festen an den Meeren waren verfallen, die Rüstungen in den Kammern verrostet. Im Nu waren die alten Waffen wieder hervorgeholt, die Schwertfeger arbeiteten Tag und Nacht, allenthalben übte sich die Jugend zum Kampfe; die alte Unthätigkeit war dahin, die königliche Ordnung des Taikunats mit einem Schlage vernichtet.

Sociale und politische Zustände vor der Restauration.

Wo bisher vom japanischen „Volk“ die Rede gewesen ist, und auch in dem weiteren Verlauf dieser Arbeit, ist diese Bezeichnung unserem europäischen Begriff nicht entsprechend; denn es ist darunter nicht die Gesamtheit der

Untertanen zu verstehen, sondern nur die Kriegerkaste, die Samurais; das übrige Volk, nämlich die Bauern und Städter, befanden sich, zumal um die damalige Zeit, in einem solchen Zustande politischer Unfreiheit und gesellschaftlicher Erniedrigung, daß die Fragen des Staatswohls sie ganz unberührt und gleichgültig ließen; sie waren eine willenlose Masse, eher Sklaven als Staatsbürger, ohne Schutz und Recht, und ihre Bestimmung war, wie in den Reichsgrundgesetzen deutlich geschrieben ist, die Samurais zu ernähren. Sie hatten den Kriegern zu begegnen, wie ihren Herren; die geringste Unhöflichkeit jenen gegenüber wurde auf der Stelle mit blankem Schwerte gerächt; alles dasjenige, was als jenen eigenthümlich galt, war ihnen verboten, z. B. das Reiten zu Pferde, Geleitung von mehreren Dienern auf Reisen u. s. w., die Bauart der Häuser, Schnitt und Stoff der Kleidung, die Art ihrer Vergnügungen, kurz ihr Verhalten bis in die kleinsten Details des häuslichen Lebens war ihnen vorgeschrieben. Der Bauer, der von Morgens früh bis in die späte Nacht hinein angestrengt arbeiten mußte, und von seinem Ertrag nur soviel behielt, als zu seiner Nothdurft erforderlich war, befand sich in der denkbar möglichen geistigen Verkommenheit. Der Bürger oder Städter war meistens Kaufmann und als solcher von der regierenden Klasse noch mehr verachtet als der Bauer; regelmäßige Abgaben an den Staat hatte er zwar nicht zu entrichten, dahingegen aber war er fortwährend den Expressionen der Beamten ausgesetzt, und derjenige, welcher Vermögen besaß, wagte nicht, es zu genießen, aus Furcht die Habgier der Höheren zu erregen. Der Bauer bewahrte sich, trotz der Last seiner Arbeit, in der frischen freien Luft, inmitten seiner Aecker und Reisfelder, eine gewisse Unabhängigkeit des Sinnes, er wurde mit Schonung ausgezogen: denn wie stark auch das Gefühl seiner Untertänigkeit war, zu harte Maßregeln, besonders wenn sie vom Herkommen abwichen, machten ihn störrig und auffässig. Der Bürger aber ließ sich alles gefallen, er blieb feige, auch wenn es ihm an's Leben ging. Seine geistige Bildung war in der Regel nicht viel größer als die des Bauern; von Lesen und Schreiben verstand er gerade soviel als für sein Geschäft unumgänglich nothwendig war. Die Handwerker dagegen, welche neben den Bauern und Kaufleuten als ein besonderer Stand galten, besonders aber die Kunsthandwerker, als Schwertfeger, Bronze- und Porzellan-Arbeiter, Maler u. s. w. hatten eine gewisse geistige Regsamkeit sich bewahrt; sie übten ihren Geschmack in den Wissenschaften, und genossen die besondere Achtung der Samurais.

Die Samurais oder Krieger.

Auf den Samurais beruhte der Bestand des Staates; im Ganzen etwa achthunderttausend an Zahl, während die des ganzen Volkes über dreißig Millionen betrug, waren sie die Herren; fast die Hälfte des Gesamtwertes der Bodenproduction fiel ihnen als Revenue zu. Ihr Stand und ihre Einkünfte waren erblich, mochte der Erbe fähig sein, dem Staate Dienste zu

leisteten oder nicht. Ihre gewöhnliche Obliegenheit war der Kriegsdienst, zu dem sie von frühester Jugend an in strenger Schule erzogen wurden; die fähigeren bekleideten Verwaltungsposten. Ihren Fürsten waren sie zwar zur Treue bis in den Tod verpflichtet; aber ihr Verhältniß zu denselben war durchaus kein knechtisches, sondern eher ein militärisches, wie das des Kriegers zu seinem Hauptmann. In allen wichtigen Angelegenheiten des Landes mußten sie befragt werden, und selbst der gewöhnlichste Samurai hatte und nahm sich das Recht, seinem Fürsten oder Vorgesetzten, dessen Betragen dazu Veranlassung gab, Vorstellungen zu machen; der Fürst, der das Vertrauen seiner Samurai nicht zu bewahren wußte, wurde einfach abgesetzt. Dabei herrschte ein strenger Kastengeist; daß ein Samurai ein Mädchen aus den niederen Ständen heirathete, kam äußerst selten vor; an den Vergnügungen des Volkes nahm er keinen Antheil, der Besuch der Badehäuser, Theater und ähnlicher Vergnügungsorte, war ihm streng verboten, derjenige, welcher an solchen Orten mit jemandem aus dem Volke in Streit gerieth, unrettbar dem Tode verfallen. Der alte kriegerische Geist jedoch war in der langen zweihundertjährigen Friedensperiode ganz erschlaft, alles höhere Streben durch die drakonischen Gesetze des Taikunats niedergedrückt.

Aber auch durch Wiederbelebung der Wissenschaften hatte der Gründer des Taikunats, Iyeyassu, den unbändigen Sinn der in langen Kriegen entmenschten Samurai's zu mildern und in eine friedliche Richtung zu leiten verstanden. Seit ihm war das Studium der chinesischen Classiker, das bisher nur von den Priestern und Mönchen war gepflegt worden, auch bei den Kriegern Mode geworden, und die Jugend wurde neben dem Waffendienst auch in der chinesischen Wissenschaft erzogen. Eine philosophische Abhandlung in gewählten chinesischen Charakteren und mit möglichst vielen Citaten aus den chinesischen Classikern ausgeschmückt zu verfassen, sowie bei festlichen Gelegenheiten zierlich abgerundete und formgerechte Verse zu schreiben, gehörte zum vollendeten Samurai. — Die chinesische Wissenschaft wirkte entnationalisirend, indem sie durch die Erhabenheit ihrer Philosophie und durch den Glanz ihrer Kaisergeschichte die Erinnerung an die ruhmreiche aber rohe Zeit der eigenen Heroen verwischte; der Japaner ist seiner ganzen Anlage nach sehr zum Grübeln und Disputiren geneigt, und diesem Hang bot das Studium des Confucius, Mencius u. s. w. volle Befriedigung. So finden wir die Besseren und geistig Regsamen unter den Samurai's im Studium der chinesischen Classiker vergraben, während die größere Masse cavaliermäßig in den Tag hineinlebte, und das, was der Bauer mit saurem Schweiß gewonnen, verpraßte. Nur einige wenige hatten in den letzten Jahrzehnten an dem Betrachten der eigenen Geschichte Geschmack gefunden, und einen kleinen Kreis gebildet, der die kosmopolitische chinesische Wissenschaft stark befeindete, die japanische Sprache in ihrer alten Reinheit wieder herstellte und den Sinn des Volkes durch die Erinnerung an die eigene Heldenzeit zu wecken suchte. Obschon diese kleine, nur nach einigen Hunderten zählende Partei in den ersten Tagen der

Restauration durch ihren wilden Fanatismus kurze Zeit einen wesentlichen Einfluß auf die Neugestaltung der Regierung zu gewinnen schien, war sie an diesem Zeitpunkte von allen politischen Bestrebungen frei und verfolgte bloß wissenschaftliche Ziele.

Wesen des Taikunats.

Das Taikunat, welches alle diese Geister wie durch Zauber gebannt hielt, war, wie schon sein japanischer Name „Bakufu“ — die Regierung des Lagers — besagt, eine permanente Militär-Dictatur. Die Taikune sind den fränkischen Hausmeiern vergleichbar, von denen sie sich nur durch ihr Ende unterscheiden, indem sie nicht, wie jene, schließlich den legitimen Herrscher stürzten, sondern vielmehr selbst von ihm gestürzt wurden. Sie waren ursprünglich nichts anderes als die mächtigsten unter den Lehnsfürsten und hatten durch ihre Macht und schlaue Politik gegen Ende des 16. Jahrhunderts es dahin gebracht, von ihren Standesgenossen als die Stellvertreter des Kaisers anerkannt zu werden. Der Letztere hatte fast nur den Namen behalten, sein Jahresgehalt war so gering bemessen, daß er die innere Wichtigkeit seiner hohen Würde nicht einmal durch äußeren Pomp verdecken konnte; in Kiyoto, der alten kaiserlichen Residenz, lebte er mit seinen Hofadligen, die ebenso wenig Mittel zu standesmäßigem Leben besaßen, still und zurückgezogen und von allem Verkehr mit der Außenwelt, besonders aber mit den Lehnsfürsten durch strenge Bewachung abgeschnitten. Obschon durch die Statuten des Taikunats als Oberpriester der alten Landesreligion, des Sinto-Cultus anerkannt, durfte er an den großen religiösen Festen, selbst der eigenen Hauptstadt, keinen Theil nehmen; so blieb er den Augen des Volkes entzogen und die Verleihung von Hoftiteln und die Bestätigung der Taikune bei ihrem Regierungsantritt waren die einzigen Zeichen seiner Existenz und Macht.

Die Daimios oder Fürsten.

Die Fürsten wurden von den Taikunen in einer Weise niedergehalten, die nirgends in der Geschichte ihres Gleichen hat. Sie mußten ein über das andere Jahr mit einem Theil ihrer Krieger am Hofe zu Jedo Wachtdienst thun, und, wenn sie abgelöst wurden, ihre Frauen und Erben als Geißeln zurücklassen. Nur die äußere Umwallung des Schlosses war ihrer Bewachung anvertraut, das Innere durften sie ohne Erlaubniß nicht betreten. In ihren Schlössern zu Jedo war ihnen die strengste Disciplin geboten; nach Eintritt der Nacht durften ihre Krieger dieselben nicht verlassen, sie selbst nur zum Besuche naher Verwandten und ohne bewaffnete Begleitung. Zog der Taikun durch die Straßen, so mußten die Fenster und Thore ihrer Paläste dicht verschlossen sein; kein Auge durfte auf die Straße blicken; der Fürst aber mußte im innern Hofe, hinter dem verschlossenen Thore, von seinem Hofstaat

umgeben, solange niederknien, bis der Zug vorbei war. Die Minister des Taikuns hatten selbst vor den mächtigsten Lehnsfürsten den Vortritt. Der niedrigste Taikunliche Krieger konnte im Schlosse von den höchsten Beamten der Fürsten unterwürfigen Gruß und ehrerbietiges Begegnen fordern.

So tief hatte die kriegerische Macht der Taikune die stolzen Fürsten gebeugt; vereint wären sie wohl im Stande gewesen, das harte Joch abzuschütteln, aber die Einigkeit fehlte und tiefer Haß trennte die einzelnen Stämme von einander. Allmählig hatten sie sich gefügt, um so mehr, als sie in den inneren Angelegenheiten ihrer Länder völlig unabhängig und von aller Controle frei waren. Hier besaßen sie die volle Souverainetät, waren Herren über Leben und Tod der Bürger und Bauern und konnten dieselben so hart besteuern, wie sie wollten. Andere Leistungen als den alljährlich abwechselnden Wachtdienst in Jedo und im Falle eines Krieges die Heerfolge, schuldeten sie dem Taikun nicht. Kriege kamen in dem langen Zeitraume seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts nicht vor, und so konnten sie Einkünfte ihrer Länder selbstischen Zwecken opfern.

Aber mit dem kriegerischen Geiste der Fürsten und ihrer Samurais erschlaffte auch die Tüchtigkeit der Taikune und ihrer Vasallen. Außerlich boten sie zwar das Bild steter Kriegsbereitschaft; ihre Schlösser waren in gutem Stande, ihre Krieger die berühmtesten Fechter, und gegen die geringsten Vergehens waltete nach wie vor eine drakonische Strenge. Aber die innere Kraft war geschwunden. Gerade die Vasallen und Samurais der Taikune waren dem Lebensgenuß am meisten ergeben und bargen unter einem cavalieren Außern einen feigen, jedes höheren Strebens unfähigen Geist. Niedrige Habsucht, Nepotismus und Gewissenlosigkeit hatten den Organismus des Staates zerfressen, es bedurfte nur eines kräftigen Stoßes von Außen, und sein Bau mußte in seinen Grundpfeilern zusammenbrechen.

Wirkung der Oeffnung der Vertrags-Häfen.

Diesen Stoß gab, wie schon oben erwähnt, die Ankunft der Fremden. Die Taikunregierung war sich ihrer Unfähigkeit, ihnen zu widerstehen, von Anfang an bewußt; sie suchte daher zunächst im Aufschub ihre Rettung und gab nur soweit nach, als sie nothgedrungen mußte. Aber das Ungeßüm der Samurais stürmte über diese dilatorische Politik hinweg. Staunen und Schrecken über die Macht der Fremden, Beschämung und Entrüstung über die eigene Ohnmacht und Verkommenheit, belebten auf einmal diese Raste, die bisher, in Lebensgenuß versunken, das Taikumat über die Geschicke des Landes hatte walten lassen. Ob sie eine Ahnung hatten, daß der Verkehr mit dem Auslande ihrer Existenz ein Ende machen würde? Alle aber beherrschte der eine Gedanke, daß das Taikumat seinen Beruf nicht erfüllt habe, denn als solchen hatte es sich in den Grundgesetzen selbst vorgeschrieben, das Land gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Und während so

das Samurai-Volk wie frisch belebt nach langer Ruhe sich erhob, die längst entwöhnten Rüstungen wieder anlegte und die Austreibung der Fremden forderte, brach im eigenen Hause der Taikune die Zwietracht aus; jäher Tod brachte zweimaligen Wechsel in der Person des obersten Leiters, durch offenen Mord verfolgten sich die Parteien. Im Nu schwanden Ordnung und Sicherheit; Banden entschlossener Samurais durchzogen plündernd und mordend das Land, auch Fremde fielen dem Fanatismus Einzelner zum Opfer. In dieser kritischen Lage that das Taikunat einen Schritt, der der erste zu seinem Untergang genannt werden muß; es appellirte an die Autorität des Kaisers und verlangte von ihm Bestätigung der mit den Fremden geschlossenen Verträge. Aber inzwischen war die Mauer, welche die Person des Herrschers vom Volke getrennt hatte, durchbrochen worden, einzelnen Samurais des Südens war es gelungen, mit den Hofadligen und den kaiserlichen Würdenträgern in Verbindung zu treten, und anstatt Billigung enthielt die Antwort des Kaisers den Befehl zur Austreibung der Fremden.

Während darauf das Taikunat noch zwischen Gehorchen und offener Auflehnung gegen den kaiserlichen Befehl schwankte, eröffnete ein Fürst des Südens, Choshu, 1863 das Feuer auf die an seinen Küsten vorbeifahrenden fremden Schiffe; aber auf sich allein angewiesen, und von seinen Nachbarn nicht unterstützt, wurde er sowohl von den vereinigten fremden Geschwadern durch das Bombardement von Simonoseki gezüchtigt, als auch später, nachdem seine Samurais einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, den Kaiser aus Kioto zu entführen, von den Truppen des Taikuns mit Krieg überzogen und seine obersten Beamten mußten das Geschehene mit dem Leben büßen. So war das Taikunat wieder Herr der Situation, in welcher es sich um so mehr behaupten zu können schien, als inzwischen der Kaiser anderen Sinnes geworden war. Der Plan der Choshuaner, ihn aus seiner Residenz wegzuführen, hatte ihn mit Schrecken erfüllt, von solch' revolutionärem Handeln wollte er nichts wissen; so warf er sich wieder rückhaltlos dem Taikun in die Arme, der ihn und die treu gebliebenen Hofadligen durch eine außerordentliche Vermehrung ihrer Apanagen belohnte.

Fall des Taikunats.

Jedoch bald darauf, zu Anfang 1867, starb Komei Tenno und der jetzige Kaiser bestieg als fünfzehnjähriges Kind den Thron. Der kaiserliche Vormund und Regent, jetziger Premier-Minister Sandjo, war gerade der eifrigste Feind des Taikunats und einer der Anstifter des Aufstandes der Choshuaner gewesen; durch seine Verwandtschaft mit dem Fürsten von Sakum gelang es ihm, die alte Feindschaft zwischen diesem und Choshu zu überwinden und beide zu vereintem Handeln zu bewegen. Ihren und der übrigen Fürsten Waffen, die sich nach und nach angeschlossen, erlag der Taikun bei Fushimi im Januar 1868 nach kurzer Gegenwehr, seine Vasallen im Norden setzten den Kampf noch einige Zeit, aber ohne Erfolg fort.

Nest entstand die Frage, was an die Stelle des Alten zu setzen sei, und unter den Fremden war die Besorgniß allgemein, daß die siegreichen südlichen Fürsten nun den Vertreibungskrieg gegen sie beginnen würden. In Wirklichkeit war diese Furcht ganz unbegründet, denn in den südlichen Fürstenthümern, vor allen Choshu und Saguma war das Verständniß für die Fremden und ihre Zwecke ein viel richtigeres und tieferes, als am Hofe der Taikune, wo man auf nichts anderes gesonnen hatte, als wie man sich wieder ihrer entledigen könne. Hier herrschte der starkste Conservatismus, der in allem Neuen mit Recht eine Gefahr für das Bestehende erblickte; dort im Süden aber konnte das leicht erregbare, dem Neuen ergebene Naturell des Japaners zu ungehindertem Durchbruch kommen.

Von den zu Nagasaki auf Desima lebenden Holländern waren die Samurais immer fern gehalten worden; der Besuch ihrer Niederlassung und der Verkehr mit ihnen wurde auf's Strengste bestraft, der Besitz eines fremden Buches allein schon als ein Verbrechen angesehen. Auch die eigenen Samurais und Beamten hatten die Taikune von dem Verkehr mit den Holländern abgeschlossen, sodaß deren mehrhundertjähriger Aufenthalt im Lande fast keine Spur zurückließ. Nur denjenigen, welche sich dem Dolmetscherdienste widmen wollten, war es gestattet, bei den Fremdlingen Sprachunterricht zu nehmen, und erst in den allerletzten Jahren hatte die glückliche Laune eines Taikuns die medizinischen Werke der Europäer vom Index gestrichen. Das Taikunat hatte also diesen einzigen offengebliebenen Weg nicht benutzt, um vom Auslande zu lernen.

Auders verfahren die Samurais der südlichen Clans, als sie plötzlich die fremden Dampfer ihre Meere durchziehen sahen und erfuhren, daß in den Häfen von Simoda und Nagasaki diese Weltwunder allen Augen sichtbar seien. Zwar war ihnen der Besuch dieser Plätze fortgesetzt streng verboten, aber nichts konnte die einmal erwachte Neugier länger zurückhalten. Als Kaufleute verkleidet reisten sie dorthin, als Diener wußten sie sich in die Häuser der Fremden einzuschleichen, und viele von den jetzigen leitenden Staatsmännern haben damals unter beständiger Todesgefahr bei den Holländern und den ersten Ankömmlingen anderer Nationen den ersten Unterricht in den fremden Sprachen und Wissenschaften genossen. Viele trieb die Lust zur Reise nach Europa und Amerika, um dort in ihrer Heimat das Thun und Treiben der Fremden, ihre Macht und Wissenschaft kennen zu lernen. Auch der Besuch des Auslandes war vom Taikunat verboten, aber die Fremden waren nur zu bereit, zur Täuschung der Regierung die Hand zu bieten, und die Reiselustigen heimlich auf ihren Schiffen wegzubringen. So gelangte, ohne daß die Regierung eine Ahnung davon hatte, früher schon als 1860—1861 eine Anzahl junger Samurais aus Saguma und Choshu nach Europa und Amerika, unter andern von Saguma die jetzigen Gesandten in Paris, London und Washington, Samedjima, Ujeno, Yoshida, der Vice-Minister des Auswärtigen Mori, und der augenblicklich in Angelegenheiten der Tarif-Revision nach Europa entsandte Decernent im Finanzministerium, Foshiwara; von Choshu die beiden

Minister des Innern und der öffentlichen Arbeiten, Ito und Inouye I. der Viceminister Jamao und der Chef des Eisenbahnwesens Inouye II., Außerdem wurde eine große Anzahl junger Satumaner zur Erlernung der Schifffahrt an Bord englischer Kriegsschiffe untergebracht. Alle diese kehrten meistens erst bei Beginn der Restauration, 1868, durchaus europäisirt oder amerikanisirt in die Heimat zurück.

An der Spitze dieser Bestrebungen stand in Satuma der Fürst selbst, der Oheim des jetzt regierenden; in Choshu, einem Lande, daß seit jeher durch die hohe wissenschaftliche Bildung seiner Samurais ausgezeichnet war, hatten sich einige hervorragende Lehrer der chinesischen Wissenschaft dafür begeistert und bald die ganze Jugend mit sich fortgerissen. Dieses hinderte sie jedoch nicht, in den vordersten Reihen derjenigen zu erscheinen, welche das Taikunat wegen des Abschlusses der Verträge anfeindeten und die Vertreibung der Fremden verlangten. Viele von ihnen verloren in den zahlreichen Verschwörungen, die sich damals gegen das Taikunat entspannen, oder in dem späteren Choshu-Kriege das Leben, die übriggebliebenen überzeugten sich in der Folge, daß die Fremden auszutreiben eine unmögliche Sache sei.

In Satuma war das Interesse für das Ausland ein viel stärkeres; man wollte seine Vorzüge sich zu Nutzen machen, war aber auch gleichzeitig zu offenem, ehrlichem Verkehr bereit. Satuma besaß die ersten Dampfer und war das erste Land, welches fremde Einrichtungen einführte; schon vor der Restauration, als noch die strengen Verbote der Taikune den Verkehr mit den Fremden hinderten, hatte der Fürst europäische Ingenieure angestellt und auf Niukiu eine Zuckerrohrquetsche, in seiner Hauptstadt eine Baumwollenspinnerei und Kanonengießerei einrichten lassen.

Als der Kampf mit dem Taikunate ausbrach, da mußte das Letztere zu seinem Verderben erfahren, daß jene Fürsten den Verkehr mit den Fremden besser ausgenützt hatten, als es selbst; denn ihre Krieger waren meistens mit den neuesten europäischen Gewehren bewaffnet und führten Geschütze in's Feld, während seine Armee in der schwerfälligen alterthümlichen Weise ausgerüstet war. Diesem Umstande wird der schnelle Sieg der südlichen Truppen, die numerisch in bedenklicher Minderheit waren, vorzüglich zugeschrieben. — Wenn man nach dem Sturze des Taikunats geschwanzt hat, ob man den Fremden als Freund oder Feind begegnen solle, so hat sicherlich die so erlangte eigene Erfahrung von der Ueberlegenheit ihrer Waffen nach der friedlichen Seite den Ausschlag gegeben. Zudem waren die meisten der jungen Leute, welche seiner Zeit in's Ausland gegangen waren, zurückgekehrt und hatten durch ihre Beschreibungen von der staunenswerthen Macht der Fremden, der Vollkommenheit ihrer Einrichtungen und dem hohen Aufschwunge ihrer Geistes-thätigkeit eine große Anzahl zur Bewunderung für das Ausland mit sich fortgerissen, während sie selbst zu solchem Ansehen gelangten, daß sie in den Berathungen ein gewichtiges Wort mitsprechen konnten. Sie sind der Kern der sogenannten jungjapanischen Partei, die mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit

allmählig das Geißt der Regierung in ihre Hände zu bringen wußte und jetzt noch hält. Es gehörten zu ihren Führern, außer den bereits genannten, von den jetzigen Staatsmännern noch die Finanzminister Okuna und Meakata und der Minister des Auswärtigen, Terashima; alle hervorragenden älteren Männer in Satsuma und Choshu wurden von ihnen gewonnen, so dort Saigo, Komatz, Kawamura, Okubo, hier vor allen Kido, Yamagata Hiroshima. Sie setzten die Politik des Friedens durch, trotz des Widerstandes der Hofadligen, die alle von glühendem Fremdenhaß erfüllt waren.

Die Wiederherstellung der Kaisergewalt.

Diese Kaste wollte überhaupt von Neuerungen nichts wissen, sondern mit der Herrschaft des Kaisers den antiken Staat wiederherstellen. An sie schloß sich jene kleine Partei der Bewunderer des japanischen Alterthums, welche Ausrottung des Budhaismus und alles Fremden und Wiederherstellung der alten Landesreligion, des Sintoismus, auf ihre Fahne schrieb. Zu schwach, um durch offenes Handeln durchzudringen, schritt sie zum Meuchelmord: drei der hervorragendsten Führer der Samurais, Yokoi, Omura und Hiroshima fielen ihr zum Opfer. Die Rückkehr zu den Formen des Alterthums schien eine Zeitlang unabwendbar. Die alten Reichsämtler, wie sie im achten Jahrhundert bestanden hatten, wurden wieder hergestellt, die Staatsverwaltung in zwei Theile getheilt, in den Djingi'an, das Departement des Göttlichen und in das Departement des Weltlichen, das jenem untergeordnet war; alle leitenden Posten in dieser Theokratie wurden mit Hofadligen — Kuge — besetzt; die Samurais und Fürsten erhielten nur untergeordnete Stellen als Rätthe der ersteren. Aber die Macht war dennoch bei den Samurais und mit dieser muß selbst die höchste Autorität rechnen. Die Fürsten blieben zunächst in der ungestörten Herrschaft ihrer bisherigen Territorien, der Taikun resp. sein Nachfolger war selbst wieder in seine ursprüngliche Stellung als Lehnsfürst zurückgetreten, den größeren Theil seiner Hausmacht hatte er dem Kaiser abtreten müssen; allein dieses Gebiet war durch die Jahrgelder, welche den zur kaiserlichen Partie übergetretenen ehemaligen Taikunlichen Samurais bezahlt werden mußten, so belastet, daß an Revenuen für die Hofadligen nur wenig übrig blieb. Man hätte in der That erwarten müssen, daß diese für die Jahrhunderte lange Armuth, in der sie durch das System der Taikune waren gehalten worden, jetzt aus den Spolien der Besiegten belohnt würden, daß sich das Blatt gewendet habe, und daß den Kuges mit der Macht auch der Reichthum wiedergegeben werden würde. Indessen geschah dieses nicht; nur neun von ihnen, diejenigen nämlich, die sich im Kampfe gegen das Taikunat am meisten verdient gemacht hatten, erhielten eine Vermehrung ihrer Revenüen, während von den Fürsten und Samurais einundzwanzig mit erblichen Jahrgeltern, eine größere Anzahl durch einmalige Dotation belohnt wurden.

Die ersten Jahre der neuen Kaiserregierung (1868—1872) sind ein

Bild schrecklicher Verwirrung, der Auflösung und des Zerfalls des Alten, des unsicheren Anpassens des Neuen. Unreife Pläne drängen der eine den andern; dort sind die Conservativen oder Patrioten bemüht, alte Einrichtungen und Würden aus der Kumpellammer der Vergangenheit hervorzusuchen und die vorgefundenen Zustände in ihre greisenhaften Formen hineinzuzwängen; hier versuchen die leidenschaftlichen Bewunderer Europas seine Cultur durch tausend Schleusen über das Land zu ergießen. Die englische Constitution sollte unverändert eingeführt werden. 1869 tagte schon ein Parlament, freilich nur für wenige Wochen, und seitdem ist seine Spur verloren. Unaufhörlich war in den Aemtern der Wechsel der Personen, der Titel und der Organisation; das Edict von heute wurde morgen durch ein anderes widerrufen.

Abschaffung des Feudalwesens.

Da im Sommer 1871 wurde auf ein Mal alle Welt durch ein Ereigniß überrascht, welches selbst die kühnsten reformatorischen Köpfe einige Jahre vorher nicht für möglich gehalten hatten; in Europa zumal wollten viele Kenner japanischer Zustände selbst dann noch nicht daran glauben, als einige Jahre des Bestehens es zu einer unwiderruflichen Thatsache gemacht hatten. Es war die Absetzung der Fürsten, der Sturz des Feudalwesens. Und doch, wenn man von unserm jetzigen Standpunkte aus die damaligen Verhältnisse betrachtet, so war dies eine natürliche Folge der Restauration und durch die Logik der Dinge geboten. Zunächst war der Fortbestand der Fürsten vom Rechtsstandpunkte aus nicht mehr zu vertheidigen, denn der Grund ihres Bestehens lag im Taikunat und indem dasselbe als nicht mehr zeitgemäß abgeschafft wurde, war auch über sie das Urtheil gesprochen. Zudem war das Taikunat immer als eine Usurpation angesehen worden, als solche mußten mithin auch die souveränen Gewalten der Fürsten gelten. — Die Anfänge des Feudalwesens liegen im 11. Jahrhunderte. Um diese Zeit war die Macht der Kaiser vollständig zerfallen, und die Herrschaft über das Reich in die Hände weniger Großen gelangt, die die großen Reichsämtler allmählig an sich gebracht und so eine wirkliche Macht sich geschaffen hatten. Serailintriguen, wie in allen polygamischen Staaten, hatten mitgeholfen. Es folgte nun eine zweihundertjährige Periode heftiger Kämpfe zwischen den Großen, die schließlich am Ende des zwölften Jahrhunderts durch den berühmten Minamoto Yoritomo zu einem vorläufigen Abschluß gebracht wurden. Er war der erste Taikun oder Shogun, wie damals der allgemein gebräuchliche Titel war, und theilte das ganze Reich als Lehen unter seine Feldherren. Nach seinem Tode begann der Bürgerkrieg wieder auf's Neue; eine Shogun-Dynastie stürzte die andere, die Lehnsfürsten lagen untereinander in beständiger Fehde, nur das Schwert herrschte; immer wieder und wieder erhoben sich aus den Kriegern mächtige Heerführer, die im Nu mit der Spitze des Schwertes ganze Länder ihren Besitzern entrißen und alle bestehenden Gewalten über den Haufen warfen. Erst um die Wende

des sechszehnten Jahrhunderts gelang es dem Ahn der eigentlich sogenannten Taikune, Jyeyassu, dauernde Zustände herzustellen und einen wirklichen Feudalstaat zu schaffen, dessen Formen er dem classischen chinesischen Alterthum entlehnte. So erlangten die japanischen Fürsten durch ihn erst die Anerkennung der Herrschaften, welche sie sich während der allgemeinen Auflösung durch Kampf erobert hatten. Mag nun der Taikun nach seiner Fiction als der alter ego des Kaisers aufgefaßt werden, oder wie die kaiserliche Partei ihn bezeichnete, als Rebell und Usurpator, in jedem Falle mußten sich die Fürsten klar darüber sein, daß sie mit seiner Absetzung auch die ihrige aussprachen.

Diese selbst leisteten auch keinen Widerstand, denn ausgenommen jenen Fürsten von Saguma, der inzwischen gestorben war, fand sich unter ihnen allen kein einziger, der Kraft und Ansehen besessen hätte, der allgemeinen Bewegung entgegenzutreten, oder sich zum Leiter derselben zu machen. In den drei ersten Jahren der Kaiserherrschaft war allerdings der Versuch gemacht worden, die hervorragenderen Fürsten mit den Hofadligen an die Spitze der hohen Staatsämter zu stellen, nach und nach aber waren sie, ebenso wie die letzteren, sämmtlich daraus verdrängt worden und so wird jetzt, die beiden Cabinets-Präsidenten ausgenommen, kein Staatsamt von irgend einer Bedeutung von anderen als Samurais bekleidet.

Der Ruf nach Abschaffung des Feudalwesens erscholl aus den Reihen der Samurais schon bald nach dem Sturze des Taikunats, und allmählig wuchs derselbe zu solcher Stärke, daß die überraschten Fürsten von selbst dem Kaiser die Rückgabe ihrer Lehen anboten. Die Restauration hatte die Geister von Grund aus aufgerüttelt, und alle die Leidenschaften, Begierden und Unzufriedenheiten zum Ausbruch getrieben, die unter der bleiernen Schwere der vergangenen Herrschaft waren niedergehalten worden. Alle hatten immer mit tödtlichem Haß und Meid auf das Taikunat, seine Krieger und Beamten geblickt, die im Genuß der größten Einkünfte, in dem Bewußtsein, die Diener der herrschenden Macht zu sein, alle anderen mit Geringschätzung behandelten. Aber auch in den Fürstenthümern selbst hatten solche Regungen hinreichende Nahrung gefunden. Die selbstständige Stellung, welche die Samurais dort einnahmen, hatten allmählig ein republicanisches Staatswesen geschaffen, in welchem der Fürst, Saguma vielleicht allein ausgenommen, nur eine Schattenfigur war. In vielen größeren Fürstenthümern aber, so z. B. in Choshu, Naga und den Secundogenituren des Taikunhauses Kishu, Owari u. s. w. hatten sich eine Oligarchie gebildet, indem die vornehmeren und reicheren unter den Samurais die höchsten Stellen erblich an sich gebracht hatten und das Gemeinwesen zu ihrer und ihrer Anhänger Vortheil ausbeuteten. Die Willkür, Habgucht und Gewissenlosigkeit dieser herrschenden Cliques wurden nur noch in den Stammländern der Taikune übertroffen. Eine große Anzahl der Samurais lebte in unbehaglichen Verhältnissen, ihre Einkünfte reichten nicht hin den Anforderungen, die das Leben an sie stellte, zu genügen. Zudem hatte sich im Laufe der Zeiten ihre Zahl über die Maßen vermehrt; den

jüngeren Söhnen war der Eintritt in einen anderen Lebensberuf als Handwerker, Kaufmann u. s. w. durch die Verhältnisse sehr erschwert, und so lebten sie denn, da der Staat keine Mittel zu ihrer Dotation mehr übrig hatte, wenn sie nicht so glücklich waren, als Erbe eines andern Samurai-Geschlechtes adoptirt zu werden, vom Gnadensbrot ihrer ältern Brüder. Ihr Mißvergnügen kam jetzt, nach dem Sturze des Taikunats, wozu sie tapfer mitgekämpft hatten, zu offenem Ausbruch. Sie verlangten, daß mit diesem auch seine Mißbräuche abgeschafft würden, und daß in dem neuen Staate Fähigkeit und Verdienst, nicht das Recht der Geburt gelte. An sie schlossen sich alle diejenigen, welche aus patriotischen oder politischen Beweggründen das Feudalwesen bekämpften, zunächst die Hofadligen und ihr Anhang, die Bewunderer des japanischen Alterthums, welche die unumschränkte Herrschaft des Kaisers wieder hergestellt sehen wollten und zuletzt, aber zu ganz andern Zwecken, die jungjapanische Partei. Für ihren Erfolg war die Abschaffung des Feudalwesens die erste Bedingung, und Abdankung der Fürsten, Aufhebung der Geburtsrechte, Anerkennung des Verdienstes der Hauptinhalt ihres politischen Programms. Auch die ruhig Denkenden wurden mit fortgerissen; mochten sie auch vor den Umsturzideen der anderen zurückschrecken, sie wurden durch eine Autorität besiegt, die jeden gebildeten Japaner in Politik und Gewissenssachen die höchste ist: die chinesischen Philosophen, vor allen Confucius, der in der Geschichte der Kaiser gezeigt hatte, daß die kaiserliche Gewalt allein herrschend sein müsse und unter ihr das Verdienst.

Für die Regierung selbst waren die politischen Gründe die zwingendsten; denn gleich, nachdem sie von der Hinterlassenschaft der Taikune Besitz ergriffen hatte, zeigte sich, daß das Feudalwesen ihre Selbständigkeit nach Außen gefährde und im Innern alle wirtschaftliche Entwicklung unmöglich mache. Die Regierung konnte den Verkehr der fremden Kaufleute mit den Territorien der Fürsten nicht hindern; würde aber bei Rechtsstreitigkeiten Seitens der Ersteren auf Grund der Verträge ihre Intervention angerufen, so war sie nicht stark genug, ihren Befehlen und Entscheidungen bei den fürstlichen Regierungen Anerkennung zu verschaffen. Ein offenes Eingeständniß dieser Schwäche würde bei den fremden Mächten den Entschluß hervorgerufen haben, mit den Fürsten in directen Verkehr zu treten; sie mußte sich daher durch Ausflüchte und hinhaltende Maßregeln helfen, und so waren ihre Beziehungen zu jenen fortwährend äußerst gespannt und unbehaglich. Reclamationen finanzieller Art seitens der Fremden waren häufig. Die südlichen Fürsten, besonders Sakuma und Choshu, waren durch den Krieg vollständig ruinirt; die Ausrüstung mit europäischen Waffen und Kriegsmaterial, die starke Vermehrung der Truppen — in Choshu hatte man mehrere Tausend Bauern unter die Samurais aufgenommen — hatten die Kräfte dieser kleinen Staaten weit überschritten. Jetzt, nachdem der Krieg beendet war, konnten diejenigen, welche ihr Blut darin vergossen, nicht mehr hinter den Pflug zurückgeschickt werden, sie waren Samurais geworden und beanspruchten Jahrgehälter.

Außerdem ließ auch die erbliche Eifersucht zwischen den Fürstenthümern, die schon während des Krieges wieder ausgebrochen war, eine Abrüstung nicht zu. Die Luft war erfüllt von schrecklichen Gerüchten über Choshus und Sagumas ehrgeizige Pläne; es hieß: sie wollten die andern unterdrücken, um sich in die Herrschaft des Landes zu theilen; oder Saguma strebe für sich danach, die Stelle des Taikuns zu erlangen. So wirkten Eifersucht und Furcht zusammen, um in allen Fürstenthümern eine hastige Bewaffnung nach dem Muster der europäischen Armeen herbeizuführen. Jeder größere Fürst hielt sich europäische Instructeure, die Einfuhr an Gewehren, Kanonen und Dampfmaschinen für Kriegszwecke u. s. w. überstieg alle Grenzen. Das mangelnde Geld wurde zuerst bei den einheimischen Kaufleuten beschafft, die fast sämmtlich an den Bettelstab gelangten; dann erfolgten Anleihen bei den Fremden gegen Verpfändung von Bergwerken und Ländereien, was gegen die Grundgesetze des Landes war, und vielfach auf einfachen Credit. Auch Schwindel und Betrug wurden angewandt, um der Verlegenheit des Augenblicks abzuhelfen, oder der Rückzahlung zu entgehen. So wuchs die Zahl der Reclamationen mit jedem Tag und ihr Betrag erreichte Anfangs 1871 die Höhe von zehn Millionen Dollars. Baargeld war schon seit den ersten Tagen des Fremdenverkehrs nur noch in dem Gebiet der Taikune anzutreffen, in fast allen Fürstenthümern circulirte Papiergeld. Jetzt nahm dessen Emission in rasender Proportion zu, und Saguma wurde zuletzt dahin getrieben, daß er falsche Münzen prägte, die bald alle Märkte und die offenen Häfen überschwemmten. Eine Intervention der fremden Gesandten wurde nothwendig und die Central-Regierung mußte wohl oder übel sich dazu verstehen, alle falschen Münzen, die in den Besitz der Fremden gekommen waren, und ihre Anzahl betrug viele Millionen, gegen echte umzuwechseln.

Daß diese Wirthschaft nicht weiter gehen konnte und das Land in kurzer Zeit in finanziellen Ruin und in ernste Verwickelungen mit dem Auslande stürzen mußte, sahen auch die Conservativsten ein, besonders Sandjo und Zwakura, die Chefs der Hofadligen. Eine erste Auskunft wurde gesucht, indem die Fürsten in erbliche Gouverneure umgewandelt, für ihre Privatbedürfnisse auf ein Zehntel ihrer Landeseinkünfte beschränkt und einer Controle unterworfen wurden; allein diese ließ sich in Wirklichkeit nicht durchführen, und Alles blieb beim Alten. So wagte denn die Regierung den entscheidenden Schritt und setzte durch Decret vom 14. Juli 1871 plötzlich und unerwartet alle Fürsten ab und rief sie zur permanenten Residenz nach Jedo. Sie behielten jenes Zehntel der Landeseinkünfte als Apanage; die Samurais behielten ebenfalls, was sie an erblichen Jahrgehältern bezogen hatten. Für die südlichen Fürstenthümer ernannte man die Gouverneure der neugebildeten Verwaltungsbezirke, sowie alle höheren Beamten aus den eingeborenen Samurais. So wurden hier keine materiellen Interessen beeinträchtigt, im Gegentheil man fühlte sich als mitregierend in Jedo, waren doch alle höheren Stellen in der Staatsverwaltung ausschließlich von südlichen Samurais besetzt. Der Norden

lag seit 1868 am Boden; er hatte überhaupt nie besondere Thatkraft bekundet und im Vasallendienste der Taikune alle Fähigkeit zu selbstständigem Handeln verloren; sein einziger kriegstüchtiger Stamm, Mijzu, war im Restaurationskriege ganz ausgerottet worden.

So rührte sich für die entthronten Fürsten keine Hand, kein einziger Protest erhob sich aus ihrer Mitte gegen die ihnen angethane Vergewaltigung; willig kamen sie auf den Befehl der Regierung, ihre Residenz in Jedo zu nehmen und seit dieser Zeit ist ihre politische Rolle beendigt.

Die Einheit der Regierung war somit hergestellt und der Boden zum Aufbau eines Staatsgebäudes nach europäischen Principien geebnet. Der religiöse Charakter, welcher der Regierung durch die Zweitheilung in eine geistliche und weltliche Regierungsgewalt war angeheftet worden, wurde wieder zerstört, die Regierung so weltlich organisiert, daß nicht einmal ein Cultusministerium bestehen gelassen wurde. Die Oberpriester des Sinto-Cultus werden zwar von der Regierung ernannt und besoldet; um die inneren Angelegenheiten dieser Religion aber bekümmerte sie sich ebensowenig wie um die des Buddhismus. Nur die Vermögensangelegenheiten beider Culte werden von einer Abtheilung des Innern beaufsichtigt.

Theokratischer Charakter des antiken japanischen Staates.

In der alten Zeit war Japan eine Theokratie, der Kaiser war der der Abkömmling der Götter, die Japan erschaffen haben, und regierte das Land in ihrem Auftrage. Alle Japaner waren mit Leib, Leben und Habe sein. In der Regierung war er durch keine anderen Gesetze gebunden, als die Thaten und Beispiele seiner Ahnen: diesem mit seinem Volke nachzuahmen, und sie zu verehren, war seine einzige Regentspflicht. Hierin allein auch bestand das Wesen der einheimischen Religion, der sogenannten Sintolehre; Regierung und Religion waren somit identisch. Jedoch seitdem die Japaner mit China in Verbindung getreten und dessen Cultur und Wissenschaften sich angeeignet hatten, konnten ihre einfachen patriarchalischen Zustände nicht mehr fortbestehen, und es wurde daher im achten Jahrhunderte die Staatsverfassung der Tang-Dynastie eingeführt. Die Eintheilung und Organisation der Regierungsgewalten, die innere Administration, das Steuer- und Justizwesen wurden unverändert von China herübergenommen und sind seitdem mit dem Land und Volk verwachsen. Nur die allerhöchste Autorität des Kaisers blieb vom Hauch des Chinesenthums unberührt. Der chinesische Kaiser ist nur der Vermittler zwischen Gott und den Unterthanen, er ist nicht unumschränkter Gebieter, sondern muß den Willen des Volks befragen; ja Confucius und seine Schüler billigen es, daß schlechte Kaiser abgesetzt werden. Dieses Princip ist in Japan nie anerkannt worden; der Kaiser fuhr fort, nach göttlichem Recht der unumschränkte Gebieter seiner Unterthanen zu sein. Auch die Einführung des Buddhismus, die gleichzeitig stattfand, that seiner Autorität

keinen Eintrag; denn wenn er auch über ganz Japan sich ausbreitete, durch seinen Glanz den Sintoismus in Schatten stellte, und zur herrschenden Religion wurde, so blieb der alte Heroencult dennoch bestehen, und mit ihm der Glaube an die Göttlichkeit des Kaisers. Der Buddhismus suchte zwar die alten Götterhelden als budhistische Erscheinungsformen sich zu eigen zu machen, eine feindliche Stellung zu dem einheimischen Cultus aber nahm er nicht ein, da er weder dessen Dogmatik noch dessen Riten zu fürchten hatte.

Die kaiserliche Autorität erhielt sich auch, nachdem die wirkliche Herrschaft in die Hände der Kronfeldherren und der späteren Taikune gelangt war, und vielleicht hat gerade die Unsichtbarkeit, in welcher ihre Träger während der Herrschaft der letzteren gehalten wurden, ihren Nimbus noch erhöht; für den gewöhnlichen Japaner ist der Kaiser noch immer der Abkömmling der Götter, und derjenige, welcher als ein Empörer gegen seine heilige Person geächtet worden ist, gilt als ein Ausgestoßener der Menschheit.

Die moderne Staatsverfassung. Die absolute Gewalt des Kaisers.

Die absolute Macht des Kaisers ist in der jetzt geltenden modernisirten Staatsverfassung bestehen geblieben. Er macht nach eigenem Gutdünken die Gesetze, denen sich alle zu unterwerfen haben. Freilich ist seit einigen Jahren eine Art Landesvertretung in dem sogenannten Senat, „Genroin“, geschaffen worden, jedoch die Art seiner Zusammensetzung zeigt auf den ersten Blick, daß er von keiner politischen Bedeutung sein kann. Die Senatoren, deren Zahl jetzt zwanzig beträgt, sind nämlich alle ebenso absetzbar, wie die Beamten: einige von ihnen sind ehemalige Fürsten, die meisten hervorragendere Mitglieder des Samurai-Standes, die sich mit einem Senatorengeloh von fünftausend Dollars darüber trösten müssen, daß im activen Staatsdienst keine passende Stelle für sie offen ist. Nach dem Organisationsgesetz darf der Senat nur Vorlagen der Regierung discutiren und auch dann ist sein Votum lediglich ein berathendes. In Wirklichkeit gehen Gesetzentwürfe wichtiger Natur ihm gar nicht zu; höchstens jährlich ein Mal wird über ganz unwichtige Dinge, wie z. B. die Abfassung der Statuten der neu creirten Orden, eine Meinungsäußerung von ihm verlangt. Unter solchen Umständen ist das Institut unfähig, auch nur den Schein einer repräsentativen Körperschaft aufrecht zu erhalten und ist daher, wie manche anderen neueren Einrichtungen Japans, nichts anderes, als eine bloße Nachahmung der Neußerlichkeiten des europäischen Staatslebens oder gar nur ein Vorwand zur Versorgung ruinirter Fürsten und stellenloser Politiker.

Der hohe Adel.

Die ehemaligen Fürsten und Hofadligen, welche jetzt unter der Bezeichnung „Kasoku“ den hohen Adel bilden, und die „Shisoku“, der niedere

Ndel, die ehemaligen Samurai, erhielten zwar bisher noch ihre erblichen Jahrgehälter — seit einigen Monaten sind sie durch Capitalisirung abgelöst worden — haben aber vor dem übrigen Volk keine Prærogative mehr voraus, ausgenommen, daß sie bei Verurtheilungen mit milderen Strafen belegt werden; irgend welche ständische Vertretung haben sie nicht.

Die einzigen Berather des Kaisers sind die „Sangi“ oder Mitglieder des Kabinetts, die gleichzeitig die Leitung der einzelnen Ressorts der Staatsverwaltung unter sich vertheilt haben. Sie sind sämmtlich durch freie Entschließung des Kaisers in ihre Stellungen berufen, und gehören dem Samurai-Stande an; die beiden Conseilspräsidenten jedoch, Sandjo und Zwakura, sind Hofadlige. Wie schon an einer andern Stelle angedeutet worden, konnten die großen Staatsämter nach der alten Verfassung nur von Hofadligen bekleidet werden, und zwar war unter diesen selbst wieder die Fähigkeit zur Bekleidung gewisser Aemter durch Herkommen auf ganz bestimmte Kreise beschränkt. Daß dieser Bevorzugung der Hofadligen ein Ende gemacht wurde, entsprach vollständig dem fortschrittlichen Charakter der Restauration. Ob die beiden Stellen des ersten und zweiten Conseilspräsidenten ebenfalls in der Folge den Hofadligen verloren gehen werden, ist eine Frage, deren Lösung auf die Geschichte Japans vom größten Einfluß sein wird.

Während der Herrschaft der Taikune hatten sich die Kaiser in die ihnen aufgedrungene geistliche Würde so hineingelebt, daß sie sich um die weltlichen Dinge überhaupt nicht mehr bekümmerten, sondern deren Besorgung ihrer Umgebung, dem Hofadel, überließen. Die Vergötterung, die ihnen zu Theil wurde, hatte sie, möchte man sagen, so vergeistigt, daß sie für die Welt todt waren; von allen Kaisern der letzten Jahrhunderte, hat, wie es scheint, der Vater des jetzigen, Komei Tenno, allein eigenen Willen und Interesse an der Regierung gezeigt. Dieser Thatsächlichkeit entspricht nun auch die Vorstellung, welche dem Volke über die Regierungsthätigkeit des Kaisers innewohnt. Es betrachtet ihn als ein göttliches Orakel, und seine Umgebung, die Hofadligen, als die Priester, die seine Sprüche entgegennehmen und deuten. Eine Folge dieser Auffassung ist der jetzt noch geltende Gebrauch, daß die kaiserlichen Edicte niemals unter des Kaisers Namen, sondern vom ersten Conseilspräsidenten promulgirt werden, und zwar in einer solchen Form, daß nur aus dem sprachlichen Ausdruck hervorgeht, daß sie vom Kaiser kommen. Auch soll durch diese Einrichtung verhindert werden, daß die Majestät des Herrschers allzuleicht durch Ungehorsam entweiht werde; lehnt sich das Volk gegen kaiserliche Edicte auf, so klagt es nie den Kaiser an, sondern seine ersten Minister, daß sie den kaiserlichen Willen falsch interpretirt haben.

Die jetzigen beiden Conseilspräsidenten, Sandjo und Zwakura, sind solche Repräsentanten des kaiserlichen Willens; der alten conservativen Partei der Hofadligen angehörend, haben sie ihre Ideen in soweit modificirt, daß sie eingesehen haben, daß eine wirkliche Wiederherstellung der alten Theokratie dem Zeitgeiste nicht mehr entspricht. Sie haben sich daher mit der jung-

japanischen Partei verbündet und deren Ideen vom internationalen Verkehr und der Reform von Staat und Gesellschaft zu den ihrigen gemacht. Sie gelten noch dem Volke als wahre Interpreten der kaiserlichen Befehle, und ihre leitende Stellung in der Regierung giebt ihr die Weihe der Legitimität.

Die Kaste der Hofadligen im Allgemeinen aber hat ihr historisches Ansehen verloren. In den ersten Jahren der neuen Regierung haben sie ihre Unfähigkeit, weltliche Dinge zu verstehen und zu leiten, zur Genüge bewiesen; jetzt sind sie ganz aus dem Staatsdienste verdrängt und ohne politische Stellung; allein auf ihre ärmlichen Jahrgehälter angewiesen, haben manche mit bittern Lebensorgen zu kämpfen, und einzelne giebt es wiederum, die, ihre Abstammung und die Vorurtheile der Kaste vergessend, im Handel materiellem Gewinn nachgehen. So muß der Nimbus schwinden, mit dem die Abgeschlossenheit zu Kiyoto sie umgeben hatte, und es darf daher mit Recht bezweifelt werden, daß sie bei einer Vacanz der jetzt von Sandjo und Zwakura bekleideten Posten auf Berücksichtigung Anspruch machen können.

Die ehemaligen Fürsten sind finanziell besser gestellt als die Hofadligen, Reichthum jedoch besitzen nur sehr Wenige von ihnen. Die gezwungene Residenz in Jedo wird sie ihren ehemaligen Unterthanen allmählich ganz entfremden; und da ihr Vermögen nicht in Grundbesitz, sondern in Capitalien besteht, die meistens in Handelsunternehmungen angelegt sind, so fehlen ihnen alle Bedingungen, die sie zu einer Macht im Staate machen könnten.

Die politischen Parteien.

Wie günstig man auch den Verlauf, welchen die Umgestaltung des Staatswesens genommen, beurtheilen mag, die Thatsache ist unleugbar, daß die Männer der Restauration die alten Autoritäten zerstört haben, ohne im Stande gewesen zu sein, die ihrige an deren Stelle zu setzen. Das niedere Volk gehorcht zwar, betrachtet aber die leitenden Staatsmänner als Emporkömmlinge, während die Samurais sie als eine Coterie befeinden, die mehr ihren Vortheil, als das Wohl des Landes im Auge hat. An der Redlichkeit ihrer Absichten kann nun zwar nicht gezweifelt werden, der Vorwurf der Coterie jedoch ist ein wohlberechtigter, wemgleich er eher die Verhältnisse als die Personen treffen sollte. Nach einer Zusammenstellung, die ich vor mir habe, sind von den neun Mitgliedern des Cabinets sieben Samurais von Chosshu und Satsuma, von den fünf Gesandtschaftsposten im Auslande werden vier von ihnen bekleidet; dasselbe Verhältniß findet statt bei den höheren Ministerialstellen, bei den Präfecten- und Richterposten, bei den Generälen und Stabsoffizieren der Armee. Nur die Marine macht eine Ausnahme; zwar ist die Oberleitung in den Händen eines Satzumaners; bei der Besetzung der nächstfolgenden Stellen hat man jedoch mehr auf Befähigung als auf politische Ansprüche gesehen und daher die ehemaligen Marine-Offiziere des Taikuns berücksichtigt. Die Subaltern-Offiziere in der Armee und Flotte sind

der größeren Mehrzahl nach Sakumaner und Choshuaner und so ist es auch bei den mittleren Stellen der Verwaltung. Nur in den unteren Regionen werden andere Samurais in größerer Zahl verwendet; die Regierung befindet sich somit thatsächlich in den Händen der Samurais von Sakuma und Choshu.

Das Bündniß, welches diese beiden seiner Zeit zum Sturze des Taikunats schlossen, besteht auch noch jetzt in der Regierung des Landes. Die anderen südlichen Fürstenthümer, Hizen, Higo, Tosa u. s. w., hatten damals einen leitenden Antheil an den Ereignissen nicht genommen, sondern sich erst angeschlossen, als der Fall des Taikunats schon sicher war. Auch waren ihre Samurais nur in beschränkter Zahl im Felde erschienen, während Sakuma und Choshu ihre ganze Kraft aufgebieten hatten. Daß ihnen zunächst bei der Vertheilung der Aemter der größere Antheil zufiel, war natürlich und billig. Die Samurais der besiegten Partei, besonders die des Nordens, wurden fast ganz unberücksichtigt gelassen.

Die fortschrittlichen Ideen der jungjapanischen Partei waren bei den Samurais der anderen südlichen Fürstenthümer nur in beschränktem Maße vertreten; sei es Oppositionsucht gegen Sakuma und Choshu, was jedenfalls zum Theil der Fall gewesen ist, sei es wirkliche Abneigung gegen zu weitgehende Neuerungen, ihre Vertreter in der Regierung bildeten von Anfang an das conservative Element und traten bei jeder Gelegenheit dem Reformeifer ihrer Collegen entgegen. Aber die Gewalt der Neuzeit, die jetzt über das Land gekommen, war zu stark, als daß sie hätte aufgehalten werden können, und so sehen wir die Hauptvertreter jener Richtung sich allmählig von den Staatsgeschäften zurückziehen; ihre Anhänger wurden bei passender Gelegenheit verabschiedet. Die hervorragenderen waren der frühere Minister des Aeußeren Soyedjima, der Kriegsminister Itagaki, Saigo und der Fürst Shimadzu, letztere zwei zwar selbst Sakumaner, aber der neuen Richtung Feind. Saigo verlor bekanntlich im vorigen Jahre im Aufstande der Sakumaner das Leben, Shimadzu nahm an der Erhebung zwar keinen Theil, doch war sein Verhalten im Ganzen kein loyales und er scheint es sowohl mit Feind als mit Freund verdorben zu haben; Soyedjima soll sich nach längerem Aufenthalte in China ganz in das Studium der Classiker zurückgezogen haben, während Itagaki durch Gründung von patriotischen Vereinen unter seinen Landsleuten in Tosa eine gewisse Agitation gegen die Regierung betreibt. Eine starke geschlossene Oppositionspartei mit einem bestimmten Programm aber besteht nicht. Die einen wollen parlamentarische Einrichtungen, die andern den Staat der chinesischen Philosophen. Jene schreien gegen die schlechte Finanzwirthschaft, diese verlangen eine Aenderung in den Beziehungen zum Auslande. Der wirkliche Grund der Unzufriedenheit aber ist der Verlust der bevorzugten Stellung und der Jahrgehälter, und dieses Gefühl ist überall eben stark, im Norden wie im Süden, und nicht minder in Sakuma und Choshu selbst, unter den im Lande Zurückgebliebenen, für die keine Anstellungen abgefallen sind. Aber wie einzig alle in diesem

Gefühle der Unzufriedenheit und des Hasses gegen das Bestehende sind, zu gemeinsamer Opposition können sie sich nicht vereinigen. Die Unfähigkeit, zum Besten eines gemeinsamen höheren Zweckes die Stammes-Eifersüchteleien zu opfern, scheint allen asiatischen Völkern gemein und der Grund ihrer Unterwerfung entweder unter das Ausland oder unter eine despotische Regierung zu sein. In Japan hat diese unpolitische Anlage des Volkes es einer verhältnißmäßig kleinen Partei möglich gemacht, achthunderttausend Samurais niederzuhalten.

Die Geschichte der letzten Jahre liefert die Beispiele: der Norden hat nie gewagt, sich zu erheben, weil er wohl wußte, daß dann der ganze Süden, wie ein Mann, über ihn herfallen würde. Im Süden brach zuerst der Aufstand in Choshu aus, 1876; so lange er währte, rührte sich keine Hand; kaum aber lagen die Rebellen zu Boden, da erhob sich das benachbarte Hizen. Ebenso ging es mit dem Satsuma-Aufstande 1877. Allenthalben in den benachbarten Provinzen war die Gährung so stark, daß man jeden Augenblick den hellen Ausbruch der Rebellion erwarten mußte, es bedurfte nur der Unterstützung eines Landes wie Tosa und der ganze Süden wäre der Regierung verloren gegangen. Aber Niemand schloß sich an; Satsuma hatte allein, ohne ein Bündniß zu suchen, den Kampf begonnen, jetzt mochte es auch sehen, wie es allein fertig würde. Seitdem Satsuma vernichtet worden, hat Tosa angefangen, heimlich Waffen zu kaufen und sich zu rüsten, und die Aufregung in dieser Provinz ist so auf's Aeußerste gestiegen, daß die Regierung fortwährend auf ihrer Hut sein muß.

Der niedere Adel, die Shisoku oder Samurais.

Was im Allgemeinen die Lage der Samurais anbetrifft, so ist dieselbe allerdings eine recht traurige und die Unzufriedenheit dieser Leute daher nur zu berechtigt. Vor allen Dingen hätten ihnen, wie auch ihren Fürsten, in dem neuen Staatswesen eine bevorzugte Stellung und ein Antheil an der Regierung gewahrt bleiben müssen. Man hätte die alten Fürstenthümer als administrative Bezirke bestehen lassen, die Beamtenstellen mit einheimischen Samurais besetzen und den übrigen durch Schaffung von Provinziallandtagen oder Gemeindevorständen einen Antheil an der Regierung gewähren sollen; auch wäre es nicht unmöglich gewesen, ihre Existenz sicher zu stellen, indem man einen Theil mit Grundbesitz dotirt hätte. Anstatt dessen hat man die Fürstenthümer als administrative Einheiten aufgelöst und zu großen Regierungsbezirken vereinigt, die Samurais in dem Lande, wo sie früher die Herren waren, auf gleiche Stufe mit den Bauern, ihren ehemaligen Untergebenen gestellt, ja noch unter diese herabgesetzt, indem man durch Schaffung von Bezirksräthen, für welche das active und passive Wahlrecht von der Entrichtung einer gewissen Grundsteuer abhängig gemacht ist, den Bauern wenigstens einen gewissen Antheil an der inneren Verwaltung zugestanden hat. Die

Hauptbedingung der Fortexistenz dieses Standes aber, die materielle Lage, ist noch viel schlimmer gestellt worden. Gleich in den ersten Jahren des Bestehens der neuen Regierung waren die Jahrgehälter reducirt worden; die von geringerem Betrage in mäßigem Verhältniß, die größeren aber sehr bedeutend. Im Allgemeinen war, ausgenommen in den Taikunländern und im Norden, so schonend verfahren worden, daß die Samurais sich fügten. Daß die Jahrgehälter aber auch nach dieser Reduction, wodurch ihr Total auf siebenzehn Millionen war herabgesetzt worden, auf die Dauer nicht fortgezahlt werden konnten, war selbstverständlich, nur hätte man allmählich und mit besonderer Rücksichtnahme auf die einzelnen Verhältnisse vorgehen müssen. Vor Allem mußte gesorgt werden, daß den Alten bis an ihr Lebensende ein anständiges Auskommen gesichert blieb und ihrer Nachkommenschaft eine genügende Erziehung und Vorbereitung zu einem Lebensberuf. Statt dessen hat man vor Kurzem die Jahrgehälter unter abermaliger Reduction nach einer allgemeinen Schablone capitalisirt und die Capitalien in zinstragenden Staatsschuldsscheinen ausgezahlt. Diese letzere Maßregel ist die allerwerderblichste; denn da die Samurais nicht gelernt haben, zu wirthschaften, so wird voraussichtlich ein großer Theil die Staatspapiere um jeden Preis losschlagen und den Erlös in kurzer Zeit aufzehren oder durch unvorsichtige Anlage verlieren.

Mit den Samurais der Taikune und der ihnen ergebenen nördlichen Fürsten ist die Regierung geradezu hart verfahren; denn alle, die der Sache ihrer Herren treu geblieben waren und den kaiserlichen Truppen Widerstand entgegengesetzt hatten, wurden ihrer Einkünfte ganz beraubt, den anderen wurde ein geringer Theil belassen. Von ihnen befindet sich eine große Anzahl im äußersten Elend und viele thun, um sich am Leben zu erhalten, Auldienste.

So wird ein großer Theil der Samurais nach und nach zu Grunde gehen oder verkommen, und doch sind sie gerade das culturfähige Element im Volke. Im Allgemeinen hat der Bauer und Städter, wie schon oben angeführt worden, seine sclavische Vergangenheit noch nicht verwinden können; trotzdem er jetzt politisch frei geworden ist, erkennt er in den Samurais noch immer seine Herren.

Das Cabinet.

Wie ich oben bereits gezeigt habe, ist die unumschränkte gesetzgeberische Gewalt beim Cabinet, Daidjokuan, von den Ausländern allgemein, aber unpassend, Staatsrath genannt. Der Kaiser wohnt zwar dann und wann den Cabinetssitzungen bei, aber mehr pro forma oder um mit den Regierungsgeschäften vertraut gemacht zu werden, als um an den Beratungen Theil zu nehmen. In Wirklichkeit regiert Sandjo an seiner Statt. Das Cabinet besitzt auch die höchste vollziehende Gewalt, wie schon daraus hervorgeht, daß alle Chefs der Ministerien Sitz und Stimme darin haben. Es giebt wohl kaum ein Land, wo die Centralisation so auf die Spitze getrieben ist, wie in

Japan; selbst die Minister, und vor allen der des Außern, müssen Verfügungen über uns ganz unbedeutend scheinende Fragen ihres Ressorts der Entscheidung des Cabinets vorlegen, das sich daher auch jeden Tag versammelt. Dieses System ist wohl großen Theils durch den Umstand gerechtfertigt, daß die meisten japanischen Beamten nicht fähig sind, verantwortliche Stellungen selbstständig auszufüllen; andererseits aber ist die Regierung durch die Sorge um ihre Existenz gezwungen, auf Alles was geschieht, ein wachsames Auge zu haben. Die Chefs der administrativen Unterabtheilungen, die Präfecten der Stadt- und Landkreise sind zwar in einer Beziehung, was die Verwendung der Kreissteuern anbetrifft, von der Regierung wenig kontrolirt, — erst seit Anfang dieses Jahres ist in den neugeschaffenen Landtagen den Grundbesitzern eine berathende Stimme dazu ertheilt worden — sonst aber, besonders wenn es sich um Maßnahmen handelt, die aus dem Geleise der gewöhnlichen Routine herausführen, mögen dieselben auch ganz örtlicher Natur und von geringer Wichtigkeit sein, muß immer an die Centralregierung in Jedo berichtet werden. Zumal sind die Präfecten in den dem fremden Handel geöffneten Häfen jeder eigenen Initiative beraubt, wodurch andererseits wiederum die Wirksamkeit der fremden Consuln lahmgelagt und in Fällen, wo rasches Handeln der Localbehörden erforderlich ist, die Interessen der Fremden geradezu geschädigt werden.

Die innere Verwaltung.

Japan ist in zwei und dreißig Land- und drei Stadtkreise (Jedo, Osaka, Kiyoto) eingetheilt, die jeder etwa eine Million Einwohner umfassen und von einem Präfecten verwaltet werden. Die Hauptobliegenheiten der Präfecten sind das Einsammeln der Grundsteuern, die Förderung von Handel und Gewerbe durch Instandhaltung der Verkehrsstraßen und Wasserwege, sowie Anlegung von neuen, durch Ertheilung von Geldunterstützungen und Begünstigung der jetzt allenthalben entstehenden Handels- und Gewerbe-Associationen. In der Regel jährlich ein Mal versammeln sich die sämmtlichen Präfecten in der Hauptstadt zur gemeinsamen Berathung über Gesetzesvorlagen der Regierung, welche die innere Verwaltung betreffen. So oft solche Berathungen noch stattgefunden haben, ist nur der Eifer zu bemerken gewesen, mit dem die Präfecten die Vorschläge der Regierung gutgeheißen haben.

Der Präfect ist auch Magistrat für alle Erbschafts- und Adoptions-Angelegenheiten.

Im Allgemeinen geht das elterliche Vermögen ohne Weiteres auf den ältesten Sohn über; wenn aber die Eltern diesen zur Erbschaft für unfähig oder unwürdig halten, oder derselbe aus eigenem Antriebe verzichtet, so muß diese Thatsache zur Kenntnißnahme und Genehmigung dem Präfecten angezeigt werden.

Das Institut der Adoption ist bekanntlich in den Ländern chinesischer

Cultur von weit größerer Bedeutung als bei uns. Es beruht auf dem Ahnencultus; die Familie läßt man nicht aussterben, resp. ihren Namen nicht erlöschen, um die Verehrung der Ahnen auch in der Zukunft zu sichern.

Nicht allein die Samurais, sondern auch das gewöhnliche Volk haben dieses Herkommen bewahrt. Das letztere hat allerdings nicht nöthig, die Adoptionsfälle der Behörde anzuzeigen, wohl aber die Samurais als Privilegirte und Inhaber erblicher Renten. Nachdem jetzt die Capitalisirung der letzteren erfolgt ist, besondere Privilegien für den Samurai-Stand auch nicht mehr bestehen, ist die Anmeldung der Adoptionen für den Staat eigentlich nicht mehr von Interesse; dieselbe dürfte aber dennoch fortfahren obligatorisch zu sein und auch auf das gewöhnliche Volk ausgedehnt werden, da Adoptionen Civilstandsacte von eben solcher Bedeutung sind, als Heirathen und Geburten, deren Registrirung seit einigen Jahren eingeführt worden ist.

Die Gemeinden.

Die Organisation der Stadt- und Landkreise ist nach der Restauration an die Stelle des Feudalwesens getreten und beruht auf europäischen Principien.

Die Gemeindeverwaltungen in den Dörfern und Städten hingegen sind ziemlich so geblieben wie vor Alters. An der Spitze derselben steht der Kotcho oder Gemeindevorsteher. Die Ernennung desselben steht zwar dem Präfecten zu, er wählt aber in der Regel einen angesehenen Ortseingewohnten. Die Gemeindevorsteher haben zunächst die Civilstandsregister zu führen, auch stehen ihnen gewisse notarielle Befugnisse, als Legalisirung von Unterschriften, Ausfertigung von Kaufverträgen und Cessionsacten über liegendes Eigenthum zu. Sie haben, was zur Zeit des Taikunats ihre Hauptobliegenheit war, ferner darüber zu wachen, daß die Bauern nach stattgefunder Ernte ihre Steuern pünktlich an die Kassen abliefern, daß die Dorfwege und die Dämme und Wasserleitungen der Reiskelder in Stand gehalten und die Landstraßen, die das Dorfgebiet berühren, gefehrt werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)





Zwei Fragen, die nicht brennen.

Von

B. H. Straußberg*).

— Berlin —

Wenn die chronische Apathie der Deutschen gegen Alles, was nicht ein rein speculatives theoretisches Interesse gewährt, in lebhaftester Betheiligung an practischen Fragen umschlägt, so kann man sicher sein, daß nur zufällige oder tendenziöse äußere Anregung, nicht aber innere sachliche Ueberzeugung die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen ist, und daß wir dann ebenso unüberlegt, ungeduldig und ungestüm radikale Veränderungen anstreben, wie wir uns vorher theilnahmlos den wichtigsten Tagesfragen gegenüber verhalten haben. Dieser Eigenthümlichkeit verdanken wir die Ueberstürzung, mit der man seit 1866 auf jedem Gebiete der Gesetzgebung Veränderungen vorgenommen hat.

Gegenwärtig stehen zwei Fragen auf der Tagesordnung, welche von äußerster Bedeutung sind, bei denen das Publicum angeregt worden ist, Umgestaltungen zu verlangen, ohne Klarheit, um was es sich handelt, und ohne ein nützlich, practisches Ziel im Auge zu haben. — Es ist daher zu befürchten, daß Entscheidungen getroffen werden, die für unser wirthschaftliches Leben Unheil bringend sind, bei denen man von falschen Prämissen ausgeht, weil Ursache und Wirkung verwechselt werden, und weil der wirkliche Grund für das Angestrebte nicht zu Tage tritt.

Eisenbahn- und Wirthschafts-Reform sind diejenigen Gegenstände, um die es sich handelt.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß es auf dem ökonomischen Gebiete keine Fragen von größerer Wichtigkeit gibt, und es folgt daher auch, daß es

*) Bezüglich der Haltung der Redaction den Streitfragen des Tages gegenüber gestatten wir uns auf die Bemerkungen hinzuweisen, mit denen wir die Veröffentlichung des von Kardorff'schen Aufsatzes in Heft 23 begleitet haben. D. R.

nicht meine Absicht sein kann, dieselben hier erschöpfend zu behandeln; ich bezwecke vielmehr nur zu beweisen, daß keiner der beiden Gegenstände spruchreif, und daß eine sofortige Erledigung nicht rathsam ist, weil man sicherlich falsch entscheiden wird.

Es ist seit Jahren viel Gages über die Mißstände im Eisenbahnwesen gesprochen, und es ist ohne jede Begründung und überhaupt ohne Andeutung der innezuhaltenden Richtung angenommen worden, daß unser Eisenbahnsystem mangelhaft und das Tarifwesen reformbedürftig ist. Von diesen Prämissen aus glaubt man eine Heilung aller Uebel allein in der Verstaatlichung der Eisenbahnen und in einheitlichen Fracht-Tarifen zu finden.

Die Geschichte der preussischen Eisenbahnen, namentlich bezüglich der Rolle, welche der Staat dabei gespielt hat, ist noch zu schreiben, und es ist nicht unmöglich, daß ich das von mir gesammelte Material dazu benützen werde, um die hier schwach angedeuteten Umrisse in klare lebende Bilder zu verwandeln.

Es genügt für meinen heutigen Zweck, zu behaupten, daß unser Privat-Publicum sich zwar in Momenten, wo Eisenbahn-Unternehmungen populär waren, als Actionaire dabei betheilt, daß sich dasselbe aber niemals ernstlich für die bei Eisenbahnen in Betracht kommenden practischen Fragen interessiert hat und daher auch kein Verständniß für die Sache besitzt.

Das Resultat ist, wie zu erwarten stand — was die private Thätigkeit betrifft — daß man bei uns sowohl im Thun als auch im Lassen Zeit, Maaß und Richtung verfehlt hat, und daß, während der Staat allein unserer Eisenbahnpolitik ihre Richtung und unserem Eisenbahngesetz und Wesen seine Gestalt gab, der Staat allein in der Lage war, vom Anfang an ein klares Ziel zu verfolgen.

Ob dieses Ziel ein vom höheren Gesichtspunkte aus erlaubtes, richtiges und würdiges war, lasse ich vorläufig dahingestellt; dieses Ziel ist aber stets beharrlich verfolgt, und wenn auch äußerem Zwange folgend, es scheinbar von Zeit zu Zeit unterbrechend, hat doch die Regierung aus diesen Unterbrechungen stets materielle Vortheile auf Kosten des Privat-Publicums zu ziehen gewußt.

Der Staat erstrebte bei uns fast von Anfang an womöglich den Besitz und die Verwaltung — jedenfalls aber die gänzliche Beherrschung unserer Eisenbahnen. Die Gesetze und Verordnungen sind dazu angethan, willkürlich mit dem Privateigenthum der Actionaire schalten und walten zu können.

Die Concessionirung und Controle ruht in Händen Derer, die als Verwalter von Staats-Eisenbahnen eigentlich Concurrenten der Privatbahnen sind, und eine enge und falsch verstandene Auffassung der Staatsinteressen veranlaßt die Behörden, das Aufsichtsrecht des Staates nicht nur dazu zu benutzen, um den Besitz von Privatbahnen an sich zu ziehen, sondern Dieses auch zu gleicher Zeit unter mehr als günstigen Bedingungen zu erreichen.

Niemand wird es der Regierung zumuthen, bei Uebernahme von Privatbahnen mehr als deren Werth zu zahlen; ganz anders liegt aber die Sache, wenn sich behaupten und beweisen läßt, daß der Staat durch seinen Besitz

von Eisenbahnen und seine Stellung als Aufsichtsbehörde in der Lage ist, künstliche Resultate herbeizuführen, durch welche finanzielle Vortheile erreicht werden, die sonst nicht erwachsen würden. — Hierbei bleibt noch zu berücksichtigen, daß, wie bedeutend auch der Gewinn sein mag, es nicht mit der Würde des Staates in Einklang zu bringen ist, einen solchen durch Manipulationen, die auch nur den leisesten Anklang von ungebührendem Gebrauch der Staatsmacht gegen Privat-Interessen haben, zu erzielen. Selbst die bedeutendsten Resultate in finanzieller Beziehung stehen übrigens in gar keinem Verhältniß zu den Nachtheilen einer Mißstimmung im Publicum, durch welche, wie dieses heute der Fall, der Unternehmungsgeist des Volkes gelähmt worden ist. —

Es kann selbst unter Annahme des correctesten Verfahrens nicht die Stellung der Behörden heben, wenn die Regierung in fortwährenden Verhandlungen mit verschiedenen Directionen (die Beamte der Actionaire sind) steht, und wenn in Folge dessen sich Börsenmanöver entwickeln, aus denen sich Majoritäten bilden, die nur aus reinen Speculations-Interessen sich in den Besitz von Actien setzen, und Transactionen sanctionirt werden, bei denen das Interesse der wirklichen Actionaire des Privatpublicums geradezu geschädigt wird, jedenfalls aber nicht in die Waagschale fällt¹⁾.

Die bei uns prävalirende Ueberzeugung, daß es erlaubt und patriotisch ist, im Interesse der Allgemeinheit den Einzelnen zu schädigen, ist der Art in Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst ein wahrhaft ehrenhafter Beamtenstand, bei dem die Meisten in ihren eigenen Angelegenheiten jeden Gewinn verschmähen, der sich vom höchsten ethischen Standpunkte aus nicht rechtfertigen läßt, im falsch verstandenen staatlichen Interesse ohne Scrupel sich bei Manipulationen betheiligte, die nicht gutgeheißen werden können. — Die Volksbeglückter in unseren Kammern sind in gleicher Weise Privatinteressen feindlich und begünstigen und unterstützen die Regierung, wenn es ihnen sonst politisch paßt, in einer nicht zu rechtfertigenden Behandlung der Privatinteressen. —

Das Verfahren der preußischen Regierung den Eisenbahnen gegenüber läßt sich in Folgendem kurz zusammenfassen:

Als die preußische Regierung noch nicht den vollen Werth von Eisen-

¹⁾ Wenn die englische Regierung, wie das bei der Uebernahme der Telegraphen-Linien in England der Fall war, sich für den Ankauf ähnlicher Objecte entschließt, so ist es dort üblich, daß das Parlament diesen Beschluß durch ein Gesetz bestätigt, es sind dann die Gesellschaften, resp. Besitzer zur Abtretung verpflichtet. Dieses Verfahren ist durch das dort angenommene Princip sanctionirt, daß das Parlament (Krone, Peers und Commons) befugt ist, durch Gesetz Alles zu bestimmen, was demselben im allgemeinen Interesse erforderlich scheint. Ein solches Gesetz verleiht der Regierung Expropriations-Rechte und es entscheidet dann eine für diesen Zweck bestimmte Behörde über den Werth der zu übernehmenden Objecte. Hierbei gilt immer die dem Staate würdige Anschauung, daß der volle Werth ohne jede Beeinträchtigung des Privat-Interesses und ohne Benutzung momentaner, den Werth beeinflussender Verhältnisse bezahlt wird. Es muß einleuchten, wie bei einem solchen Verfahren die Börsen-Speculation und Alles Ungeziemende vermieden wird.

bahnen kannte und auch noch nicht an so große Transactionen gewöhnt war, wie dieses heute der Fall ist, ließ sie beim Entstehen unseres Eisenbahnwesens der Speculation des Privatpublicums gewissermaßen freien Raum. — Die Eisenbahnmanie in anderen Ländern, den ersten Erfahrungen auf dem Eisenbahngebiete folgend, übertrug sich auch auf Preußen, und so entstanden mehr Bahnen, als im Augenblick erforderlich waren.

Mangel an Erfahrung und die Noth der Kinderjahre bei allen Eisenbahnen, bei denen nicht gerade die allergünstigsten Verhältnisse vorhanden waren, führten zu unbefriedigenden Betriebsergebnissen. Dieses und die bei Bauten stets vorkommenden Mehrbedürfnisse und darum erforderlichen Mehrcapitalien hatte die nöthige Ernüchterung und consequente Krisis im Gefolge; die Eisenbahn-papiere wurden im Course gedrückt und eben so unpopulär, wie sie vorher gesucht gewesen waren. — Wenn auch die Regierung vielleicht vom ersten Entstehen der Eisenbahnen an nicht an deren Acquirirung gedacht hat, so lag es in der bei uns üblichen Bevormundung des beschränkten Unterthanen-Verstandes, daß der Gesetzgebung die Form und den Behörden die oben angedeuteten Befugnisse gegeben worden sind.

Inzwischen hatten die Behörden ein richtigeres Verständniß von dem finanziellen Werth guter Eisenbahnlinien erlangt, und der Instinct des preussischen Beamtenthums animirte dasselbe, nach Besitz, wenigstens aber nach Verwaltung bestehender Bahnen zu streben. — Die damals natürliche Unzufriedenheit der Actionaire wurde von den Behörden benutzt; jedenfalls war diese Unzufriedenheit dadurch potenzirt, daß Seitens der Verwaltung, wie dieses seit der letzten Krisis auch geschehen, plötzlich viel strengere Saiten aufgezo-gen wurden und so gewissermaßen dadurch das verdammende Urtheil gegen alle Privat-Entreprisen und Privat-Verwaltungen regierungsseitig bestätigt ward. — Der Staat benutzte unter von der Heydt jede Gelegenheit, wo die Bedürfnisse der Bahnen dieselben nöthigten, von der Regierung etwas zu verlangen, seinen Einfluß, seine Verwaltung und seinen Besitz zu erweitern. Die hierauf bezüglichen Schritte bei der Berlin-Frankfurter, jetzt Niederschlesisch-Märkischen, der Bergisch-Märkischen, der Oberschlesischen und anderen Bahnen rechtfertigen weitere als die hier gemachten Behauptungen. Die Folge von alledem war die Unpopularität von Privatbahnen, die Erweiterung des Staatsbesitzes und der größere Umfang von Staatsbauten. — Als nun die vom Staate über-nommenen Bahnen durch die natürliche Entwicklung ihres Betriebes günstige Resultate zeigten, erntete die Staatsverwaltung ein unverdientes Renommée, welches sie noch jetzt genießt, obgleich es nachweisbar ist, daß der Staat theurer verwaltet und dem Publicum, wo seine Bahnen concurrenzfrei sind, weniger gewährt, als durch Concurrenz von Privatbahnen geschieht.

Was ich hier behaupte, bin ich, wenn es bestritten werden sollte, zu beweisen bereit; es bedürfte aber dieses Beweises kaum, wenn das Publicum bei uns seine eigenen Angelegenheiten mit Interesse verfolgte. — Oberschlesien, ehe ich die Rechte-Oderufer-Bahn baute, illustriert dies allein.

Hier soll angedeutet sein, daß das preußische theilnahmlose Publicum sich schon früher auf dem Eisenbahngebiete hat irre leiten lassen.

Bei der von der Heydt'schen Politik hat Niemand eifriger, thätiger und fähiger mitgewirkt, als der jetzige Handelsminister Herr Maybach. Wie entwickelte sich nun die Sache weiter?

Während 12 Jahren ruhte unter von der Heydt der Privateisenbahnbau; inzwischen war die Erweiterung bestehender großer Bahnen, wie auch Staatsbauten, zwar fortgesetzt, aber nicht in einer den sich herausstellenden Bahn-Bedürfnissen des Landes entsprechenden Weise, und es entstand eine wahre Eisenbahnmoth, wenigstens in der Meinung des Publicums. — Inzwischen entspann sich die Conflictzeit, und die Abgeordneten, die in den letzten Jahren die Regierung mit Baugeldern überschüttet haben, fanden damals nicht concrete, sondern ganz abstracte Gründe gegen Staatsbahnen und Staatsbauten. — Für Privatunternehmungen war kein Geld vorhanden, theils weil unsere Bankinstitute noch zu unbedeutend waren, sich selbst wesentlich zu betheiligen, theils als Folge der künstlich begünstigten Unpopularität von Privatbahnen, und hauptsächlich, weil die Gesetzesvorschriften der Art waren, daß darunter effectiv nicht zu bauen war. Unser Publicum hatte kein Verständniß für Rentabilität und unsere Banquiers kein Capital für die Anlage. — Die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Bahnen ihre Kinderjahre zu bestehen haben und die Gewohnheit der speculirenden Welt, Alles nur nach dem Course und nicht nach seinem innern Werth zu schätzen, verschlimmerte die Lage.

So blieb für die Herstellung von Privatbahnen nur der Weg übrig, das Nominal-Capital höher zu greifen und durch die General-Entreprisen dem Publicum Actien unter pari zu geben.

Unter dieser Form sind denn auch nach Abgang von der Heydt's Concessionen ertheilt und Bahnen gebaut worden. — Die Regierung konnte kein Geld von den Kammern bekommen und sah ein, daß ein weiterer Stillstand auf dem Eisenbahngebiete absolut unmöglich war. — Die den Minister leitenden Rätthe, d. h. diejenigen, die quasi die Traditionen im Eisenbahn-Wesen repräsentirten, ließen sich denn auch vom Grafen Jbenpliz, der absolut Bahnen wollte, bestimmen.

Trotz des so entstandenen Umschwunges in der Eisenbahnpolitik wurde nach meiner festen Ueberzeugung nicht einen Augenblick das schon erwähnte Ziel Seitens der Regierung außer Acht gelassen. — Es wurde daher die Erweiterung aller großen bestehenden Bahnen und namentlich derjenigen, die unter Staatsverwaltung standen, begünstigt. Die Folge dieser Politik war, daß die Interessen der großen rentablen Bahnen geschädigt und das Vertrauen im Publicum für Eisenbahnen dauernd zerstört worden ist; Beides ist aber der Weg zur Staatsverwaltung oder zum Staatsbesitz. — Es hätte nichts geschadet, wenn neue kleine Bahnen nicht rentirten; darum konnte kein berechtigtes Vertrauen in Eisenbahnen verloren gehen und keine sicheren Hoffnungen getäuscht werden. Es waren solche Unternehmungen eben Speculationen, die sich erst ihre Position zu erwerben hatten.

Wenn aber die Köln-Mindener, die Anhalter, die Magdeburg-Halberstädter, die Bergisch-Märkische und andere Bahnen, die über jeden Zweifel erhaben dastanden, plötzlich in ihrer Rentabilität der Art zurückgingen, daß der solide Actienbesitzer, der dieselben als sichere Capitalanlagen und nicht als Speculation besaß, häufig zwei Drittheil seines Vermögens verlor, dann ist ein chronischer Schaden und ein dauerndes Mißtrauen hervorgerufen, deren Folgen nicht zu übersehen sind. — Im Vorhergehenden liegt der Hauptfehler, der im Eisenbahnwesen in letzter Zeit begangen ist, und dieser Fehler ist der Regierung ganz allein zu verdanken.

Die großen Gesellschaften waren beinahe gezwungen, jedenfalls angeregt, ihr einträgliches Bahngebiet zu Gunsten nicht rentabler Strecken zu erweitern. Bei der Magdeburg-Halberstädter Bahn ist es gradezu nachweisbar, wie, von Concessionirung der Lehrter Strecke an, dieser Bahn Concessionen gegeben worden sind, die dem ursprünglichen Unternehmen nur schaden konnten und welche sich nur erklären lassen, wenn man voraussetzt, daß die spätere Uebernahme Seitens des Staates von Anfang an in's Auge gefaßt war, allerdings mit Verlust für die Betheiligten und zum zeitigen Werthe! Wie die Angelegenheit steht, wird der Staat und die Speculation verdienen; die Direction, eine Behörde, die bei unserer Gesetzgebung überhaupt eine falsche Position einnimmt, wird nicht zu kurz kommen, und das Ziel wird erreicht.

Wie den großen bestehenden Bahnen jeder Vorzug bezugs Concessionen und Bedingungen gegeben, so ist den neuen Gesellschaften Alles verweigert worden, was sie hätte lebensfähig machen können. Der Bau wurde überall dadurch vertheuert, daß gleich bei Herstellung der Bahnen, wo sich die Bedürfnisse noch nicht herausgestellt hatten und die Capitalsbeschaffung kostspielig war, Anlagen verlangt wurden, die keine Rente bringen konnten und das Baucapital unnütz erhöhten. Zu Gunsten von Adjacenten, die keine entsprechenden Gegendienste leisteten, wurde häufig die Bahnlänge vergrößert und deren Richtung beeinflusst.

Berlin-Görlitz ist aus diesem Grunde 2 Meilen länger, als nothwendig, und deshalb beherrscht diese Bahn nicht die Strecke Waldenburg-Berlin.

Hier ist nicht der Ort, diese Fragen weiter zu behandeln — es genügt, daß den neuen Bahnen Alles versagt wurde, was sie hätte lebensfähig machen können, wie den alten Alles gegeben wurde, was deren Gebiet zwar erweiterte, aber ihre Prosperität untergraben mußte.

Sei dem indessen, wie ihm möge — es sind eine Zahl Bahnen entstanden, die für das Land, für den Verkehr vortheilhaft sind, die aber die gehegten Erwartungen bezugs Renten nicht erfüllt haben, und dieses hat neben der Entwerthung der sogenannten schweren Bahnpapiere und der Finanz-Krisis überhaupt, zu einer Mißstimmung gegen Privatbahnen und zu einer Stimmung für Staatsbahnen geführt. Diesen Augenblick benützt die Regierung ihr Staatsbahnproject vorzubringen und durch ganz oberflächliche und generelle Andeutungen, daß einheitliche Tarife und Staatsbahnen den

Interessen des Publicums besser dienen würden, zu motiviren. Der niedrige Cours unserer Eisenbahnpapiere ist eine Consequenz der Zeitverhältnisse und des darniederliegenden Verkehrs, theils auch der künstlich erzeugten Mißstimmung gegen Privatbahnen und der beinahe planmäßig herbeigeführten Verhältnisse der größeren Bahnen. Es ist dies zu bedauern — aber für sich betrachtet ist der Cours und die Prosperität der Bahnen ganz eigentlich Angelegenheit der Actionäre selbst und kein Grund für den Ankauf Seitens des Staates, sei es denn als reine Geschäftsfrage. Geschäfte soll aber der Staat nicht machen und vom Standpunkte der Actionaire ist der Augenblick für den Verkauf so ungünstig gewählt als möglich.

Die momentanen Verkehrsverhältnisse sowohl als die erzielten Dividenden sind keine normalen, auf welche eine Werthschätzung im Interesse der Actionaire geboten erscheint; die Zeiten werden besser, der Verkehr wird sich heben und Eisenbahnen werden steigen.

Das allererste Princip im Handel und Verkehr ist, in billigen Zeiten zu kaufen und in theueren zu verkaufen. Die Regierung weiß dies und darum will sie jetzt auf Grund der durch unsere Handelsverhältnisse hervorührenden niedrigen Einnahmen den Kaufpreis normiren und außerdem verschlimmert sie, wie es den Anschein hat, aus langer Hand die Verhältnisse der Bahnen, die sie zu kaufen bezweckt.

Die Lage der Stettiner Bahn ist sicherlich nicht durch die Manipulation der Ostbahn und die Uebernahme der Hinterpommerschen gehoben. Berlin-Görlitz wird durch die Staatsconcurrentz gänzlich brach gelegt.

Halle-Sorau war vor Uebernahme Seitens des Staates an beiden Endpunkten absolut verriegelt, und es giebt zahllose Beispiele, wie der Staat durch seine Maßnahmen seine Ziele zu erreichen strebt, wie dadurch Alles beunruhigt wird und wie die Börse mit eingreift, um aus der Staatsidee eine Speculationsfrage zu machen.

Die Erledigung der Eisenbahn-Reform, wenn solche wirklich angestrebt wird, und selbst wenn sich gegen das Vorhergehende noch so Viel sagen ließe, brennt nicht, und es ist durch die Art, wie dieselbe behandelt wird, da die Frage nicht spruchreif ist, und in einer Zeit, wo Leidenschaften eher als ruhige Ueberlegung zur Geltung kommen müssen, der natürliche Impuls zur Besserung zurückgedrängt, jede gedeihliche Entwicklung gehemmt und der Besitz von Eisenbahnpapieren durch die sich daraus ergebende Speculation auf der Börse unsicher gemacht. Was eigentlich unter Eisenbahn-Reform zu verstehen ist, weiß Niemand.

Eine Anzahl Fragen, die bei Normirung der Tarife und im Haushalte der Bahnen selbst zu berücksichtigen sind, werden sich nur durch den Druck der Concurrentz neben freier Bewegung in der Verwaltung practisch erledigen.

In wie weit der Rückgang der Dividenden der Stagnation im Handel und Verkehr zuzuschreiben ist, in wie weit die Erweiterung bestehender Bahnen an diesen Rückgängen schuld ist, in wie weit bei neuen Bahnen die Entwicklungs-

periode, während welcher diese ihren Verkehr gewissermaßen anderen Bahnen abringen müssen, verlängert wird, in wie weit die Mittel, welche der Staat durch seine Bahnen anwendet, um diejenigen Bahnen, die er erwerben möchte, in ihrem Verkehr zu schädigen, sind Alles Fragen, die bis jetzt keiner gründlichen Prüfung unterworfen worden sind.

Ebenjowenig ist man sich klar darüber, ob es wichtiger ist, vermehrte Verkehrswege zu besitzen, selbst wenn diese sich nicht rentiren, oder ob die Steuerkraft des Landes dadurch leidet, daß sich bestehende Bahnen zwar hoch rentiren, ganze Landesgebiete aber vom Welthandel, von dem Verkehr und ihren Erzeugnissen ausgeschlossen sind. — Ferner hat keine erschöpfende Debatte darüber stattgefunden, ob dem Verkehr, also dem Wohlstand des Landes, mehr gedient wird mit einer Einheitlichkeit und Systematisirung der Tarife oder mit denjenigen Vortheilen, die aus einer freien Concurrnz aus dem Tarifwesen zu erzielen sind, — ob es zu erwarten steht, daß Staatsbeamte, wenn sie das ganze Bahngebiet beherrschen und durch nichts gedrungen sind, alle ihre Kräfte anzuspannen, um Erleichterungen, Erweiterungen und welche anderen Vortheile im Verkehr herbeizuführen, dieses in demselben Grade vermögen würden, wie es die Verwaltung von Privatbahnen thun müßte, wenn sie, sich frei bewegend, einer Concurrnz gegenüber stände, die im Kampf um's Dasein sie zwingen würde, Nichts unversucht zu lassen, den Verkehr für sich zu gewinnen.

In der Neigung unserer Volksvertretung, überall Bevormundung des Publicums gut zu heißen, findet man es denn auch begründet, daß die Eisenbahnfrage immer nur von diesem Standpunkte aus behandelt wird, und Alles scheint sich darum zu drehen, ob und wie die Eisenbahngesetze so verändert werden können, daß die Bahnen prosperiren müssen, während dies eigentlich Sache der Betheiligten selbst ist.

Der Staat hat das Recht, die Eisenbahnen, sie als Verkehrs- und öffentliche Wege betrachtend, zu Allem anzuhalten, was billiger Weise im Interesse des öffentlichen Verkehrs liegt. Im Uebrigen sind Eisenbahnen wie Individuen zu behandeln, die für sich zu sorgen haben, und denen es überlassen bleiben muß, zu prosperiren, so gut sie können.

Es scheint mir verständlich, daß man den Eisenbahnen Beschränkungen auferlegen kann, da, wo die Ausübung ihrer Rechte mit den öffentlichen Interessen collidirt. Man kann mit vollem Recht verlangen, daß in der Zahl der Züge, in deren Schnelligkeit, in dem Tarif u. für die Allgemeinheit gesorgt wird; niemals aber kann es im Interesse der Allgemeinheit liegen, die Eisenbahnen in ihrer Concurrnz zu stören, selbst wenn sie mit Verlust fahren wollen.

Wenn der Staat der alleinige Besitzer von Bahnen ist und vom engen Gesichtspunkte der Rentabilität ausgeht, so kann man allerdings gegen den Bau von Concurrnzbahnen sein und den Verkehr, wie es auch den Gegenden schädlich sein würde, zwingen, die bestehenden Wege zu wählen; niemals wird

es aber dem öffentlichen Interesse dienen, wenn die Bahnen nicht eben gänzlich in Staatshänden sind, gegen parallele oder vermehrte Verkehrswege zu sein.

Es kann dieses allerdings die Rentabilität der Bahnen beeinträchtigen und hierin liegt allein schon auf die Dauer die Beschränkung, welche wünschenswerth ist. Das Publicum kann immer nur durch den Kampf zwischen concurrirenden Bahnen gewinnen, und im Staatsinteresse liegt es, Bestimmungen zu treffen, daß die Verkehrsinteressen nicht gefährdet werden durch Combinationen oder Betriebs-Vereinigungen concurrirender Linien.

Im Vorhergehenden glaube ich genügend angedeutet zu haben, daß der Gegenstand der Eisenbahn-Reform nicht entsprechend ventilirt worden ist, und daß es daher für das allgemeine Wohl schädlich sein würde, wenn man jetzt schon sich für eine Verstaatlichung der Eisenbahnen oder für eine Unificirung der Tarife entscheiden wollte. Ich habe diesen Gegenstand überhaupt hier nur deshalb angeregt, weil er in intimen Beziehungen steht zu den Gründen, die auf einigen der wichtigeren Gebiete für Schutzzölle angeführt werden. Zum Beispiel unsere Eisenindustrie weist mit Recht darauf hin, daß bei uns Eisenerz und Kohle in verschiedenen Gegenden vorkommen, und daß die Productions-Centren vom Meere entfernt liegen; es würde indessen schwer fallen, ganz abgesehen von der Rathsamkeit oder Durchführbarkeit der Sache, sich eine Zolltarif-Erhöhung zu denken, durch welche auch nur annähernd soviel zur Verbesserung der Eisenindustrie wie durch eine Reduction der Frachten für Kohlen, Erz und Eisen geschehen könnte.

Selbst wenn man berechtigt wäre, unsere Zolltariffrage von dem Standpunkte des Schutzes für unsere Industrie zu behandeln, so würde, um das Maaß des erforderlichen Schutzes zu finden, die Frage, in wie weit durch Ermäßigung der Frachttarife Abhülfe geschaffen ist, vorausgehen müssen, und es ist daher selbst von diesem Gesichtspunkte aus der Moment für eine Zolltarif-Revision nicht gekommen. Die Zolltarifangelegenheit ist jedoch in einer ganz anderen Form an das Publicum gelangt. Sie erscheint wie das Bild des Janus mit zwei Gesichtern: einmal als Revenue-Bedürfniß und auf der anderen Seite als Schutzengel für alle Zweige der öffentlichen Thätigkeit, und in dieser Doppelercheinung liegt eben die Gefahr, daß das Publicum resp. die Kammern, was den vorliegenden Tarif betrifft, zu Schlüssen gelangen, welche die Wünsche des Publicums nicht befriedigen werden.

Ohne in die Geheimnisse der Regierung eingeweiht zu sein, bin ich indessen der Ueberzeugung, daß die Unklarheit nur auf Seiten des Publicums liegt. Man möge dem Fürsten Bismarck mit Recht oder Unrecht Unkenntniß der realen Verhältnisse, Dilettantismus, Milderung seiner Ueberzeugung und was noch vorwerfen, man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß Fürst Bismarck nicht ganz specielle Zwecke im Auge hat; denn es ist eben ein Hauptcharakterzug dieses großen Mannes, daß er klare Ziele verfolgt und zur Erreichung derselben sowohl Parteien, wie auch Fragen zu benutzen weiß. Es liegt das in unseren Zuständen, in seiner exceptionellen Stellung,

und auch in gewissem Grade in seiner Pflicht als Staatsmann. Fürst Bismarck, wie jeder denkende und conservative Staatsmann, muß empfinden, daß die größeren Bedürfnisse des modernen Staates durch directe Besteuerung nicht zu befriedigen sind, ohne entweder Confiscation des Vermögens, oder diejenige Belastung des Individuums, die unerträglich sein würde, herbeizuführen.

Das Bestreben der Demagogie in allen Ländern, directe Steuern einzuführen, geht von der Ueberzeugung aus, daß dadurch diejenige allgemeine Unzufriedenheit erregt wird, welche zur Erreichung ihrer Ziele erforderlich ist; in gleicher Weise führt das instinctive Gefühl Derjenigen, die ein Verständniß für die Bedürfnisse und Liebe für die Erhaltung des Staates haben, zu der Ueberzeugung, daß die Staatseinkünfte womöglich aus indirecten Quellen fließen müssen.

Fürst Bismarck benutzt daher den momentanen Stand unserer Finanzen, der doch wesentlich den vorübergehenden Stockungen im Handel und Industrie zuzuschreiben ist, um die Beschaffung neuer Staatseinnahmen zu motiviren. Da er auf die Gewährung dieser Mittel nicht ohne Weiteres rechnen zu können glaubt, so hat er zu gleicher Zeit die Bombe des Schutzzolles unter die Parteien geworfen, um diese zu desorganisiren und sich eine Majorität durch die Anregung von Specialinteressen zu sichern.

Es ist die Aufgabe des Staatsmannes mit Factoren zu rechnen, und so kann man von diesem Gesichtspunkte aus den Fürsten Bismarck nicht tadeln, wenn er diesen Weg für die Erreichung seines Zieles wählen zu müssen geglaubt hat. Es ist aber Beruf und Pflicht der Volksvertretung, neben der Gewährung der erforderlichen Mittel auch bedacht zu sein, inwieweit der eingeschlagene Weg geeignet erscheint, die im staatlichen Interesse erforderlichen Rechte der Landes-Vertretung zu schädigen, und hier kann es nicht fraglich sein, daß es gefährlich ist, eine Zersekung der Parteien zu begünstigen, daß es nicht rathsam ist, große Fragen auf falschen Prämissen zu erledigen, und daß es erspriesslicher sein würde, wenn jede der beiden Fragen für sich selbständig beurtheilt und behandelt würde. Im vorliegenden Falle ist dieses um so leichter, als sich durch Besteuerung einiger Gegenstände nicht nur die erforderliche Summe für die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Einnahme und Ausgabe, sondern auch noch ein so bedeutender Ueberschuß beschaffen ließe, daß damit Abhülfe auf anderen Gebieten geschafft werden kann. Tabak, Spiritus, Bier, Kaffee, Thee und Zucker genügen für obige Zwecke, und hierauf hätte sich die Frage vorläufig beschränken müssen. Man wäre dann in der Lage gewesen zu fragen, wie sich die Einnahme des Staates dauernd (nicht nach der jetzt gedrückten Lage) herausstellen würde, und wie hoch man die Besteuerung schrauben könnte, ohne durch Minder-Consumtion die Einnahme zu schädigen. Auch müßten Ermittlungen vorangehen, aus denen ersichtlich wäre, wie sich bei verschiedenen Scalen der neu einzuführenden Steuern die betreffenden Einnahmen gestalten würden.

Ob solche Ermittlungen vorhanden sind, weiß ich nicht. Dem Publicum

sind sie nicht bekannt, und doch kann sich eine öffentliche Meinung nur auf Vorlagen der Art bilden.

Bei der unglücklichen Neigung unserer Fractionen, Alles vom rein tactischen Standpunkte aus zu behandeln, ist Fürst Bismarck wahrscheinlich gerechtfertigt, wenn er ein Entgegenkommen der Parteien im Staatsinteresse allein für die rein finanzielle Seite der Frage nicht erwartete, und so rächt es sich, daß man es jetzt mit allen möglichen Ausgangspunkten zu thun hat, und daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem Vorwand des Schutzzolles mit einem Tarif beglückt sein werden, durch welchen allen möglichen Interessen Schutz in Lederbissen zuertheilt wird, die den Appetit anregen, aber den Magen nicht befriedigen werden.

Ich habe mir die Mühe gegeben, das Machwerk unter der Ueberschrift: „Revidirter Zoll-Tarif“ zu studiren und bin von dem Studium desselben mit der Ueberzeugung aufgestanden, daß derselbe in sich, wenn auch nicht harmlos, doch höchstens das Verdienst hat, dem Staats-Säckel eine Zahl von Brocken zuzuführen, ohne irgend einer der darin bedachten Interessen gerecht zu werden. Wenn es sich allein darum handelte, den vorliegenden Zolltarif anzunehmen oder abzulehnen, so würde es nach meiner Auffassung ziemlich gleichgültig sein, wie entschieden wird. Der Fehler liegt immer nur darin, daß man durch diesen Tarif Hoffnungen erregt, Geister geweckt hat, die man nicht wieder so leicht wird befriedigen können, und vielleicht war es die Absicht, ihn so zu gestalten, daß man durch die so angeregten Interessen die jetzt eingetretene Verwirrung in den Parteien chronisch mache.

Wenn es sich rechtfertigte, diesem oder jenem Zweige unserer Industrie Schutz zu gewähren, wenn es rathsam wäre, im Interesse der Handelsbilance Luxus und andere Gegenstände so zu besteuern, daß deren Import unmöglich wird, so ist selbst dieses im vorliegenden Zolltarif nicht erlangt; z. B. seidene französische Kleider werden trotz 900 Mark pro 200 Kilo doch importirt werden. Ein französischer Damenhut kann eine Steuer von einer Mark recht gut tragen.

Der russische Holzhandel — die einzige Handhabe, die wir gegen Rußland haben, denn die Einfuhr von Getreide zu verbieten, liegt nicht im Interesse unserer Hafenstädte — wird nicht verhindert werden durch einen Zoll von 60 Pfg. pro Fest-Meter, — 50 Pfg. pro 100 Kilo für Roggen, Gerste, Mais und Buchweizen sind kein bedeutender Schutz für den Landwirth und eben so wenig wird er durch eine Mark für Weizen beglückt.

Selbst die Eisen-Industrie, wenn sie Schutz bedürfte, kann nicht sehr gehoben werden durch eine Mark pro 100 Kilo für Roh-Eisen oder 1,50 Mark für schmiedbares Eisen, namentlich da man Abfälle von Eisenfabrikaten, Eisenblech u. s. w. zollfrei und gewissermaßen frachtfrei als Ballast importiren wird.

Neben dem Zolltarif hat der Bundesrath auch das Tabakssteuergesetz genehmigt und dessen eventuelle Annahme Seitens des Reichstages scheint in sicherer Aussicht zu stehen.

Die Eingangszölle für importirten sowohl wie die Steuer auf den im

Land erzeugten Tabak ist viel niedriger, als man — eine gründliche Wirthschaftsreform vorausgesetzt — hätte annehmen können. Es ist nur zu bedauern, daß durch das Hineinziehen der Schutzzollfrage die wirkliche Wirthschaftsreform in den Hintergrund tritt.

Als Sir Robert Peel die zu seiner Zeit höchst unpopuläre Einkommensteuer in England einführte, aus der dem Staatschatz jetzt 185,000,000 Mark zufließen, begleitete er dieses Gesetz durch Ermäßigung und Beseitigung von einer Anzahl von Artikeln im Zolltarif. Zu dieser Zeit war Sir Robert Peel noch ein eifriger Schutzzöllner, indem er soeben bei den allgemeinen Wahlen unter dieser Fahne über seine Gegner einen Sieg errungen hatte. Die erste Aufgabe, die ihm gestellt war, bestand darin, die seit Jahren bestehende Insufficienz der Einnahmen vis-à-vis den Ausgaben zu beseitigen. Dieser Aufgabe gegenüber ließ er für den Augenblick gänzlich die Principienfrage zwischen Schutz-Zoll und Freihandel außer Acht und widmete sich der Sache vom rein fisciatischen Standpunkte. Er ging an seine Arbeit mit Ernst und beseitigte das Uebel radical durch die Einführung der Einkommensteuer, und da es ihm geboten erschien, dem Volke da, wo er Großes von ihm verlangte, Compensationen zu bieten, so fürchtete er sich nicht, die Steuer gleich so hoch zu greifen, daß er in der Lage war, auf dem Gebiete der Zollermäßigung Etwas zu gewähren. Er vermied es also hier, verwirrende Momente, die sogar dort Tagesfrage waren, mit hineinzubringen. Zufälligerweise stellte es sich bald practisch heraus, daß Verminderung der Zölle nicht nöthigerweise Verminderung der Einnahmen bedeutete, indem eine erhebliche Reduction der Steuer auf Gegenstände des wirklichen großen Consums zu Mehrverbrauch und daher Ergänzung des Verlustes führten.

Aus diesen practischen Erfahrungen zogen Sir Robert Peel und später Mr. Gladstone ihre Schlüsse, durch welche diese beiden Staatsmänner schließlich zu Freihändlern wurden. Es lag in der Art, wie Sir Robert Peel seine Wirthschaftsreform einleitete, erstens und hauptsächlich eine klare und ausgesprochene Absicht, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen, und ebenso deutlich der Wunsch, dem Lande für die aufzuerlegende Bürde Compensation zu geben, und obgleich damals die Wogen zwischen Freihandel und Schutzzoll hochgingen, so hat Sir Robert Peel die Frage doch nicht hineingezogen und durch Principienstreit Nichts complicirt. Seine Maßregeln waren den fisciatischen Bedürfnissen angepaßt, theilweise sogar im Widerspruch mit seinen öconomischen Ansichten. — Eben wegen dieser Einfachheit der Behandlung konnten die wichtigen Principien später gründlich ausgetragen werden und nicht, wie es bei uns geschieht, zur Verwirrung der Anschauung führen. England hatte zur Zeit im Verhältniß mehr indirecte als directe Steuern. Es ließ sich im Augenblick nur auf dem Wege der Einführung directer Steuern eine Vermehrung der Staatseinnahmen erzielen. Diese wurden denn auch genehmigt, und als Ersatz dem Volke Erleichterung auf dem Gebiete der indirecten Steuern gewährt.

Wir leiden umgekehrt an zu drückenden directen Lasten und es bildet die Besteuerung gewisser Luxus-Consumartikel den einzigen Weg, das Erfordernisse zu erreichen.

Es müßte dann aber auch analog bei uns der Versuch gemacht werden, zu gleicher Zeit eine entsprechende Linderung in Bezug auf directe Besteuerung zu gewähren, und wenn dieses geschehen oder wenn man dies thun würde, so wäre es nicht nothwendig gewesen, die Pille der Tabak- und anderer Steuern durch das Hineinziehen des Principienstreites vom Schutz Zoll zu vergolden.

Es könnte gegen eine gleichzeitige Behandlung der directen und indirecten Steuern eingewendet werden, daß erstere vom Reiche, letztere von Einzelstaaten erhoben werden. Dieser Einwand ist indessen nur Formfrage, wenn bei der höchstmöglichen Besteuerung der angeführten Artikel zugleich bestimmt ausgesprochen wird, daß die dadurch resultirenden Lieberschüsse der Reichsstaatskasse unter den Einzelstaaten so zu vertheilen seien, wie jetzt die Matricular-Beiträge von den Einzelstaaten erhoben werden, und daß die zugeführten Gelder zur Ermäßigung der directen Steuern in den verschiedenen Ländern zu verwenden sind. Eine solche Einrichtung hätte noch den Vortheil, daß dieselbe wesentlich dazu beitragen würde, die Reichsidee gegen den Particularismus zu kräftigen.

Die gewählte Art der Behandlung läßt befürchten, daß der Zolltarif und die Tabaksteuer genehmigt werden ohne jene compensirende Momente, und wenn später auch der Versuch gemacht werden sollte, dieses nachzuholen, so werden die Kammern dann dankbar annehmen müssen, was ihnen geboten wird, anstatt darüber gewissermaßen machtgebietend verhandeln zu können. — Jetzt wird Alles in Fluß gebracht, die Wirthschaftsreform ist keine gründliche, die Schutz Zollfrage keine erledigte. Die höchsten Einnahmen sind nicht erreicht, und darum kann auch die wirklich wichtige Principienfrage der Erleichterung directer Steuern nicht erledigt werden. Alle Sachverständigen sind darüber einig, daß für die Erhaltung des Staates die Haupteinnahmen auf indirectem Wege zu beschaffen sind, und daß die directen Steuern allerdings überall im Rahmen zu erhalten, aber im Minimum zu erheben sind.

In England werden siebenundvierzig Millionen Pfund wesentlich aus der Besteuerung folgender Gegenstände erzielt: Malz (Bier), Wein, Tabak, Kaffee, Thee und Zucker. Ferner ergeben: Stempel-Steuer elf Millionen, Post, Telegraphie und andere Revenuen, die das Volk nicht belasten, ungefähr zwölf Millionen, so daß in England aus einer Jahreseinnahme von ungefähr vierundachtzig Millionen Pfund die directen Einnahmen nur ungefähr zwölf Millionen betragen. Es wird einleuchten, daß hier die Wahl derjenigen Artikel getroffen ist, die zwar in großem Maßstabe consumirt werden, die aber doch gewissermaßen Luxusartikel sind, welche man eben lassen kann, ohne die Ernährung zu beeinträchtigen. — Mutatis mutandis bieten diese Gegenstände bei uns auch die besten und geeignetsten Quellen der Besteuerung. Es bedarf keiner weitgehenden Auseinandersetzung das zu beweisen, was

Jedem, der sich die Mühe gegeben hat, die Verhältnisse der großen Masse der Bevölkerung zu beurtheilen, bekannt sein muß: daß der Arbeiter, der kleine Geschäftsmann, der Beamte, ja, die große Zahl derjenigen, die Steuern zahlen, in Verhältnissen leben, die es ihnen schwierig machen, irgend eine Summe für Steuern zu ersparen. Das Gros der Bevölkerung hat eben immer kaum genügend für seine Bedürfnisse — es lebt von Hand zu Munde und es fällt ihm schwer, die für directe Steuern erforderliche Summe zu ersparen, aufzubewahren und mit einem Male zu bezahlen. Es erscheint bei uns sowohl der Staats- wie Gemeinde-Fiscus stets in dem Einziehen directer Steuern einer großen Zahl der Bevölkerung gegenüber als eine unliebsame, verhaßte Institution. Viele Familien werden täglich in ihrer Häuslichkeit dem Untergange gewidmet durch die rücksichtslose Execution der Steuereinnehmer. Diejenigen, die im Wohlstand leben, haben wenig Begriff von den Trauerspielen, die täglich aufgeführt werden, und doch liegt hier vielleicht die Hauptquelle der Unzufriedenheit, der Grund, warum namentlich in großen Städten der Socialismus und andere demagogische Theorien bei einer großen Zahl der Bevölkerung so leicht Zugang finden.

Wollte man durch Gesetzgebung die große Zahl der Bevölkerung von diesen Steuern befreien, ohne den Ersatz auf indirectem Gebiete zu finden, so würde das wirklich bestehende realisirbare Vermögen nahezu confiscirt werden müssen. Mit einer solchen Confiscation wäre aber dem Arbeiter, dem Gros der Bevölkerung eben so wenig gedient, denn es würde eben dann Cultur, Handel und Gewerbe untergehen und die Gesellschaft in ihren Elementen zersezt werden.

Die Haupteinnahmen des Staates müssen nothwendiger Weise überall nicht von den einzelnen Reichen, sondern von der großen Menge genommen werden, und so bleibt nur die Frage, wo dies sicherer, leichter und ersprießlicher ist, auf dem directen oder indirecten Gebiet? Und hier wird sich Jeder sagen, daß es leichter ist, ein Glas Bier weniger zu trinken, den Thee etwas schwächer zu machen, den Kaffee etwas weniger zu süßen, den Branntwein etwas weniger sprithaltig zu extrahieren, als sich Geld aufzusparen, um am Ende des Quartals eine verhältnißmäßig bedeutende Summe dem Steuereinnehmer zu zahlen.

Es ist durch indirecte Steuern dem Gros der Bevölkerung, das doch Steuern zahlen muß, und dem Staate, der Interesse daran hat, der Menge so wenig lästig zu werden als möglich, mehr gedient, als durch directe Besteuerung. Der Staat muß indessen unter allen Verhältnissen auf gewisse Einnahmen rechnen können, und da die Einnahmen aus indirecten Steuern großen Fluctuationen unterworfen und weniger ergiebig sind, wenn Handel und Verkehr stockt und die allgemeine Prosperität leidet, so muß ein Theil der Einnahmen auf directer Basis beruhen. Hier liegt es aber im Interesse des Staates, diese Steuern so niedrig als möglich zu normiren, damit, die Veranlagungen im Rahmen vorhanden seiend, eine Erhöhung der Steuer, die

sich aus der Ungleichheit der indirecten Steuern sich ergebenden Lücken ersetzen kann.

Die Wirthschaftsreform so verstanden, so behandelt, würde meines Erachtens ganz andere und viel höhere Veranlagungen von Tabak- und ähnlichen Steuern bedingen, wenn zu gleicher Zeit die sämmtlichen directen Steuern auf ein Minimum reducirt würden, und in diesem Falle brauchte man nicht zu der Principienfrage des Schutzzolles zu greifen.

Es ist dem Reichskanzler bei unseren parlamentarischen Verhältnissen allerdings eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, weil eben die Differenzpunkte unserer Fractionen mehr theoretische, als ökonomische sind, und es mag ihm wünschenswerth erscheinen, durch die Art der Behandlung, wie ich sie hier indicirt habe, zerstückend zu wirken und das Augenmerk der parlamentarischen Vertretung mehr auf öconomische als auf rein politische Fragen zu lenken. Ich glaube indessen, daß dies eben so gut in der von mir angedeuteten Weise hätte geschehen können, während der eingeschlagene Weg nach meiner innigsten Ueberzeugung mit sehr großen Gefahren verknüpft ist. Wir befinden uns augenblicklich in einer wirthschaftlichen Krisis. Landwirthschaft, Handel und Industrie leiden, und unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß jedes der leidenden Interessen bereit ist, Hülfe zu suchen, wo es dieselbe zu finden glaubt.

In einer solchen Zeit und unter solchen Verhältnissen ist es aber gefährlich, jedenfalls nicht rathsam, vom staatsmännischen Standpunkt aus, die Idee wach zu rufen, daß irgend welche Gesetzgebung die Noth lindern kann. Die ganze Welt leidet. Eine Zahl Momente haben zu der jetzigen Calamität beigetragen und Krisen liegen überhaupt in der Natur der Sache; je höher die Cultur, je künstlicher der Bau des finanziellen Handels und der industriellen Verhältnisse, je größer und ausgedehnter der Kreis unseres Absatz- und Bezugsgebietes — desto häufiger werden wir Krisen unterworfen sein und desto mehr werden wir unter denselben zu leiden haben.

Productives Schaffen ist mit Ueberproduction verwandt, und die Krisen selbst sind die Mittel der Klärung, die Regulatoren der menschlichen Thätigkeit. Es stehen aber Vortheile und Nachtheile dabei im richtigen Verhältniß, und übrigens liegt Alles in der Zeit und in unserem Culturzustand. Hülfe in Aussicht zu stellen, die nicht zu realisiren ist, zieht die Nothleidenden von dem Wege ab, der allein zum Heile führt, der allein die Genesung in sich birgt.

Die Hülfe ist zu finden in einer gründlichen Verbesserung der Erzeugungsmethoden, in einem gewissenhaften Prüfen, inwieweit diese oder jene Branche in der Art ihrer Handhabung den Zeitverhältnissen entspricht, und in dem Versuche, sich diesen zu accomodiren.

Wie heilbringend, trotz der Schwere der ertragenen Uebel, die Zeit der Noth gewesen ist, läßt sich da am Besten erblicken, wo ein wirklicher Versuch in obiger Richtung gemacht worden ist, und wenngleich z. B. die Eisen-

Industriellen nach Schutzzoll streben, so ist gerade auf diesem Gebiete in Folge der Noth so Vieles erreicht, daß, wenn der eingeschlagene Weg nicht verlassen wird, und wenn man sich nicht auf die Klippe des Schutzzolles begiebt, wir in sehr kurzer Zeit da mit dem Auslande siegreich concurriren können, wo unsere Production urwüchsig ist, und wo wir Das anstreben, zu dem wir befähigt sind. Wenn der Staat wirklich geneigt ist, die unserer Eisenindustrie anhaftenden Schwächen zu beseitigen, so kann dieses nur auf dem Gebiete der Erleichterung des Verkehrs und der Ermäßigung der Frachten geschehen, weil daran allein unsere Eisenindustrie leidet.

Die Frage zwischen Schutzzoll und Freihandel ist eine zu umfassende, als daß ich sie hier auch nur annähernd genügend beleuchten könnte. Ich lasse es vollständig dahingestellt, ob einzelne unserer Industrien Schutz bedürfen, ob überhaupt Schutz gewährt werden kann oder erforderlich ist.

Ich behaupte nur, daß die Frage unreif ist und nicht brennt, daß die Art, wie man dieselbe in unserm Zolltarif behandelt hat, den Bedürfnissen des Schutzzolles nicht genügt, daß daher Unruhe auf allen Gebieten geschaffen worden ist, daß die producirende Welt bei uns, sich in Folge der Anregung dieser Idee dauernd einer Erweiterung des Schutzzolles statt einer Verbesserung ihrer Productionsmethoden zuwenden wird, und daß wir somit von dem theils eingeschlagenen, theils einzuschlagenden Weg, der allein zum Heil führt, das Höchste, Preiswürdigste und Billigste zu erzeugen, abgezogen werden.

Es scheint mir überhaupt der angestrebten Wirthschafts- und Eisenbahnpolitik ein Gedanke zu Grunde zu liegen, der sich vom Standpunkte des Politikers verstehen und in gewissem Grade auch vielleicht rechtfertigen läßt, der aber vom Standpunkte des wirthschaftlichen Staatsmannes bedauerlich und für das Land von den übelsten Folgen sein könnte.

Es liegt in dem Versuche, unsere Eisenbahnen zu verstaatlichen, ja in der Absicht, ein Tabaksmonopol zu schaffen, bei dem hundert Tausende vom Staate beschäftigt werden müssen, und in ähnlichen Aspirationen, die zu Tage treten, scheinbar der Wunsch, die größtmöglichste Zahl der schaffenden, arbeitenden und intellectuellen Welt unter Staatsobliegenheit im Sinne des Beamtenthums zu bringen, und ebenso scheint es in dem Angestrebten zu liegen, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um durch Uebernahme von Eisenbahnen u. und durch die Zoll- und Wirthschaftsrevision Mittel zu schaffen, die den Staat unter allen Umständen hinsichtlich Geldbewilligung von der Landesvertretung unabhängig machen.

Wenn man einen dynastischen Staats-Socialismus anstrebt, so scheint mir der eingeschlagene Weg verständlich; zu berücksichtigen wird hierbei nur sein, daß dieser Weg schließlich doch im Widerspruch liegt mit einem Verfassungsleben und eventuell zu Conflicten Anlaß geben würde, die, wenn sie ihren logischen Austrag finden, in einen anderen Socialismus als in den bezweckten ausarten könnten, während sich doch der Staatsmann sehr wohl fragen muß,

ob die Möglichkeit vorliegt, durch staatliche Uebernahme der Haupt-Verkehrs- und Erwerbszweige die persönliche Thätigkeit eines zu Wettseifer, zur Action und Concurrnz angetriebenen Volkes zu ersetzen. Die Herren Volksvertreter, die sich darin gefallen, alle Uebelstände dem Luxus, der Ueberproduction u. s. w. zuzuschreiben und daher der Regierung überall da willfährig sind, wo es gilt, den Unternehmungsgeist der Einzelnen zu unterdrücken, wo es gilt, dem Staate alle möglichen Functionen zu übertragen, und die auf die gute alte Zeit zurückweisen, dürften wohl den Gesichtspunkt in's Auge fassen, daß in Deutschland in den guten alten Zeiten nicht 40,000,000 Menschen zu ernähren waren, daß die Bedürfnisse des Einzelnen in jeder Gesellschaftsklasse heute unendlich größer sind, und daß es gefährlich ist, unter so künstlichen Bedingungen wie die jetzigen mit den Wirthschaftsverhältnissen des Landes Experimente zu machen und öconomische Fragen zu berühren, ehe dieselben zur Reife gelangt sind. Jede Zeit hat ihre Eigenthümlichkeit; — die Vergangenheit läßt sich nicht wieder herstellen, und unser socialer Zustand ist nöthiger Weise ein so künstlicher, daß es viel rathamer und sicherer ist, durch die freie Entwicklung und Thätigkeit des Einzelnen, als durch die Action des Staates die materiellen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen.

Ich hoffe, in nächster Zeit die hier nur angeregten Fragen einzeln erschöpfend behandeln zu können. Der Zweck dieser Zeilen war nur, die Aufmerksamkeit dahin zu richten und anzudeuten, daß bei Beurtheilung der Eisenbahn- und Wirthschaftsreform Fragen mit einschlagen, über die das Publicum sich bis jetzt noch kein klares Urtheil gebildet hat.





Bibliographie.

Karl Wittich, Struensee. 8. XIV u. 263 S. Leipzig 1879, Veit & Co. M. 5.—

Mehr als ein volles Jahrhundert ist seit jener verhängnißvollen Nacht verflossen, da im Kopenhagener Königsschloß nach durchbrautem Tanzfest die gewaltthätige, das Heiligthum der Schlafgemächer nicht achtende, Verhaftung der Grafen Struensee und Brandt, der Königin Karoline Mathilde von Dänemark stattfand. Viel ist verleumdete, angeschuldigt und entschuldigt worden in dieser Sache von allen Parteien, welche sich des Stoffs bemächtigt haben. Noch heute, wie man weiß, leben directe Nachkommen mütterlicherseits jener Prinzessin, welche nach allen Zeugnissen für Struensee's Tochter gelten muß, die aber von der oldenburgischen Königsfamilie in ihrer Legitimität nicht beeinträchtigt worden ist. Diese Nachkommen sind die weiland vielgenannten Herzoge von Schleswig-Holstein-Augustenburg, in deren Familie — wie wir hören — der Tag der Hinrichtung des großen Grafen und geheimen Cabinetsministers König Christians VII. als ein Trauertag stets gegolten hat und noch gilt.

Dieses vorausgeschickt, wird eine umfangene historische Würdigung, welche der Katastrophe jetzt neuerdings durch Professor Wittich in Jena zu Theil geworden ist, wohl um so eher allgemeine Beachtung verdienen, als dieselbe mit gründlicher Kenntniß der einschlägigen, sowohl dänischen als deutschen, englischen als französischen Literatur eine sichere Charakterzeichnung, eine elegante Diction und ein glückliches Tactgefühl in Behandlung der Details verbindet. Dabei ist der Umfang der Arbeit, trotz einer ansehnlichen Anzahl Excurse, knapp und concis gehalten, wie es bei derartigen Werken in Deutschland nicht häufig der Fall zu sein pflegt. Bei

einem Publicum, das zwei dramatische Bearbeitungen der Struensee-Figur mit Interesse aufgenommen hat — von Beer und Laube —, hat dieses neueste und wie wir glauben sorgfältigste und am wenigsten partiische Resumé der Struensee-Akten wohl Ursache, auf weiteres Entgegenkommen zu hoffen. Zwar hat Verfasser, wie er wiederholt klagt, die einestheils zu Kopenhagen, andernteils zu Schloß Bergenhus in Norwegen und anderswo aufbewahrten Proceßacten nicht in genügender Weise erschöpfen können. Indessen meint er selbst, davon nicht mehr allzu viele Aenderungen besorgen oder hoffen zu dürfen, nachdem die quellenmäßige Untersuchung im Lande von Struensee's Wirken schon manche schätzenswerthe Publicationen hierüber zu Tage gefördert hat. G.

Franz Giese, Frans Ejsnk. Ein Leben im Driben as olt Münsterjch Kind. 3. Aufl. 8. X u. 282 S. Braunschweig 1879, Harald Bruhn.

Unser verehrter Mitarbeiter Klaus Groth, der genialste Dialectdichter unserer Zeit, läßt sich über den Werth des Giese'schen Romans wie folgt vernehmen: Wenn nun das Plattdeutsche einmal als Volkssprache verschwunden sein wird — man weiß sagt seinen Untergang nunmehr seit drittehalb hundert Jahren — wenn es nicht mehr von lebendigen Lippen tönen wird als traute Familien- und Umgangssprache, so wird er dort jetzt in Schriftwerken fortleben, und wenn aus der großen Fluth oder der allmählichen Versumpfung auch um ein halb Duzend Namen von Schriftstellern mit ihren Werken noch hervorragen mögen, so ist sicher anzunehmen, daß das vorliegende Buch von Franz Giese, daß die Lebensgeschichte des

Münster'schen Pfahlbürgers Frans Essink unter diesem halb Duzend sein wird. Unter diesen plattdeutschen Geschichten, wie wir sie jetzt schon besitzen und die in hohem Maße geeignet sind, einem späteren Kulturhistoriker Einsicht in's wirkliche Leben der Deutschen zu gewähren, nehmen — von Fritz Reuter abgesehen — durch Treue in Zeichnung und Farbe der „Casperohm un ik von John Brindmann“ und der „Frans Essink von Giese“ den ersten Rang ein; wie Brindmann einen behäbigen Koströcker Seemann und seine Familie und Umgebung, so schildert Giese einen westfälischen Stadtbürger aus Münster in all seinem dürren Spießbürgerthum bis zur handgreiflichen Anschaulichkeit.“

Max Martersteig, Pius Alexander Wolff.

Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte. Mit dem Portrait Wolffs nach der Wichmann'schen Büste. 8. XII u. 327 S. Leipzig, 1879, Fernau. M. 7.—

Pius Alexander Wolff ist der gegenwärtigen Generation ein Fremder geworden. Nur Wenige, welche ihn als den Dichter der „Preciosa“ oder als den Verfasser der ausgelassenen Posse der „Kammerdiener“ kennen, wissen, daß es sich bei ihm nicht nur um einen gewandten Theaterschriftsteller, sondern „um den idealen Repräsentanten eines der bedeutendsten Zeitabschnitte deutscher Schauspielkunst“, um den „bedeutendsten und treuesten Schüler Goethes“ und um eine Persönlichkeit handelt, welche auf die künstlerische Umgestaltung der Berliner Bühne, wie sie Graf Brühl von Jßland übernommen hatte, hervorragenden Einfluß zu gewinnen wußte. Der Verfasser hat sich daher ein wirkliches Verdienst erworben, indem er, „ungeachtet des Mangels geeigneter Vorarbeiten, ohne ausführliche Selbstbekenntnisse und Tagebücher Wolffs“ es unternahm, aus dem geringen vorhandenen Material eine gewissenhafte Darstellung von Wolffs Leben zu geben, besonders soweit seine Entwicklung als Schauspieler und Schriftsteller und seine Thätigkeit als Mitglied der Weimarer und Berliner Bühne in Betracht kommt. Mit emsigem Fleiß ist alles auf Wolff Bezügliche zusammengetragen, und besonders ein reichhaltiges Material an Briefen herbeigeschafft, welche den zweiten Theil des Buches füllen und in hohem Maße interessant und werthvoll sind. Graf Brühl, Adolf Müllner, Dieck, Jßland u. A. sind unter den Correspondenten zu finden. Nicht minder

interessant sind die in dem Anhange enthaltenen Documente. Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Erscheinung, ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters in den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Die Ausstattung verdient Anerkennung.

Fromme's Oesterreichischer Fest-

Kalender zur Feier der silbernen Hochzeit des allerhöchsten Kaiserpaars Franz Joseph und Elisabeth am 24. April 1879. Redigirt von Dr. Ferd. Stamm. Mit den Porträts der kaiserlichen Familie und 21 Holzschnitten. 8. 220 S. Wien, 1879, k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme. M. 1.60.

Eine Geschichte der österreichischen Kaiserfamilie und des Staates, während der letzten 25 Jahre in chronistischer Form und in ansprechendem äußeren Gewande.

Carl Seymann's kritisches Literatur-

blatt für Rechts- und Staatswissenschaft. Unter Mitwirkung namhafter Theoretiker und Praktiker, herausgegeben von Rich. Ryck. 1. Jahrgang Nr. 1 u. 2. Quartformat Jährlich 24 Nummern M. 6.—

Sübbe = Schleiden, Ethiopien. Studien über West-Afrika. Mit einer neuentworfenen Specialkarte. 8. XIV u. 417 S. Hamburg, 1879, Friedrichsen & Co.

Der Verfasser nennt Ethiopien diejenigen Theile Afrikas, welche von der ethiopischen Rasse bevölkert sind und von dem spezifischen Wesen des Ethiopiers beherrscht werden. Vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, denkt er dabei an das westliche Aequatoral-Afrika, wo dieses Wesen im Innern des Landes jedenfalls ganz unverfälscht ist und wo selbst an der Küste Charakter, Lebensweise und Anschauungen des Negers noch nicht wesentlich durch fremde Einflüsse umgestaltet sind. Die unter den so gebildeten geographischen Begriff Ethiopien fallenden Gebiete sind dem Verfasser aus eigener Anschauung bekannt. Zwei Jahre hat er sich im West-Aequatoral-Afrika als Chef eines in Gabon von ihm etablirten Handelshauses aufgehalten, ein halbes Jahr in der französischen Besitzung am Senegal. Er nennt diese Zeit einen „Mitommernachts Traum, der mit einem Alpdrücken endete.“ Die Studien sind in vier größere Abschnitte (Bücher) eingetheilt: Französische Colonisation, ethiopische Ethnographie, afrikanische

Agricultur, germanische Civilisation; sie geben „nicht den Bericht der Erlebnisse des Verfassers, sondern deren Resultat; ihre Einheit finden sie in der Frage der Erschließung Afrikas.“ „Ausgehend von einer Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse in West-Afrika, weist der Verfasser zunächst auf die Schwächen der dortigen Zustände, namentlich auf die mißglückenden Colonisations-Versuche der Franzosen in Senegambien und — was für Ethiopien wichtiger ist — in Gabon. In der Hauptfrage handelt es sich dann zuerst um die Möglichkeit, dann um die Art und Weise einer wirklichen Colonisation Afrikas. Der erste dieser Punkte betrifft die Entwicklungsfähigkeit der Neger, der letztere erörtert die Regeneration der gegenwärtigen Zustände und die Fortentwicklung der ethiopischen Verhältnisse. Endlich schließt sich daran die Darstellung der Civilisation und Utilisation Aequatoral-Afrikas vom volkswirtschaftlichen Standpunkte.“ Die Darstellung des Verfassers ist lebendig und geschmackvoll (wenn auch hin und wieder nicht frei von einer gewissen Lässigkeit); die Lectüre des Buches, das auf gründlichster Beherrschung seines Stoffes beruht und in jedem Capitel für die im weiteren Sinne des Wortes gebildete Persönlichkeit des Verfassers Zeugniß ablegt, wird durch diesen Vorzug der Darstellung noch fesselnder und anregender, als sie es ohnehin durch die Natur des Gegenstandes ist und durch die selbständige Auffassung, welche der Verfasser ihm abzugewinnen verstanden hat. Die beigegebene Karte verwerthet ein reiches Quellenmaterial und ist, wie das Buch selbst, sorgfältig ausgestattet.

P. V. Wichmann, Ludwig der Große, der Baier. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Acten. 8. 1 Bl. u. 66 S. Wiesbaden, 1878, Schellenberg.

Glaubensbekenntniß eines unmodernen Kulturforschers. 8. 50 S. Gotha, 1879, J. A. Perthes.

Chrph. Sandner, die Arbeiterfrage, kritisch untersucht behufs Erzielung socialer Reform und Entwaffnung der Sozialdemokratie. 8. 44 S. Nördlingen, 1879, Beck.

J. ten Doornkaat Koolmann. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 7. Heft. Ga-Gramen. 8. S. 577—672. Norden, 1879, H. Braams.

Das hervorragende Werk, dem auf seinem Gebiete grundlegende Bedeutung

zuerkannt worden ist, schreitet rüstig vorwärts, jodah seine Vollendung im Verlaufe der nächsten vier Jahre zu erwarten ist. Was gelegentlich der voranstehenden Besprechung über die Arbeiten von Littré, Grimm, Wurzbach und ähnlichen gesagt worden ist, läßt sich, selbstverständlich mit den durch die kleineren Verhältnisse bedingten Einschränkungen auch auf das Werkten Doornkaats anwenden. Es ist eine Arbeit hingebungsvollsten Fleißes, großer Gelehrsamkeit und wärmster Heimatsliebe. In seiner Vollendung wird es einen Platz neben dem classischen bairischen Wörterbuche Schmellers für sich in Anspruch nehmen dürfen.

P. Noiré, Max Müller und die Sprach-Philosophie. 8. IV u. 107 S. mit dem Porträt Müllers in Radirung. Mainz, 1879, Zabern.

Ein erweiterter Abdruck des in „Nord und Süd“ erschienenen Aufsazes. Daß demselben die Ehre einer Uebersetzung in's Englische und Italienische zu Theil geworden, haben wir bereits im vorigen Heft erwähnt.

Constant von Wurzbach, ein Madonnen-Maler unserer Zeit. (Eduard Steinle.) Biographische Studie. 8. VIII u. 172 S. Wien, 1879, Manz. M. 6. —

„Drei Künstler der Gegenwart sind es, auf welche Oesterreich mit Wehmuth und Stolz blicken darf; mit Wehmuth, weil es keinen von ihnen, wie es Jeder verdiente, gerecht geworden; mit Stolz, weil der Ruhm eines Jeden von ihnen weit über die Grenzen seines österreich-deutschen Vaterlandes hinausleuchtet: Führich, Schwind und Steinle.“ „Ueber Steinles Schöpfungen finden wir wohl in Werken der Kunst und sonst hie und da spärliche Nachricht, „aber Mittheilungen über sein Leben, seinen Bildungs- und Entwicklungsgang fehlen uns gänzlich. Nun freilich ist es kein bewegtes Leben, sondern ein stilles, das ganz in seinem Schaffen aufgeht, ein Leben, mehr nach innen als nach außen sich entwickelnd, ein Leben, das nicht durch politische Enunciationen und sogenannte Thaten, sondern ausschließlich durch seine Kunstwerke zu uns spricht, deren jedes von ihnen auch eine That, und eine sehr bedeutende ist.“ Nicht eine erschöpfende Arbeit, sondern nur eine Skizze, eine Silhouette will der Verfasser geben, aber die Striche desselben sind richtig und geben ein treues und wahres Bild dessen, den sie darstellen. Der Versicherung, daß in

dem vorliegenden Buche ein „richtiges und treues Bild“ Steinles geboten sei, hätte es nicht bedurft. Wer Wurzbachs literarische Thätigkeit verfolgt hat, weiß, daß er einer der gewissenhaftesten, emsigsten und unermüdblichsten Arbeiter ist, einer jener muthigen, ausdauernden Männer, die an die Durchführung eines Werkes idealer Art ein ganzes Leben setzen. Wie Littré in Frankreich, die Gebrüder Grimm bei uns, der Shakespeare-Commentator Furness in Nordamerika u. A. der Vollendung ihrer Aufgaben den größten Theil eines langen Lebens widmeten, und zwar ohne nennenswerthe materielle Erfolge damit zu erzielen, so hat Wurzbach dem von ihm begründeten „biographischen Lexikon des Kaiserthum Oesterreich“ bis jetzt mehr als dreißig Jahre seines Daseins geweiht. Es ist dies ein bewundernswerthes Werk, nach der Richtung seiner Vorzüge und Fehler, eine Arbeit, wie sie in der Weltliteratur kaum ihres Gleichen findet. Die nahe bevorstehende Vollendung des Lexicons, zu welcher sein Verfasser und die Literatur gleichmäßig zu beglückwünschen sind, wird diesen Blättern Gelegenheit geben, von der Bedeutung des Unternehmens in verdiente Ausführlichkeit zu sprechen. Dieser Hinweis auf das Hauptwerk des Verfassers ist geboten, weil die Biographie Steinles aus dem erschöpfenden Artikel erworben ist, welchen Wurzbach dem Künstler dort gewidmet hat, und weil ihr die ganze Eigenart der größeren Biographien des Hauptwerkes inne wohnen: dieselbe Gründlichkeit, dieselbe oft in's Uebermaß gehende Begeisterung für ihren Gegenstand, der warme, die Ungerechtigkeit nicht ausschließende Patriotismus, das Verweilen bei Geringfügigem und die Ueberhöhung desselben. Aber als ein Ganzes betrachtet, handelt es sich hier um eine Künstlerbiographie, wie einer solchen, in ihrer Eigenart, nur wenige zeitgenössische Künstler theilhaftig geworden sind. Die „biographische Skizze“ Steinles füllt die ersten 27 Seiten des Buches. Das Verzeichniß der Werke, in seiner Eintheilung in Fresken und Wandgemälde, Delbilder, Aquarelle, Zeichnungen und Radirungen, nimmt die Seiten 48—71 in Anspruch.

Daran schließt sich auf 10 Seiten ein Verzeichniß von Nachbildungen der Werke des Künstlers und auf weiteren 46 eine ausführliche Beschreibung einiger seiner bedeutendsten Werke. Nachweise über Bildnisse des Künstlers, Quellen zu seiner Biographie, Quellen zur Kritik und Geschichte einzelner Werke, eine Chronologie derselben, ein Verzeichniß der Besitzer seiner Werke und kritische Stimmen über Steinlen den Künstler schließen das Werk. In den letzteren wären die Meinungen einiger unerheblichen Persönlichkeiten nicht vermißt worden, wenn die Gewissenhaftigkeit des Verfassers es über sich gewonnen hätte, sie nicht zu citiren. Die Ausstattung des Buches, das aus der angesehenen Frommeschen Officin in Wien hervorgegangen ist, ist glänzend und musterhaft; einer ähnlichen haben sich nur wenige derartige Monographien zu erfreuen.

Nich. Weitbrecht, Johann Fischart als Dichter und Deutscher. (N. u. d. 7: Neue Volks-Bibliothek 3. Serie, 6. Heft) 12. 48 S. Stuttgart, 1879, Levy & Müller. M.—40.
Die ganze Serie von 10 Heften M. 2.—

Frdr. Veht, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Zweite Reihe. 8. 379 S. Nördlingen 1879, Beck.

Der zweite Band dieser „Modernen Bafari“ enthält die Biographien von Carl Rottmann, Franz Defregger, Wilhelm von Kaulbach, Franz Lenbach, Alfred Meißel, Arnold Böcklin, Christian Rauch, Ludwig Passini, Bonaventura Genelli, Adolph Menzel und Hans Makart. Den Lesern von „Nord und Süd“ werden die Studien über Lenbach und Böcklin in freundlichster Erinnerung sein; der Hinweis auf die Vortrefflichkeit dieser beiden Künstlerportraits soll dem ganzen Buche zu warmer Empfehlung gereichen.

B. Matthias-Zendinger, Chlodosinda. Trauerspiel in 5 Acten und einem Prologue. 8. 158 S. Leipzig und Köln, 1879, Reißner und Ganz, Cartonirt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Nord und Süd.

deutsche Monatschrift.

herausgegeben

von
Paul Lindau.

IX. Band. — Juni 1879. — 27. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Johannes Haber.)

Breslau.

Verlag von S. Schottlaender.

dem vorliegenden Buche ein „tächtiges und treues Werk“ Steintles geboten sei, hätte es nicht bedurft. Der Herausgeber's literarische Thätigkeit verlohnt hat, weiß, daß er einer der gewissenhaftesten, eifrigsten und unermüdllichsten Arbeiter ist, einer jener muthigen, ausdauernden Männer, die an die Durchführung eines Werkes idealer Art ein ganzes Leben setzen. Wie Lütke in Frankfurt, die Gebrüder Grimm bei uns, der Shakespeares-Commentator Jarnach in Nordamerika u. s. w. der Vollendung ihrer Aufgaben den höchsten Preis eines langjährigen Lebens widmen, und jene eine unermessliche Werthe erzielen, so hat Herr Steintle die seinige begründet. Das Buch ist ein Werk des Kaiserthums, das dem Kaiser als dreißigjähriger Mann vorgelegt ist. Es ist die Frucht einer sorgfältigen Arbeit nach der Methode seiner Vorgänger und Fehler, eine Arbeit, wie sie in der Weltliteratur kein zweites Gleichen findet. Die nahe bevorstehende Vollendung des Reichthums, zu welcher sein Verfaßer und die Literatur gleichmäßig zu beglückwünschen sind, wird diesen Blättern Gelegenheit geben, von der Bedeutung des Unternehmens in verdiente Ausführlichkeit zu sprechen. Dieser Hinweis auf das Hauptwerk des Verfassers ist geboten, weil die Biographie Steintles aus dem erscheinenden Mittel erworben ist, welchen Zweck das dem Künstler dort gewidmete Buch, das nach der ganzen Gattung der gewöhnlichen Biographien des Hauptwerkes immer noch ein wenig zurückbleibt, dieselbe oft übersteigt. Die geistige Ueberwindung, die die Ungerländer durch die Ueberwindung des Patriotismus zu bewerkstelligen vermögen, ist ein Beweis, daß die Ueberwindung derselben. Aber als ein Beweis, daß es sich hier nicht um eine Künstlerbiographie, wie einer solchen, in ihrer Eigenart, nur wenige zeitgenössische Künstler reichlich geworden sind. Die „biographische Skizze“ Steintles füllt die ersten 27 Seiten des Buches. Das Verzeichniß der Werke, in seiner Eintheilung in Fresken und Wandgemälde, Selbstbilder, Aquarelle, Zeichnungen und Radirungen, nimmt die Seiten 48—71 in Anspruch.

Daran schließt sich auf 10 Seiten ein Verzeichniß von Nachbildungen der Werke des Künstlers und auf weiteren 46 eine ausführliche Beschreibung einiger seiner bedeutendsten Werke. Nachweise über Bildung des Künstlers, Quellen zu seiner Biographie, Quellen zur Kritik und Gesammte einzelner Werke, eine Chronologie derselben, ein Verzeichniß der Bücher seiner Werke und kritische Stimmen über Steintle den Künstler schließen das Werk. In den letzteren wären die Rechnungen einiger unerheblichen Persönlichkeiten nicht vermehrt worden, wenn die Gewissenhaftigkeit des Verfassers es über sich gewonnen hätte, sie nicht zu citiren. Die Ausstattung des Buches, das aus der angesehenen kaiserlichen Officin in Wien hervorgeht, ist sehr glänzend und musterhaft; über Ausgaben haben sich nur wenige derartige Monographien zu erfreuen.

Hr. Weitzsche. Johann Kischart als Bildner und Zeichner. 2 Bände. 7: Kunsth. Verlagsanstalt. 2 Bände. 6. Heft 12. 48 S. Stuttgart, 1879. Levy & Müller. 12. — Die ganze Serie von 10 Heften 42. —

Hr. Peck. Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Zweite Reihe. 8. 379 S. Nordlingen 1879. Verl.

Der zweite Band dieser „Modernen Kunst“ enthält die Biographien von Carl Schwan, Franz Dreyer, Wilhelm von Kaulbach, Franz Lenbach, Alfred Meißel, Arnold Böcklin, Christian Rauch, Adolph Baumbach, Hermann Genschel, Alois Mengler und Louis Mascher. Zur Erinnerung von „Kunst und Bild“ werden die Studien über Lenbach und Böcklin in freundlicher Erinnerung sein; der Hinweis auf die Vortrefflichkeit dieser beiden Künstlerportraits soll dem ganzen Buche zu warmer Empfehlung gereichen.

H. Matthias-Lendering. Chlodowinda. Trauerspiel in 5 Acten und einem Prologue. 8. 158 S. Leipzig und Köln, 1879. Neumann und Ganz, Carionair.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlagsgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Verantwortungsrecht vorbehalten.